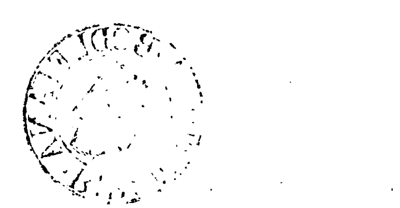



600033056N



Geschichte

des Bairischen Erbfolgekrieges.



Geschichte

des

Bairischen Erbfolgekrieges.

Von

E. Reimann.



Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1869.

Vorwort.

Bücher haben ihre Schicksale nicht allein nach der Geburt, sondern auch schon vorher; aber diese letzteren sind der Welt gleichgiltig. Sie will nicht wissen, warum ich mich entschlossen, die gewohnten Studien über das sechzehnte Jahrhundert zu unterbrechen und einige Blätter der preußischen Geschichte zu widmen; ihr kommt es vor Allem darauf an, ob der Stoff, den ich gewählt, einer neuen Bearbeitung dringend bedurfte, und ob die Möglichkeit gegeben war, einigermaßen den Forderungen zu entsprechen, welche die strengere Gegenwart an ein geschichtliches Werk stellt. Und beides, denk' ich, kann nicht geleugnet werden.

Der bairische Erbfolgekrieg ist von Dohm eingehend behandelt worden. Das Buch war für jene Zeit (1814) ein lobenswerthes; noch immer bezieht man sich auf dasselbe; ja, es läßt sich behaupten, daß man bis auf den heutigen Tag wenig darüber hinausgekommen ist. Mit dieser Anerkennung verträgt sich ganz wohl der Tadel, daß der Verfasser die Quellen, die ihm zu Gebote standen, keineswegs erschöpfend benutzt hat. Außerdem schenken wir leicht noch mancher alten Kunde Beachtung, wenn uns neue Hilfsmittel ein tieferes Eindringen gestatten. Wie viele Bruchstücke, die vorher unverwendbar blieben, lassen sich dann ohne Mühe zu einem Ganzen verbinden? Und das ist jetzt in reichem Maße möglich. Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz und des Freiherrn von der Asseburg, die Beiträge Fr. von Raumers zur neueren Geschichte,

der militärische Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck haben dankenswerthe Nachrichten gebracht; allein zu einer neuen Bearbeitung konnten sie noch nicht reizen. Im Jahr 1854 gab K. W. von Schöning den vierten Band der militärischen Correspondenz Friedrichs des Großen mit dem Prinzen Heinrich von Preußen heraus. Die Darstellung des bairischen Erbfolgekrieges, welche vorangeht, ist beinahe werthlos; aber der Briefwechsel, 276 Seiten umfassend, enthält, wie man sich denken kann, eine Fülle von Aufschlüssen. Seltsam, daß Niemand sich gefunden, welcher den kostbaren Schatz gehoben hätte; denn von einem Versuche, der gemacht worden, ist es am besten zu schweigen. Die Muse der Geschichte segnet nur diejenigen, welche sich ihr demüthig und mit heiligem Ernste nahen.

Während ich damit beschäftigt war, aus dieser höchst ergiebigen Quelle mit wachsender Freudigkeit zu schöpfen, eröffnete sich plötzlich eine neue, die nicht minder reichlich floß. Der Ritter Alfred von Arneth fügte zu den vielen Verdiensten, die er um die Aufhellung der östreichischen Geschichte sich erworben, ein sehr werthvolles, indem er den Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph II. in drei Bänden herausgab[1]). Wie schlug mir das Herz, als ich die erste Kunde davon empfing! Mit welcher Erwartung nahm ich das Werk in die Hand! Schien es doch, als ob ein glücklicher Stern meinem Bestreben lächelte.

Vor diesen beiden Hilfsmitteln verschwanden Dämmerungen und Dunkelheiten in großer Zahl, und nur über wenigen Stellen lagert noch die Finsterniß. Man konnte so zu sagen jetzt in beide Lager sehen, die Absichten und Beweggründe der Hauptpersonen

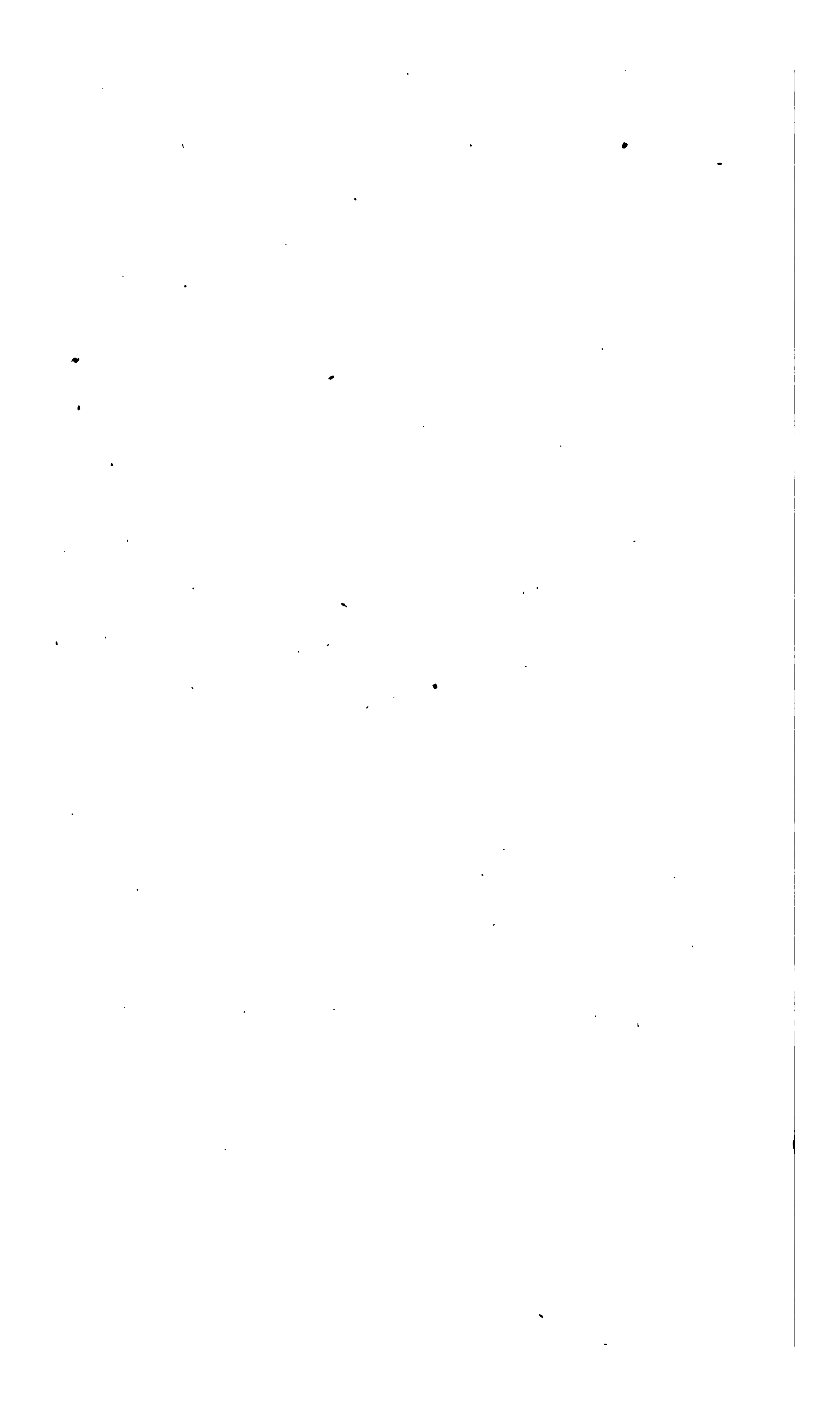
1) Vergleiche meinen Aufsatz: „Ueber einige falsche Daten in dem Briefwechsel Friedrichs des Großen mit dem Prinzen Heinrich und Josephs II mit Maria Theresia" in dem 5. Bande der Zeitschrift für preußische Geschichte, 367 ff. Wenn ich Seite 373 bemerkte, daß Gapersdorf vielleicht in Seifersdorf umzuwandeln wäre, so muß ich das zurücknehmen; es ist Gabersdorf gemeint, ¾ Meilen von Pischkowitz gelegen. — Daß die „Briefe von Joseph II., Leipzig 1821 (2te Auflage 1822)" unecht sind, bedarf jetzt keines Beweises mehr. Auch die Briefe Friedrichs des Großen im Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler III, 543—549 sind erdichtet.

genau erkennen, Leben in die Darstellung bringen, unterrichten und rühren. Eben danach hab' ich gestrebt. Eingedenk der ersten Pflicht des Geschichtschreibers, bin ich bemüht gewesen, ein treues Bild von dem bairischen Erbfolgestreite zu liefern.

Freudig ergreift der Schriftsteller einen neuen Plan und arbeitet dann unverdrossen. Hier geht es ihm leicht von der Hand, dort scheint der spröde Stoff seiner Anstrengungen zu spotten, und mühsam bringt er vorwärts. Bisweilen ist er mit sich zufrieden, noch öfter quält ihn der Zweifel an seiner Kraft. Endlich reißt er von dem Werke sich los, das ein Stück seines Lebens ausmacht. Aber diese persönlichen Beziehungen verschwinden der Welt mit Recht, und sie betrachtet nur die Leistung.

Breslau, am 25. Februar 1869.

Der Verfasser.



I.

Zwischen gewaltigen Kämpfen wie zwischen Riesen liegt verachtet der bairische Erbfolgekrieg, und die Vergessenheit, worein er gesunken, scheint er auch in vollem Maße zu verdienen; denn nicht ein einziges Mal haben die wohlgerüsteten Gegner in offener Feldschlacht ihre Kräfte gemessen, und kaum nennenswerth ist der Gewinn, welchen Oestreich am Ende davongetragen. Anders war freilich die Wirkung, die der Streit der Höfe von Berlin und Wien auf die Mitlebenden ausübte; sie empfanden die Wichtigkeit der Entscheidung, welche die Waffen treffen sollten, weit stärker als die Nachwelt. Während diese nur bemerkt, wie wenig der Friede von Teschen die Karte von Deutschland verändert hat, dachten die Zeitgenossen mit leidenschaftlicher Erregtheit an die Folgen, die eintreten mußten, wenn Kaiser Josephs umfassende Pläne keinem Widerstande begegneten oder dem Könige von Preußen zum Trotze durchgeführt wurden. Auch wir können erst dem Kriege gerecht werden und seine Bedeutung ermessen, wenn wir ihn unter einem solchen Gesichtspunkte betrachten. Und vielleicht vermögen wir die Gefahr, welche Friedrich II abgewendet, jetzt noch besser zu schätzen, nachdem der Kaiserstaat aus der großen Stellung hinausgedrängt worden, die er in Deutschland Jahrhunderte lang mit Glück behauptet hat. Nicht so klein ist die Zahl derer, welche mit Bedauern die östreichischen Brüder von dem neuen Bunde für immer ausgeschlossen sehen; weit stärker würde dieser Verlust aber sein, wenn der ehrgeizige Kaiser in Baiern die Abrundung erlangt hätte, nach der ihn gelüstete. Doch bevor wir in das Geheimniß der Absichten einzudringen suchen, die Joseph II gefaßt, müssen wir die Erinnerung an die Beziehungen wecken, welche zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden haben. Wir steigen dadurch gleichsam zu der Quelle auf, woher jene Pläne geflossen.

Als der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern 1685 eine Erzherzogin heirathete, bestätigte er nicht allein deren Verzicht auf die spanische Erbschaft, sondern er machte sich auch anheischig, die Nachfolge des deutschen Zweiges der Habsburger in den von Carl V zusammengebrachten Gebieten mit aller Kraft zu unterstützen und zu vertheidigen. Dafür wurden ihm die spanischen Niederlande zugesagt; der Kaiser versprach ihm sogar, sich nach Beendigung des Türkenkrieges in Madrid verwenden zu wollen, daß er schon bei Lebzeiten Carls II als künftiger Landesherr in ihren Besitz käme. Wenigstens Gouverneur dieser Provinz wurde der Churfürst, und als ihm 1692 die Tochter Leopolds einen Sohn geboren hatte, stieg sein Ehrgeiz höher. Er behauptete, dem schlimmen Beispiele Ludwigs XIV folgend, daß der Verzicht, den seine Gemahlin geleistet, auf die Rechte des Churprinzen keine Wirkung ausüben könnte.

In der That eröffneten sich dem Hause Wittelsbach die glänzendsten Aussichten. Frankreich, England und die Generalstaaten schlossen im October 1698 einen Vertrag, nach welchem Spanien und die Niederlande nebst den amerikanischen Colonien an den Churprinzen übergehen sollten; ja, im November erklärte sogar Carl II den glücklichen Knaben zum Erben der gesammten spanischen Monarchie. Letzteres verstimmte freilich nicht allein Ludwig XIV, sondern auch Wilhelm III, und Kaiser Leopold zeigte seinem Schwiegersohne, wie man sich denken kann, die bitterste Feindschaft. Da rafften die Pocken das arme Kind hinweg, und damit zerrannen die schönen Träume, welche den ehrgeizigen Sinn Maximilian Emanuels umgaukelt hatten. Er glaubte dem ganz unerweislichen Gerüchte, daß der Kaiser den Churprinzen habe vergiften lassen, und stellte sich in dem schweren Kriege, der dann ausbrach, rachedurstig auf die Seite Frankreichs, um im Bunde mit demselben eine Vergrößerung zu erlangen. Er empfing von dieser Macht die Zusage, daß man Alles, was er etwa Oestreich abgewänne, während des Krieges in seinen Händen lassen und ihm bei den Friedensunterhandlungen zu erhalten suchen würde. Durch einen zweiten Vertrag ward ihm auch die Rheinpfalz verheißen. Das Haus Baiern schien einer großen Zukunft entgegenzugehen.

Und recht nützlich erwies Maximilian Emanuel sich seinem Verbündeten. Zwar scheiterte die Eroberung Tyrols an dem Widerstande der Einwohner, und der Churfürst sah sich genöthigt, nach seinem eigenen Lande zurückzukehren; aber hier schlug er am 20. September 1703 den östreichischen General Styrum, er besetzte dann Regensburg, nahm Augsburg und überraschte Passau. Er konnte nach Prag oder nach Wien vorrücken. Er betrachtete sich in diesem Zeitpunkt als den Vertheidiger der Unabhängigkeit des deutschen Fürstenthums, ja er dachte sogar daran, sich eine europäische Stellung zu gewinnen. Umgekehrt wurde der Wiener

Hof vom äußersten Schrecken ergriffen, zumal da auch die unzufriedenen Ungarn nach der mährischen und östreichischen Grenze vorrückten. Bei so schwerer Bedrängniß offenbarte nun aber der Prinz von Savoyen die Fülle seines Werthes. Er erkannte nicht nur die Nothwendigkeit, Baiern um jeden Preis zu überwältigen, sondern es gelang ihm auch, die holländisch-englischen Streitkräfte heranzuziehen, und eine zweite Schlacht von Höchstädt befreite den Kaiserstaat von der drückendsten Sorge. Wie ein starkes Erdbeben wohl in wenigen Augenblicken eine stolze Stadt in wüste Trümmer legt: so stürzte der kühne Prachtbau der churfürstlichen Hoffnungen plötzlich zusammen. Maximilian Emanuel mußte flüchtig sein Land verlassen, das nun in östreichische Verwaltung überging.

Und gern hätte der Kaiser die schöne Beute behalten! Als Ende des Jahres 1711 Eugen sich nach England begab, um dort Königin und Ministerium zu erneuten Kriegsanstrengungen zu bewegen, bekam er unter Anderm von seinem Hofe den Auftrag, die Niederlande wo möglich mit Baiern zu vertauschen. Eben darauf suchte er später bei den Unterhandlungen in Rastadt das Gespräch zu bringen; aber Villars vermied es, davon zu sprechen. Zwar hatte Ludwig XIV schon im Sommer 1705 vorgeschlagen, die spanischen Niederlande, wie man annimmt, für Maximilian Emanuel, in einen unabhängigen Staat zu verwandeln, und er würde dazu ohne Zweifel noch jetzt eben so gern die Hand geboten haben, wie er wünschte, den Churfürsten von Baiern zum Könige von Sicilien oder Sardinien zu erheben. Ganz anders aber lagen die Dinge, wenn von einem Austausche die Rede war; sollte Ludwig XIV den treuen Verbündeten gerade von dort entfernen, wo ihm dieser am nützlichsten werden konnte, und Oestreich erheblich stärken? So mußte sich denn Maximilian Emanuel damit begnügen, in den alten Besitz wieder einzuziehen, und keine Königskrone sah sein lüsternes Auge mehr blinken. Auch die Rheinpfalz war dem Stammesvetter geblieben; Maximilian Emanuel schlug nun vielmehr das entgegengesetzte Verfahren ein und schloß im Jahr 1724 mit dem Churfürsten Carl Philipp einen Familienvertrag, durch welchen die beiden Hauptlinien des Hauses Wittelsbach sich versprachen, in allen Gerechtsamen und Interessen gemeinschaftlich zu handeln und sich gegenseitig zu beschützen.

Nach einer anderen Seite richtete der Nachfolger anfänglich seinen Ehrgeiz, er wünschte für seinen Sohn die Erzherzogin Maria Theresia zur Gemahlin; aber als der Kaiser sich weigerte, nahm Carl Albrecht mit Vorsicht die Politik des Vaters wieder auf. In dem Kriege, welcher bei Gelegenheit der Erledigung des polnischen Thrones ausbrach, trat auch er auf die Seite der Franzosen und begann große Rüstungen. Schon hierdurch ward er denselben nützlich. Wenn sich Prinz Eugen entschuldigt, warum er das von ihnen eroberte Philippsburg nicht entsetzen

können, so führt er vornehmlich die Rücksicht auf Baiern an, welches bekanntermaßen gleich Cöln und Pfalz stark bewaffnet sei und sich allem Anschein nach, sobald der hiesigen Armee ein Unglück widerfahren wäre, mit der des Feindes verbunden haben würde zu einer Zeit, wo weder in Ungarn noch an andern Orten Truppen vorhanden wären, die man entgegenzustellen vermöchte. So liegen auch im folgenden Jahre (1735) die Dinge. Der Kaiser bittet Eugen, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, daß gegen den Feind eine bedeutende Unternehmung ins Werk gesetzt werde. Der Prinz von Savoyen antwortet aber: „Es läßt sich vor einer gewonnenen Schlacht der Rhein von uns nicht wohl anderswo als in Mainz überschreiten. Während ich mich jedoch dorthin wende, kann der Feind gar leicht in Schwaben, wo nicht noch weiter vordringen, welches das gefährlichste von Allem und gerade dasjenige ist, worauf bei den gegenwärtigen Umständen meine größte Sorgfalt gerichtet sein muß. Denn man weiß zur Genüge, wie sehr Frankreich danach strebt, die Verbindung seiner Truppen mit denjenigen Baierns zu bewerkstelligen. Mit noch größeren Beschwerden wäre es verbunden, vor dem Gewinn einer Schlacht zu einer Belagerung zu schreiten. Dann könnte der Feind in meinem Rücken gegen Baiern und die Erblande vordringen, in welchem Fall ich gezwungen wäre, die Belagerung ungesäumt aufzuheben und ihm so schnell wie möglich auf dem Fuße zu folgen. Die größte Vorsicht ist um so nöthiger, als die Armee in Italien sich in so schlechtem Zustande befindet, die Erblande offen und mit Wehrkraft nicht versehen sind, Ungarn in Gährung, Baiern aber stark gewaffnet ist, und bei einem Unglück, welches der hiesigen Armee widerführe, nirgends Festungen vorhanden sind, durch welche der Feind aufgehalten werden könnte.“

Bald darauf brachte der Churfürst abermals die Vermählung seines achtjährigen Sohnes mit der achtzehnjährigen Erzherzogin Maria Theresia in Vorschlag als ein Mittel, durch welches sich Alles ausgleichen ließe. Wenigstens Eugen faßte diesen Punkt ernsthaft ins Auge. Nachdem er am 6. August dem Kaiser zum Frieden gerathen, kommt er am Schlusse seiner weitläuftigen Darstellung abermals auf das Verhältniß zu Carl Albrecht zurück. „Unumgänglich scheint es, schreibt er, sich entweder Baierns für alle Zukunft zu versichern, oder es ihm unmöglich zu machen, noch ferner zu schaden. Ersteres kann auf zweierlei Art geschehen, durch des Churprinzen Vermählung mit der Erzherzogin oder durch Abtretung eines Theiles der östreichischen Erblande. Die Abtretung wäre jedoch niemals anzurathen, indem der Churfürst hierdurch nur noch stärker gemacht würde, um seine Eurer Majestät zur Genüge bekannten gefährlichen Absichten, von denen er aus angeborenem Ehrgeize nur in dem Falle der Vermählung seines Sohnes mit der Erzherzogin abstehen wird, dereinst um so leichter auszuführen. Die erwähnte Heirath hingegen

wäre das einzige Mittel, den Churfürsten für beständig an Oestreich zu fesseln. Wollen aber Eure Majestät wegen des Unterschiedes des Alters, auf welchen endlich in einer Angelegenheit, von der Alles abhängt, nicht so viel zu sehen ist, nachdem in Weltsachen das kleinere Uebel dem größeren vorgezogen werden muß, zu dieser Vermählung sich nicht entschließen, so ist es fast unerläßlich, hinsichtlich Baierns den andern Weg einzuschlagen, dessen Verfolgung mittelst der in genügender Anzahl vorhandenen Truppen nicht schwer sein wird."

Der letzte Rath, den Churfürsten zu entwaffnen und sein Land zu besetzen, kam außer Betracht; denn eben damals begannen die Unterhandlungen, welche zum Frieden führten. Und auch der andere Vorschlag wurde verworfen. Da trat Carl Albrecht wieder als Gegner auf. Noch vor dem Ableben des Kaisers erhob er auf die östreichische Monarchie nicht schlecht begründete Ansprüche. Nachdem der letzte Habsburger gestorben war, ließ er demselben feierlich das Todtenamt halten und forderte den Landmarschall von Nieder-Oestreich auf, keine Huldigung vorzunehmen, welche den Rechten des bairischen Hauses entgegenliefe. Der Cardinal Fleury versprach, die Absicht Carl Albrechts auf den kaiserlichen Thron zu unterstützen und auch sonst dessen Rechte anzuerkennen. Französische Hilfsvölker kamen über den Rhein und stießen zu den beiden Truppentheilen, welche der Churfürst aufgestellt hatte; das eine sollte von Schärding aus in Oestreich, das andere von der Oberpfalz aus in Böhmen einfallen. Am 12. September überschritt Carl Albrecht die Grenze. Gleich darauf lud eine landständische Deputation ihn ein, die Huldigung in Linz zu empfangen; sie versicherte, daß hauptsächlich das Landvolk ihn mit Freuden aufgenommen habe; vom Adel seien nur diejenigen ihm entgegen, welche mit den großen Familien zu Wien in Verbindung gestanden. Am 14. September zog der Churfürst in Linz ein. Friedrich der Große schickte den General von Schmettau zu ihm und rieth, geradezu gegen Wien vorzurücken und hier in Kurzem und mit einem Male die Sache zu beenden; auch der König dürfte dann herbeikommen, und man könnte sich auf der Stelle den Frieden erzwingen.

So boten sich dem Churfürsten Carl Albrecht noch ganz andere Aussichten dar, als die waren, unter denen Maximilian Emanuel seinen Angriff ins Werk gesetzt. Nach dem Urtheile der Kriegskundigen würde Wien nicht vermocht haben, zu widerstehen. Aber der Cardinal Fleury wollte das Haus Wittelsbach nur vergrößern, nicht es an die Stelle von Habsburg treten lassen. Daher drangen die Franzosen und Baiern in Böhmen ein und eroberten Prag. Am 19. December fand dort die Erbhuldigung statt, zu welcher sich die Stände des Königreiches in ansehnlicher Zahl einstellten. Dann reiste Carl Albrecht nach Frankfurt am Main, wo er am 24. Januar 1742 zum Kaiser gewählt worden war.

Mittlerweile hatte sich aber die Lage der Dinge bereits geändert. Am 7. Januar bemächtigten sich die Truppen der Maria Theresia jenes Schärding, wo vor nicht langer Zeit alle Anstalten zum Angriff auf Oestreich gemacht worden waren; nun stand umgekehrt ihnen der Weg nach München offen, sie rückten in das alte Besitzthum Carl Albrechts und erfüllten es mit Gewaltthat, Schrecken und Flucht.

Als Maria Theresia mit dem Könige von Preußen Friede gemacht, wünschte sie sehr, den schweren Verlust Schlesiens anderwärts wieder einzubringen, und sie glaubte, daß sich das nur bewirken ließe, wenn ihr wenigstens der Innstrich nebst der Grafschaft Cham in der Oberpfalz zu Theil würde; dem Churhaus Baiern könnte dafür allenfalls ein Ersatz auf Kosten Frankreichs gegeben werden, wenn es sich von diesem trennen wollte. Gegen Ende des Jahres verlangte sie vom Kaiser gar das Land bis zur Isar und die Oberpfalz. Carl Albrecht hoffte dagegen noch immer, Baiern aus östreichischen Gebieten zu vergrößern und für seine Nachkommen den königlichen Titel zu erlangen. Jedoch Maria Theresia war fest entschlossen, von dem eigenen Besitze nicht noch mehr zu opfern, als was sie schon an Friedrich den Großen hatte abtreten müssen. Sie ging im Gegentheil im Januar 1743 auf einen Plan ein, welcher in dem Kopf eines englischen Staatsmannes entsprungen war, daß Elsaß und Lothringen den Franzosen entrissen und zur Entschädigung des churbairischen Hauses verwendet werden sollten. Sie wünschte nun ganz Baiern sammt der Oberpfalz an sich zu bringen. Im Hochsommer änderte sie nicht das Ziel, aber den Preis. Sie wollte Neapel und Sicilien erobern und beides an Carl VII abtreten. Der Graf Kaunitz war einer der größten Beförderer dieses Planes, in welchem der Wiener Hof die beste Entschädigung für das verlorene Schlesien erblickte; denn ein Fußbreit Landes in Baiern sei mehr werth, als anderswo ganze Bezirke, dadurch werde ferner dieses Haus, das sich so oft mit Frankreich verbunden, aus der Mitte von Europa entfernt, wo es sich sonst immer wieder gefährlich erweisen könne. Bei weitem besser schien es dem Wiener Hofe, das bairische Haus im südlichen Italien unterzubringen, als jenseit des Rheins, wie man früher gesonnen gewesen war. Und als der König von England diese Verpflanzung des Kaisers für unausführbar erklärte, wollte Maria Theresia Toscana nebst einigen andern Gebietstheilen an Carl Albrecht abtreten, ja, sie dachte daran, ihm die Niederlande zu überlassen; so sehr beseelte sie der Wunsch, Baiern zu behalten. Die Wichtigkeit des Tausches leuchtet ein; wahrscheinlich würde dadurch einer Trennung des deutschen Reiches in zwei Hälften viel Vorschub geleistet worden sein.

Alle diese Pläne gelangten aber nicht zur Ausführung, und es ging wie im spanischen Erbfolgekriege. Nach dem Tode Carls VII war Ma-

ria Theresia bereit, mit dessen Sohne Frieden zu schließen, ohne von ihm Abtretungen zu fordern. Sie wünschte zwar bei dieser Gelegenheit Ober-Oestreich durch das Land am rechten Ufer der Salza und des Inn abzurunden; aber sie wollte dafür Stücke geben, die ihr in Schwaben gehörten, ausgenommen den Breisgau, die Waldstädte, Constanz und Vorarlberg. Der junge Churfürst Maximilian Joseph schwankte noch eine Zeitlang, ob er jedem Vortheil entsagen oder die Feindseligkeiten fortsetzen sollte, dann schloß er zu Füßen mit Oestreich Frieden; er gab die Ansprüche seines Hauses auf und empfing dafür sein Erbe wieder. Maria Theresia verstand sich hierzu, um ihre ganze Kraft auf die Zurückeroberung Schlesiens zu richten, die zum Glück für die Bewohner dieser schönen Provinz doch nicht erfolgte [1]).

Jahrzehnte vergingen, da gewann der Fürst, welcher den Vertrag von Füßen geschlossen, für Oestreich wieder eine Bedeutung. Maximilian Joseph, der letzte Sprößling eines alten, in der deutschen Geschichte berühmten Geschlechtes, stand in kinderloser Ehe. Der nächste Erbe war Carl Theodor, Churfürst von der Pfalz und Herzog von Jülich und Berg. Jener besaß 716 Quadratmeilen, auf denen mehr als eine Million Einwohner lebten; wenn des Andern Lande damit vereinigt wurden, so erwuchs ein Staat von ungefähr 1100 Quadratmeilen mit beinahe zwei Millionen Seelen [2]), und weil Carl Theodor keine rechtmäßigen Erben hatte, so kam nach seinem Tode voraussichtlich Alles an den Herzog Carl von Zweibrücken. Dadurch entstand noch immer keine große Macht, aber doch eine solche, die besonders im südwestlichen Deutschland, wo es außer den geistlichen Fürsten keine bedeutende Gewalt gab, ein überwiegendes Ansehn gewinnen mußte. Nach dem, was wir uns eben in das Gedächtniß zurückgerufen, werden wir uns nicht wundern, wenn Oestreich mit einer gewissen Eifersucht und Besorgniß in die Zukunft blickte, die alle jene Länder in eine Hand bringen sollte. Dahin ging aber die Absicht Maximilian Josephs, und er that Alles, was in seiner Macht lag, um diese Vereinigung zu bewerkstelligen. Die alten Hausverträge wurden in den Jahren 1766 und 1771 ganz im Stillen erneuert. Die beiden Churfürsten hatten jeder nur einen Minister bei sich, der ihr vollkommenes Vertrauen genoß; außerdem wohnte die Gemahlin des Herzogs Clemens von Baiern, der 1770 starb, Anna Maria, geborene Pfalzgräfin von Sulzbach, diesen Unterhandlungen bei, welche die Untheilbarkeit des alten Stammbesitzes unwiderruflich festsetzten und dem-

1) Ich habe für diese Einleitung die Werke von Arneth und Ranke benutzt.

2) Zschocke, bairische Geschichte, IV, 257. Buchner, Geschichte von Baiern, IX, 289.

selben zugleich die erst später von der einen oder anderen Linie gemachten Erwerbungen einverleibten, so weit es rechtlich zulässig war.

Damit begnügte man sich aber nicht. Man dachte daran, daß eintretenden Falls ein Dritter mit anmaßlicher Besitzergreifung das Praevenire spielen könnte. Deshalb räumten die Churfürsten zuvörderst sich selbst und hernach auch den übrigen Hausagnaten das constitutum possessorium auf ihre beiderseitigen Länder schon jetzt ein, jedoch natürlich so, daß solches nur gegen jeden Dritten die volle Wirkung eines Mitbesitzes nach sich ziehen sollte. Weil aber die Gefahr des Aussterbens in Baiern am nächsten lag, so beschloß man noch, ohne Verzug das Besitzergreifungspatent auszufertigen und dem Geheimen Rathskanzler und Conferenzminister Freiherrn von Kreitmayer in München mit dem Auftrag in Verwahrung zu geben, er solle, wenn sich der Fall ereigne, Tag und Jahr in die offen gelassene Stelle der von Carl Theodor bereits unterschriebenen Urkunde hineinsetzen, sie dann durch einen geheimen Secretär unterzeichnen und mit dem größeren Insiegel versehen bekannt machen lassen [1]).

Jedermann bemerkt die Besorgniß, von welcher die beiden Churfürsten beherrscht wurden. Der Dritte, der es sich herausnehmen könnte, der Besitzergreifung des rechtmäßigen Erben zuvorzukommen, bleibt natürlich ungenannt; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Oestreich gemeint ist. Ob die Fürsten solche Vergrößerungsabsichten nur vermutheten oder eine dunkle Kunde davon hatten, wissen wir nicht; doch so viel steht fest, daß man in Wien schon damals mit Plänen dieser Art umging. Bereits am 6. Mai 1770 hatte der Feldmarschallieutenant Graf von Nugent bei seiner Abschiedsaudienz dem Könige von Preußen gelegentlich die Ansprüche des Erzhauses beim Erlöschen des bairischen Mannsstammes angemeldet. „O, was diese betrifft, antwortete Friedrich II, so wird sie Ihnen Niemand streitig machen." Die Nachricht findet sich in einer amtlichen Wiener Streitschrift des Jahres 1778; wir bemerken, daß vom kaiserlichen Hofe die Mittheilung an den großen König ausgeht. —

Zwei Jahre später kam die Sache wieder zur Sprache. Der östreichische Gesandte Freiherr von Swieten, der in Wien einen Urlaub nachgesucht und erhalten, ging am 13. September 1772 nach Potsdam. Hier sagte der König unter Anderm: „Nach dem Laufe der Natur darf ich

1) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz. Francfort sur le Mein 1812. S. 76. Die Verträge stehen an vielen Orten, z. B. in der Vollständigen Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der bairischen Geschichte nach Absterben Churfürst Maximilians III. Frankfurt und Leipzig 1778. IV, 322—352.

nicht erwarten, diese beiden Erledigungen eintreten zu sehen. Der Churfürst von Baiern und der Markgraf von Ansbach sind viel jünger als ich. Aber der Fall kann sich ereignen, und es wäre verdrießlich, davon alsdann überrascht zu werden. Wenn wir dagegen alle Schwierigkeiten, die unsere Interessen zwischen uns entstehen lassen könnten, im voraus wegräumen, so dürfen wir uns einen langen Frieden und eine Ruhe versprechen, die nichts im Stande sein wird zu stören.“ Man ist hier begierig zu erfahren, was diesen Worten vorherging und den Anlaß dazu gab, daß der König solches äußerte. Jedoch darüber beobachtet die Streitschrift des Wiener Hofes ein kluges Stillschweigen.

Im Februar des folgenden Jahres kehrte von Swieten nach Berlin zurück und brachte die Rechte, die dem Erzhaus im Falle der Erlöschung des bairischen Mannsstammes zuständen, in der Audienz, die er am 17. hatte, sogleich wieder in Anregung. Ob er sich über dieselben näher ausließ, bleibt abermals im Dunkeln. Er war ferner angewiesen, der Besorgniß seines Hofes über die von Friedrich II angestrebte Vereinigung von Ansbach und Baireuth Ausdruck zu geben. Der König antwortete dem Gesandten: „Ich begreife vollkommen ihre Gründe; mich auf jener Seite zum Nachbar zu haben, kann Ihnen weder gleichgiltig noch angenehm sein, und die Stände des fränkischen Kreises haben Ursache, sich darüber zu beunruhigen. Aber dem Allen ließe sich durch einen solchen Tausch mit einem andern Fürsten abhelfen, der keinen Argwohn gäbe. Man könnte z. B. dem Churfürsten von Sachsen, dem die Markgrafschaften bequem liegen würden, den Vorschlag machen, dieselben gegen die Lausitz zu nehmen, d. h. gegen einen Theil der Lausitz, welcher an Werth den Markgrafschaften gleichkäme. Jedoch ich spreche davon nur als von Entwürfen, deren Ausführung noch sehr entfernt sein muß. Mein Neffe ist jung, und nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ist zu wetten, daß er mich überleben wird. Ich denke nicht daran, ihn bei seinen Lebzeiten zu berauben, und ich will mich nicht auf Kosten meiner Anverwandten vergrößern. Aber der Fall seines Todes kann eintreten, und es ist immer gut, sich im voraus über das, was sonst Irrungen herbeiführen könnte, zu verständigen [1]).

Die hier mitgetheilten Nachrichten sind sehr lückenhaft; aber wir werden wohl nicht ganz irre gehen, wenn wir uns die Sache folgendermaßen vorstellen. Oestreich hatte schon bei den Unterhandlungen in Hu-

1) Vollständige Sammlung II, 394. 418. 434. Vgl. V, 207. 238. Was Friedrich am 14. April 1778, ehe noch Oestreich die Erinnerung daran geweckt hatte, an Joseph II schrieb (Oeuvres, VI, 187), bestätigt wenigstens theilweise die Nachrichten der Wiener Streitschrift; nur ist von der bairischen Frage dort nicht die Rede.

bertsburg seine Besorgniß über die künftige Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg geäußert und den Wunsch ausgedrückt, daß jene beiden Länder eine Secundogenitur bleiben möchten; aber es war mit seiner Forderung damals nicht durchgedrungen[1]). Als es nun mit der Absicht umging, auf die bairische Erbschaft Ansprüche zu erheben, mag es, in der Furcht, daß Friedrich II solchen Plänen entgegentreten würde, dem Freiherrn von Swieten den Auftrag gegeben haben, an jene Besorgniß zu erinnern und zu hören, ob sich der König etwa gewinnen ließe, für die Erlaubniß der Vereinigung der Markgrafschaften mit Preußen Oestreich in jener anderen Angelegenheit willfährig zu sein.

Die beiden deutschen Großstaaten lebten damals in Freundschaft mit einander. Sie hatten sich gegenseitig genähert, um die Pforte zu retten, die in einen gefährlichen Krieg mit Rußland verwickelt war, und in Gemeinschaft mit dieser Macht, deren Uebergewicht sie fürchteten, den Polen ungeheure Länderstrecken entrissen. Wirklich gab im Jahre 1774 die Kaiserin Katharina zu Kutschuk-Kainardsche den größten Theil ihrer Eroberungen zurück, so schwer auch die übrigen Bedingungen wogen, welche sie dem gedemüthigten Feind auferlegte. Bald nach diesem Frieden und ehe noch die Grenzen Galiziens und Lodomiriens genau festgestellt waren, erweiterte der Wiener Hof schon wieder sein Gebiet. Von dem, was er den Polen abgenommen, hieß der südöstlichste Strich Pokutien. Die hieran stoßende Bukowina besetzten ganz unerwartet östreichische Truppen im September 1774. „Wir können beweisen, schrieb Joseph hierüber am 23. November an seinen Bruder Leopold, daß dieselbe zu Pokutien gehört hat, und wir erlangen dadurch ungeheure Vortheile, nämlich eine unmittelbare Verbindung zwischen Siebenbürgen und Pokutien, gesicherte Grenzen, Wälder, Weiden und ungefähr 30 Dörfer. Man schreit sehr gegen das Unternehmen; aber da wir beabsichtigen, diesen Streit mit der Pforte freundschaftlich beizulegen, so begreife ich nicht, wie es Andere mißbilligen könnten"[2]). Katharina und Friedrich waren in der That aufgebracht und reizten die Türkei zu ernstlichem Widerstande; doch diese, die eben erst aus einem schweren Kriege getreten war, ließ dem Wiener Hofe den Raub, weil sie sah, daß sie allein bleiben würde, wenn sie den Kampf um die Bukowina wagte. Rußland wollte sich nichts vergeben durch nutzlose Vorstellungen bei Oestreich, da es keine Lust fühlte, dieselben mit den Waffen zu unterstützen. Noch weniger dachte Friedrich daran, den Don Quixote der Türken zu machen;

1) Vollständige Sammlung II, 372. III, 421.

2) Arneth, Maria Theresia und Joseph II, II, 47. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, VI, 102 ff.

er glaubte, man müßte seinen Aerger verbergen und Geduld üben, sich aber für die Zukunft vorsehen; denn er besorgte, daß Oestreich noch andere Vergrößerungen in der Türkei im Auge hätte. Wachsam und argwöhnisch stand er daher auf der Lauer.

In Wien begegnen wir einer ähnlichen gereizten Stimmung. Am 30. December 1776 sprach der Fürst Kaunitz zum englischen Gesandten: „Wir werden in einer langen Reihe von Jahren keinen Krieg mit Preußen haben, man müßte denn uns angreifen oder uns etwas Unwürdiges zumuthen, was kein tüchtiges Volk ertragen kann. Gedenken Sie aber dessen, was ich Ihnen sage. Zwingt Preußen je wieder das Haus Oestreich, das Schwert zu ziehen, so werden es nicht zwanzig Kriegsjahre noch alle Unfälle, die etwa daraus hervorgehen, an seinen Ort zurückbringen, bis die Entscheidung offenbar, vollkommen und unwiderruflich für den einen oder den andern der Kämpfer ausgefallen ist.... Der König von Preußen ist unser unversöhnlicher Feind, er zeigt sich so in diesem Augenblick, und wir müssen gerade jetzt auf unserer Hut gegen ihn sein"[1]). Im folgenden Jahre war Kaunitz wiederholt bemüht, England gegen Preußen aufzureizen, indem er letzteres beschuldigte, Frankreich zum Kriege gegen jenes zu treiben. Er pflegte, wenn er stark betheuern wollte, sein heiliges Wort zu geben, und er bekräftigte jetzt mit diesem Lieblingsausdrucke mehrmals, daß er die besten Beweise für seine Behauptungen habe. „Die wilden und fast wahnsinnigen Ausschweifungen eines Gemüthes wie das jenes Fürsten, fuhr er fort, wo Leidenschaft und räuberischer Ehrgeiz immerdar regieren, können gute Menschen nicht voraussehen und berechnen." Der Staatskanzler erklärte dann in der gehässigsten Weise die Politik, die er dem großen Gegner unterschob, und warf zuletzt die hämische Vermuthung hin, der König von Preußen glaube vielleicht, daß er in dem allgemeinen Brande Mittel finden werde, für sich etwas zu entwenden[2]).

Eben damals war Kaunitz bemüht, die vorgeblichen Ansprüche des Erzhauses auf Baiern bei dem Churfürsten von der Pfalz zur Geltung zu bringen. Ueber die ersten Schritte, die in dieser Sache gethan worden sind, fehlt es noch an jeder zuverlässigen Kunde. Dagegen belehrt uns der Wiener Hof selbst, daß Carl Theodor bereits in einem Schreiben vom 14. Februar 1777 das Verlangen zu erkennen gegeben hätte, sich freundschaftlich in dieser Angelegenheit zu verständigen; sein Gesandter, der Herr von Ritter, sei angewiesen, darüber in Unterhandlung zu

1) F. v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte V, 309 mit dem Druckfehler 1779 statt 1776. Vgl. Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 202 (3. Febr. 1771.)

2) Raumer V, 314—317.

treten [1]). Letzterer legte nun das Recht des churpfälzischen Hauses dar, Baiern nach dem Tode Maximilian Josephs in Besitz zu nehmen, und empfing dafür im März eine ausführliche Erläuterung der östreichischen Ansprüche. In den ersten Tagen des Juli reichte Ritter eine Gegenschrift ein; dieselbe wurde sogleich von Punkt zu Punkt beantwortet und auch noch weitere Bedenken beseitigt. Im October begab sich der churpfälzische Gesandte, nachdem ihm vorher noch die Originalurkunden, auf welche sich die Hauptansprüche des Erzhauses gründeten, zur Einsicht vorgelegt worden waren, auf Befehl seines Hofes nach Mannheim und Zweibrücken und kehrte, versehen mit vollständiger churfürstlicher Belehrung und mit einer am 29. November 1777 ausgefertigten Vollmacht, im December an den Kaiserhof zurück. So erzählt eine amtliche Wiener Schrift aus dem folgenden Jahre; Näheres giebt sie leider nicht an, und noch immer ruht ein dichter Schleier auf dieser geheimnißvollen Unterhandlung.

Uebersehen wir nicht Ritters Reise zum Herzoge von Zweibrücken. Letzterer war, da Carl Theodor keine ehelichen Kinder besaß, voraussichtlich dessen Nachfolger und Erbe. Zur Giltigkeit des Vertrages gehörte daher auch seine Zustimmung. Das verkannte weder der Churfürst von der Pfalz, noch Kaunitz. Dieser machte durch den östreichischen Gesandten in Mannheim, den Freiherrn von Lehrbach, dem Herzog Vorschläge. Carl Theodor hatte sich am 5. August durch einen Vertrag feierlich verpflichtet, „mit allen zusammengesetzten Kräften — d. h. gemeinschaftlich — dasjenige, so die Rechte und Vortheile des Hauses betrifft und unter ihnen zu reguliren ist, nach Maßgabe der vorhandenen Hausverträge durch

1) Vollst. Sammlung II, 298 ff. Nach dem Mém. historique 28 hätten die Unterhandlungen 1775 angefangen; das ist möglich. Der Anstoß dazu ist gewiß von Oestreich ausgegangen, nicht von Carl Theodor, wie es in den Abhandlungen und Materialien zum neuesten Staatsrechte und Reichsgeschichte des Jahres 1778 (II, 2, 162) heißt. Diese Erzählung scheint zwar mit dem übereinzustimmen, was im Mém. hist. 77 aus dem Munde der Herzogin Anna Maria berichtet wird, que ce foible Electeur Ch. Th. contre la foi de ses engagemens avoit par un autre de ses Ministres, vendu secrètement le Sieur de Becker à la Cour de Vienne etc. (Ich lese: avoit par un autre de ses Ministres, le S. de Becker, vendu le secret à la C. de V. So steht 70 fin. de sa constitution et statt et de sa const., wie Hertzberg im Receuil II, 219 richtig hat. Auf derselben Seite fehlt Z. 3 v. o. après, S. 76 Z. 9 v. u. findet sich par für pour.) Aber ausgeschlossen ist doch auch hier nicht, daß Carl Theodor vorher beunruhigende Aeußerungen gehört hat. Was Herrmann, Russische Gesch. VI, 5 von Wiener Unterhandlungen mit München in der ersten Hälfte des J. 1776 meldet, kann ich nicht glauben. Ich habe freilich nicht den Bericht Sackens, auf den er sich stützt; aber bis auf Weiteres entnehme ich daraus nur, daß der wachsame König auf falscher Fährte war.

ein pactum successorium ohnverlängt zu bestimmen," und er schickte demzufolge Ritter selbst nach Zweibrücken. Doch auch hierüber sind wir sehr wenig unterrichtet. In einer amtlichen Schrift des Herzogs heißt es: „Der Abgesandte redete zwar viel, aber er war ganz Geheimniß und wußte im Grunde selbst nicht, was er sagen oder nicht sagen sollte. Schriftlich aber hatte er gar nichts. Er wollte Vollmacht haben, ohne den Gegenstand zu bestimmen, worüber unterhandelt werden sollte. Der Abgesandte wurde mit der allgemeinen Erklärung abgefertigt, der Herzog sei bereit zu allem dem mitzuwirken, was S. churfürstliche Durchlaucht zum Besten des Hauses werde veranlassen, und erwarte nähere Mittheilung"[1]).

Vielleicht aus Zweibrücken, vielleicht auch anderswoher mag eine Kunde von den schwebenden Unterhandlungen nach München gekommen sein, wo man um diese Zeit den Plan faßte, die Bürgschaft Frankreichs und Preußens für die Hausverträge nachzusuchen; die Herzogin Anna Maria wollte selbst nach Berlin gehen, und für Paris wurde der Freiherr von Leyden bestimmt[2]). Uebrigens hatte der Wiener Hof von seiner Absicht schon das Cabinet von Versailles unterrichtet, wenigstens ganz im Allgemeinen, dann aber die angebotene freundschaftliche Vermittelung höflich abgelehnt, indem Kaunitz zur Antwort gab: die Angelegenheit wäre der Erledigung nahe: denn die K. K. Majestäten wollten nur ihre Mäßigung hören, welche den französischen Hof befriedigen und Europa in Erstaunen setzen würde[3]).

Der Churfürst von Baiern fand nicht mehr Zeit, seinen Plan auszuführen. Im December ward er krank an den Pocken und starb am 30. dieses Monats, Nachmittags in der zweiten Stunde, noch nicht 51 Jahre alt. Schon um vier Uhr rief ein Herold, von einem Dragonerpiquet begleitet, der 1774 getroffenen Abrede gemäß Carl Theodor in München als neuen Landesherrn aus. Dann wurden die Thore der Stadt, die nur früh Morgens um sechs Uhr auf eine halbe Stunde geöffnet worden waren, wieder aufgethan, und Eilboten flogen nun nach allen Seiten, um die wichtige Kunde den verschiedenen Höfen zu überbringen[4]).

Am meisten waren von dem Ereigniß der Churfürst von der Pfalz

1) Vollst. Sammlung V, 153. IV, 179.

2) Dies berichtete Anna Maria dem Grafen Goertz, einen Grund giebt sie nicht an. Die durch kein Zeugniß beglaubigte Erzählung bei Zschocke VI, 244 kann ich nicht für richtig halten.

3) Mém. hist. 106. 121.

4) Abhandlungen und Materialien I, 2, 26—28. Das Besitzergreifungspatent steht ebendaselbst I, 1, 69 und Vollst. Samml. I, 7.

und der kaiserliche Hof betroffen. Aus Wien meldet ein diplomatischer Bericht vom 3. Januar 1778: „Sie hörten bereits vom Tode des Churfürsten von Baiern und können leicht ermessen, welche Gährung dies hervorrufen muß. Die erste Nachricht kam Donnerstags hier an, während der Hof zum Neujahrstage versammelt war, und der peinliche Eindruck, den sie auf die Kaiserin machte, war einem jeden sichtbar. Seit jenem Augenblicke beschäftigen tausend verschiedene Vermuthungen die Politiker Wiens; doch ist über die Ansprüche, die Oestreich erheben wird, oder das Verfahren, welches es einschlagen will, bis auf diese Stunde noch nichts Amtliches kund geworden. Im Allgemeinen glaubt man, daß eine starke Heeresabtheilung unmittelbar vom Herzogthum Baiern Besitz nehmen wird, bis die Ansprüche aller Parteien nachgewiesen sind; noch weiß man aber nicht, wie weit der Kaiser sein Recht der Beschlagnahme überhaupt ausdehnen will“ [1]).

Wir begreifen die Verlegenheit Maria Theresias. Am 18. December hatte Ritter dem Staatskanzler Nachricht gegeben, daß der Churfürst völlig geneigt und entschlossen wäre, zur Erzielung eines gütlichen Einverständnisses die Hände zu bieten und einen Vertrag über die gegenseitige Anerkennung der Ansprüche beider Theile auf Baiern abzuschließen. Hieraus geht doch deutlich hervor, daß ein freundschaftliches Abkommen noch nicht vorhanden war. Die Vollmacht, welche Ritter aus Mannheim mitgebracht hatte [2]), kann uns in dieser Meinung nur bestärken; darin wird nämlich dem pfälzischen Gesandten aufgetragen, zuvörderst gehörige Beredung und Handlung zu pflegen. Die Kunde von der schweren Erkrankung Maximilian Josephs hätte freilich treiben sollen, das Werk zu Ende zu führen; aber die Anzeigen, die man in Wien fortwährend über ihren Verlauf empfing, ließen das Schlimmste keineswegs befürchten, und so war man völlig überrascht, als man den Tod des Churfürsten erfuhr. Der Kaiser vermuthete, wahrscheinlich mit Recht, daß der Wiener Hof durch falsche Nachrichten von München getäuscht worden wäre [3]).

Die eilige Besitznahme von der ganzen bairischen Erbschaft, die freilich ohne Zuthun Carl Theodors erfolgt war, mußte zu Wien den Argwohn erregen, daß derselbe jetzt von weiterer Unterhandlung nichts mehr wissen wollte; man war aber keineswegs gesonnen, die schöne Beute, die man schon in Händen zu haben meinte, sich widerstandslos entwinden

1) Raumer, V, 320.

2) Vollst. Sammlung III, 5. Die Kaiserin schrieb am 6. März 1778 an ihre Tochter: malheureusement toute cette affaire n'a pas été préparée ni prévue assez. Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 238.

3) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. II, 173.

zu lassen. Ueber die nun einzuschlagenden Wege gingen freilich die Meinungen weit aus einander. Joseph II schlug vor, Truppen abzusenden und Baiern zu besetzen; Maria Theresia dagegen rieth dringend ab, so leichtsinnig ein Land zu überfallen, ohne daß man sich auf gutes Recht und den Beistand der Verbündeten stützen könnte. In dem denkwürdigen Schreiben, das sie am 2. Januar an ihren Sohn richtete, bemerkte sie: selbst nach der Aussage des Ministers (Kaunitz) seien die östreichischen Ansprüche wenig erwiesen und veraltet; wären sie aber auch besser begründet, so müßte man doch zögern, um eines besonderen Vortheils willen einen allgemeinen Brand anzufachen, den glücklich wiederhergestellten Credit zu vernichten, das Volk aufs Neue zu belasten. Sie fürchtete den thätlichen Widerstand Preußens und Frankreichs. Dagegen erklärte sie sich gern bereit, die Unterhandlungen mit dem Churfürsten von der Pfalz fortzusetzen. Sie sah darin keinen Nachtheil, wenn man den Marsch der Truppen aufschöbe, wohl aber große Gefahren, wenn man sich damit übereilte [1]).

Wir wissen nicht, ob es schon im ursprünglichen Plane Josephs lag, die angefangene Unterhandlung wo möglich zu einem raschen Ende zu führen, oder ob er erst durch seine Mutter dazu gebracht worden ist. Genug, während eilig alle Vorkehrungen für den Abmarsch der Truppen getroffen wurden, versuchte Kaunitz seine Kunst bei Ritter. Diesem gab die Vollmacht, die er hatte, das Recht, nach gehörigen Vorbesprechungen einen Vertrag oder auch nach Gutbefinden mehrere zu vollziehen, und der Churfürst verhieß bündigst, alles dasjenige zu genehmigen, was sein Gewaltträger also handeln und schließen würde, es versteht sich, nach den Anweisungen, die er in Mannheim darüber empfangen. Mit überraschender Schnelligkeit kam wirklich am 3. Januar ein Vertrag zu Stande, welchen ein Eilbote dann nach München trug. Der Inhalt blieb natürlich ein tiefes Geheimniß. Nicht einmal der französische Gesandte konnte Näheres darüber erfahren; daß aber die kaiserlichen Ansprüche sehr ausgedehnt sein müßten, schloß Breteuil aus den beträchtlichen Kriegsvorbereitungen, die getroffen wurden, um sie mit Gewalt geltend zu machen [2]). Schon am 4. hatte die Reiterei sich in Bewegung gesetzt, am 5. war das Fußvolk aufgebrochen, am 6. zog die Artillerie nach. Der 16. war für den Einmarsch in Baiern bestimmt. „Die europäische Lage, schrieb Joseph an seinen Bruder Leopold, scheint günstig; Jedermann ist beschäftigt und aufmerksam. Ich schmeichle mir daher, daß dieses Unternehmen

1) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. II, 170—172.

2) Am 6. Januar. Raumer, V, 322.

glücken wird ohne Krieg, und die Erwerbung, obwohl nicht vollständig, wird immer schön sein, weil sie nichts gekostet hat"[1]).

In der That machte der Kaiser ein außerordentlich glänzendes Geschäft, wenn der Vertrag zur Ausführung kam. Carl Theodor erkennt nämlich darin für sich, seine Erben und Nachfolger den Anspruch des Wiener Hofes auf die bairischen Bezirke, die der Herzog Johann von Straubing gemäß der Theilung von 1353 besessen und Kaiser Sigismund dem Herzog Albrecht von Oestreich (1426) zu Lehen gegeben habe, als gegründet an und verspricht, es nicht nur ohne Hinderniß geschehen zu lassen, sondern auch aus allem Vermögen dazu behilflich zu sein, daß diese Lande sämmtlich in den wirklichen Besitz des Erzhauses kommen. Wenn sich ein Zweifel über, die Grenzen des bezeichneten Antheils ergiebt, so ist der Churfürst von der Pfalz gehalten, urkundliche Beweise vorzulegen.

Ferner geht die Herrschaft Mindelheim in Schwaben frei, ungehindert und ohne jegliche unter was immer für einem Titel zu machende Anforderung an Oestreich über, vermöge der Anwartschaft und anderer rechtlicher Ansprüche, die es darauf hat.

Endlich will zwar der Churfürst dem Rückfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz unter keinerlei Vorwand widersprechen, aber er hofft, daß sie ihm aus neuer Gnade, allenfalls auch mit der Landeshoheit über dieselben, gegen annehmbare Bedingungen werden zurückgegeben werden.

Dafür verspricht die Kaiserin nichts weiter, als das Erb- und Lehenfolgerecht des Churfürsten und der genannten Rudolfinischen Linie des Hauses Wittelsbach auf den übrigen Theil von Ober- und Niederbaiern vermöge der Abstammung vom ersten Erwerber anzuerkennen.

Die beiden Parteien behalten sich außerdem vor, einen weiteren Vergleich über einen Austausch der dem Erzhause nach diesem Vertrage zufallenden Bezirke oder des ganzen Landes oder endlich einiger Theile nach gegenseitiger Convenienz einzugehen[2]).

Die öſtreichischen Forderungen sind sehr beträchtlich; sie begreifen fast ganz Niederbaiern, einige Bezirke von Oberbaiern und der Oberpfalz, die böhmischen Lehen in dieser Provinz und endlich Mindelheim[3]). Wir erkennen zugleich, daß die Unterhandlungen einen plötzlichen und unvollkommenen Abschluß gefunden haben; denn die Angelegenheit war nicht endgiltig geregelt, sondern noch ein Tauschgeschäft vorbehalten. „Da es

1) Arneth, II, 174.

2) Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes etc. pour la cour de Prusse, II, 164, und sonst in vielen Sammlungen.

3) Pfalz-Zweibrückisches Schreiben an Maria Theresia, in Vollst. Sammlung IV, 203.

für uns nicht zuträglich sein würde, so ausgedehnte Grenzen zu besitzen, schrieb der Kaiser an Leopold, so haben wir einen Artikel angebracht, welcher von freundschaftlichen Austauschungen spricht"[1]).

Aber warum nennt Joseph in demselben Briefe die Erwerbung unvollständig? Er hatte seiner Mutter bereits am 24. Juli 1777 den Austausch der zerstreut liegenden Gebiete, die Oestreich in Schwaben besaß, „gegen eine beträchtlichere Abrundung" als sehr vortheilhaft bezeichnet. „Jedoch für den Theil Baierns bis an den Inn, fuhr er in dem Briefe fort, könnte man jene Stücke nicht geben; man würde dabei verlieren. Man müßte ganz Ober- und Niederbaiern bis zum Lech und die Oberpfalz bekommen; denn sonst würde der Handel schlecht sein"[2]).

Diese Stelle zeigt uns aber nicht nur, warum Joseph die Erwerbung als unvollständig ansah, sondern sie belehrt uns auch über das Ziel, welches bei der Unterhandlung mit Carl Theodor von Anfang an verfolgt wurde. Der Wiener Hof wollte die Innlinie gewinnen. Nach dieser Richtung hin war also der Kaiser gesonnen zu tauschen, und er durfte wohl hoffen, so weit zu kommen, nachdem einmal Ritter die östreichischen Ansprüche so unumwunden anerkannt hatte. Freilich konnte Carl Theodor den Vertrag noch verwerfen. Jedoch eben dazu, daß er es nicht wagen sollte, ward ein Heer in Bewegung gesetzt. Die Nachricht hiervon verbreitete sich schnell. Als nun dem Churfürsten gemeldet wurde, daß Kaiserlich-Königliche Truppen nach der Oberpfalz in Anmarsch wären, gab er Befehl: wenn sie wider alles Erwarten einrückten, sollte man den commandirenden Offizier benachrichtigen, daß er die Oberpfalz schon wirklich in Besitz genommen, und alle Beamten ihm die schuldige Huldigung geleistet hätten, und dann gegen ein solches Verfahren aufs Ernstlichste Verwahrung einlegen, da es der Reichsverfassung zuwiderliefe, daß fremde Truppen ohne vorher gegebene Nachricht in Reichsländer einmarschirten. Die Regierung in Amberg machte den Befehl auch am 8. Januar wirklich bekannt[3]); aber es war dies mehr eine Sache der Form, als eine Maßregel, von welcher man sich einen wirklichen Nutzen versprechen konnte. Nur wenn Carl Theodor dem Vertrage mannhaft seine Zustimmung verweigerte und Zeit zu gewinnen trachtete, war Rettung möglich.

Leider ist die Antwort, die er nach Wien an Ritter sandte, noch unbekannt; aber so viel wissen wir jetzt mit Bestimmtheit, daß sie für Oestreich ungünstig lautete. Breteuil schrieb nämlich am 14. Januar:

1) Arneth II, 173.

2) Ebendaselbst 156. Vgl. 178.

3) Abh. und Mat. I, 1, 75. Vollst. Samml. I, 16.

„Es scheint, daß gegen den freundschaftlichen Vertrag über die bairische Erbfolge eine unerwartete Hemmung oder sogar ein Wechsel der Ansichten von Seiten des Churfürsten von der Pfalz eingetreten ist, der Alles wieder in Verwirrung stürzen könnte“ [1]). Zu dieser dankenswerthen Mittheilung gesellt sich jetzt noch eine zweite, die uns Joseph selber giebt. Aus dem Briefe, den er am 15. an Leopold schrieb [2]), ersehen wir, daß er damals über die Antwort, die er von Carl Theodor empfangen hatte, sehr aufgebracht war. Es handelte sich für ihn nur um Anerkennung oder Verwerfung des Vertrages. „In jenem Falle, meldete Joseph weiter, werden wir in Besitz nehmen, was uns gehört, in diesem wird der Kaiser das Lehen für erledigt erklären und darauf Beschlag legen, bis mit Allen, die Ansprüche machen, ein Vergleich herbeigeführt ist.“ Joseph hatte bereits die nöthigen Anordnungen getroffen und wartete begierig auf die neue Antwort aus München. „Wir werden sie übermorgen sicher haben, schrieb er, der Marsch der Truppen hat seinen Fortgang, heute rückt der Vortrab ein.“ Eben damals war die Sache schon entschieden, am 14. hatte Carl Theodor den Vertrag unterzeichnet.

Vergnüglich konnte sich Kaunitz die geschickten Hände reiben; denn ohne viele Mühe war die erste große Schwierigkeit überwunden. Der Eilbote trug nun den Befehl an die kaiserliche Principalcommission, dem Reichstage von dem Geschehenen Anzeige zu machen, und an dem Tage, wo jener voraussichtlich in Regensburg eintraf, gab der Staatskanzler den auswärtigen Gesandten kurze Nachricht von den drei verschiedenen Ansprüchen des Wiener Hofes und der freundschaftlichen Uebereinkunft. Das beträchtliche Straubingsche Gebiet war in dem Schreiben zu einigen Bezirken Baierns zusammengeschrumpft. Kaunitz erklärte weiter, warum man es Anfangs für nothwendig gefunden, ein so großes Heer zu versammeln; nachdem aber das Mißverständniß ausgeglichen, habe man den Marschbefehl an die andern Truppentheile sofort zurückgenommen und nur die zur Besitzergreifung erforderliche Zahl einrücken lassen.

In Regensburg faßte man sich hierüber ganz kurz. Man erklärte: das Erzhaus habe sich wegen seiner auf einige Bezirke des Herzogthums Baiern und auf Mindelheim erlangten Gerechtsame gütlich mit dem Churfürsten von der Pfalz verständigt. Mehr brauchte der Reichstag nach der Ansicht des Wiener Hofes von dieser hochwichtigen Sache nicht zu erfahren. Dagegen äußerte sich der Kaiser mit großer Ausführlichkeit über eine andere Maßregel. Abrundungslustig, wie er war, begnügte er sich mit den angeführten Ansprüchen keineswegs, sondern er erklärte durch das Patent vom 16. Januar die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Graf-

1) Raumers Beiträge V, 322.

2) Arneth II, 176.

schaften Wolfstein, Haag, Halß und Schwabeck, die Herrschaften Hohenwaldeck und Hohenschwangau, ferner die reichslehenbaren Güter und Gerechtsame in der Herrschaft Wiesensteig, das Landgericht Hirschberg, die Freudenbergschen, Scharfensteinschen und Degenbergschen Reichslehen, die reichslehenbaren Blutbanne zu Rotteneck, Dyssenhaus, Matsies, in der Stadt und Pflege Schwäbischwörth sammt etlichen Gütlein daselbst, auch zu Illerdissen und Werdingen, als dem Kaiser eröffnet. Doch versprach Joseph vorsichtig denjenigen genügende Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die ihr Recht darauf im gesetzlichen Wege darlegen würden[1]). Oestreich raffte, wie man deutlich sieht, für das künftige Tauschgeschäft so viel Ansprüche zusammen als möglich.

Die Gesandten nicht nur der protestantischen, sondern auch der katholischen Stände waren innerlich empört über Oestreichs Verfahren. Allein der Reichstag war eine Schattengewalt, wenn kein mächtiger Fürst hinter ihm stand, und die Vertreter Josephs und Maria Theresias sprengten aus, daß Alles im Einverständniß mit dem Berliner Hofe geschehe, Friedrich II habe sogar in Wien zu der gemachten Erwerbung dem Kaiser Glück wünschen lassen. Der Freiherr von Schwarzenau, der in Regensburg die preußische Stimme führte, konnte dergleichen Ausstreuungen nicht Lügen strafen, weil er ohne Verhaltungsbefehle war. Von Frankreich wurde jetzt oder einige Zeit nachher ebenfalls behauptet, daß es um das Vorgehen des Wiener Hofes wisse und dasselbe billige[2]).

Die Truppen hatten inzwischen ihr Werk beinahe vollendet; am 19. waren sie in Straubing eingezogen und gegen den 22. bis Kehlheim vorgedrungen. Nun fand man es an der Zeit, auch dem Volke die Belehrung zu schenken, die man den Höfen bereits gegeben. An demselben Tage, wo die kaiserliche Principalcommission in Regensburg den Mund aufthat, und die auswärtigen Gesandten nothdürftig unterrichtet wurden, meldete Kaunitz ungefähr das Nämliche dem Freiherrn von Ried, der Mindelheim in Besitz genommen, damit er im Stande wäre, gegen Jedermann eine echte Auskunft über die getroffenen Maßregeln zu erstatten. „Wenn man in Erwägung zieht, schloß das merkwürdige Schreiben, daß Oestreich in den Zeiten Conrads III und Friedrichs I das ganze Herzogthum Baiern durch ein kaiserliches Urtheil inne gehabt und damit belehnt worden, aber solches, um Deutschlands Ruhe wiederherzustellen, abgetreten hat, und wenn man zugleich betrachtet, was für unsäglichen Schaden das bairische Haus dem durchlauchtigsten Erzhause zu verschiedenen Malen zugefügt: so hätte man wohl die Absicht führen können,

1) Mém. hist. 31 fin., 36 in. Hertzberg, Recueil II, 54. Vollst. Samml. I, 30. 17.

2) Mém. hist. 36. 37 fin., 42 fin.

nicht nur die alten Rechte zur Geltung zu bringen, sondern auch Schadloshaltung mittelst eines Anspruchs auf ganz Baiern zu bewirken. Eben hieraus aber wird die Billigkeit und Mäßigung der diesseitigen Denkungsart desto heller am Tage liegen"[1]). Der andere Commissarius, welcher die böhmischen Lehen und das Straubinger Land in Besitz genommen, empfing ohne Zweifel die gleiche Weisung. Darauf wurden durch Veröffentlichung der Patente vom 12. und 15. Januar die Namen der Commissarien bekannt gemacht und die Bewohner aufgefordert, den Befehlen derselben zu gehorchen[2]).

Die beiden Schriftstücke, die sich auf die Herrschaft Mindelheim und die böhmischen Lehen beziehen, vom 12. und 15. Januar, lauteten im Wesentlichen gleich; dagegen bot das dritte, welches alle die ehemaligen Bezirke der Straubinger Linie in Nieder- und Oberbaiern und der Oberpfalz betrifft, vom 15., einige Verschiedenheiten. Hier ist die Sprache der Kaiserin-Königin herzlicher und inniger. In jenen beiden versieht sich ferner Maria Theresia zu allen und jeglichen Vasallen, Magistraten, Gerichten, Unterthanen und Einwohnern, daß dieselben sie, ihre Erben und Nachkommen als einzige rechtmäßige Landesherrschaft anerkennen und ihr demzufolge die schuldige Treue, Gehorsam und Pflicht leisten werden. In dem dritten Patent versieht sie sich nicht nur dessen zu sämmtlichen Ständen, Landsassen, Civil- und Militärbedienten und allen und jeglichen Unterthanen und Einwohnern, sondern sie befiehlt es ihnen zugleich gnädigst mit dem bedeutsamen Zusatze, daß sie solches auch bei dem gewöhnlich vorzunehmenden Huldigungsact öffentlich angeloben werden. Und wirklich wurde durch Anzeige vom 31. Januar der Tag für die in der Kaiserlich-Königlichen Hauptstadt Straubing zu leistende Erbhuldigung festgesetzt[3]). Hieraus hätte man gleich damals die eigentlichen Absichten Oestreichs wittern können, und es mag Scharfsinnige gegeben haben, denen diese Verschiedenheiten nicht entgingen.

Wenn der Wiener Hof alle Welt unterrichtete, so durfte der Churfürst nicht länger mehr säumen, dem Herzoge von Zweibrücken den Vertrag mitzutheilen. Sehr merkwürdig ist sein Schreiben vom 22. Januar[4]). Carl Theodor kann nicht länger bergen, was er für ein Abkommen mit Maria Theresia in der bairischen Erbfolgesache getroffen. Er gesteht, er würde gern die Ratification ausgesetzt haben, bis er sich mit seinem Nef-

1) Abh. u. Materialien I, 1, 73.

2) Sie stehen in den Abh. u. Mat. I, 1, 76—85 und in der Vollst. Samml. I, 17—29.

3) Vollst. Samml. I, 33.

4) Hertzberg, Rec. II, 211.

sen und andern gutgesinnten Höfen vertraulich benommen und alsdann den Versuch gemacht hätte, vortheilhaftere Bedingungen zu erlangen. „Allein ich war, fährt er fort, von dem kaiserlichen Hofe dergestalt gedrängt und in die Enge gebracht, daß mir hierzu keine Zeit mehr übrig blieb, sondern ich mußte mich ohne längeren Aufschub zu einem von beiden, nämlich zur Ratification oder zum gänzlichen Abbruch des Conventionsgeschäftes entschließen, wobei ich letzteren Falles nichts Anderes zu erwarten gehabt hätte, als daß die in meine Lande bereits eingerückten Truppen nicht nur den vertragsmäßigen Antheil, sondern auch, wie man sich zu Wien gegen meinen Minister verlauten ließ, sämmtliche bairische Lande und sogar die hiesige Residenzstadt selbst in Besitz genommen und mich dann von hier wegzugehen genöthigt haben würden". Zur Entschuldigung für seine Handlungsweise führt Carl Theodor weiter an, daß er gefürchtet, es könnten sonst auch noch andere Mächte sich einmischen, das Beste wegnehmen und ihm wenig oder nichts übrig lassen. In dieser Lage habe er es vorgezogen, von zwei Uebeln das kleinere und vor dem Unsichern das Sichere zu erwählen. Er getröstet sich des Beifalls des Herzogs und betheuert, daß er bei dem vorbehaltenen Austausche nichts außer Acht lassen werde, was zum Besten des Churhauses und zur Bewahrung von Land und Leuten immer dienlich und thunlich sein möge[1]).

Man sieht, in welcher gedrückten Stimmung sich Carl Theodor befand. Die Pein seiner Lage vergrößerten die bairischen Stände. Schon am 17. Januar, als das bestürzte München sich noch nicht erklären konnte, was vorging, und den verschiedensten Vermuthungen unruhig nachlief[2]), hatten sie den Churfürsten um Auskunft gebeten, ob nicht von ihnen, die doch vermöge kaiserlicher oder landesherrlicher Privilegien verbunden bleiben sollten, einige Mitstände würden abgetrennt werden, und so schüchtern, wie es in jener Zeit gebräuchlich war, die Nothwendigkeit ihrer Mitwirkung angedeutet. Carl Theodor versprach mit äußerster Sorge dahin zu wirken, daß seine Länder so viel als möglich in ihrer bisherigen Wesenheit und mithin auch die Stände nach ihrer Verfassung und ihren Freiheiten beisammen und vereinigt blieben. Als aber die

1) Die Herzogin Anna Maria erzählt den 6. Februar (Mém. hist. 78), daß es noch unmöglich sei, den Schritt des Churfürsten zu erklären, que la peur et l'attachement pour ses enfans naturels auxquels la Cour de Vienne probablement avoit promis des avantages, et peut-être l'aspect d'une dignité royale pour lui avoit probablement agi sur lui. Sie ist viel vorsichtiger gewesen, als die Geschichtschreiber, die von dieser Vermuthung Gebrauch gemacht haben.

2) Mém. hist. 29.

weiter einlaufenden Berichte mehr denn zu klar zu vernehmen gaben, daß ihnen eine wirkliche Trennung drohte, da fühlten sie sich gedrungen, mit allem Eifer zu bitten: der Churfürst möge sich aufs Kräftigste dahin verwenden, daß ihnen der ertheilte Trost werkthätig zufließe. Sie übergehen in ihrer unterthänigsten Vorstellung vom 31. Januar alle politischen und Cameralgründe; dagegen führen sie in wohlgeordneten Reihen das stattliche Heer ihrer Freiheiten vor [1]). Wir erfahren außerdem, daß sie die Oberpfalz und Neuburg opfern wollten, wenn nur die beiden bairischen Provinzen ungetrennt beisammen blieben. Und sie hofften auf die Annahme dieses Vorschlags, weil der kaiserliche Hof bemüht wäre, die Angelegenheit eilig zum Schlusse zu führen [2]). Die Unglücklichen kannten noch nicht den Wortlaut des Vertrages vom 3. Januar.

An dieser Stelle wollen wir einen Augenblick still halten, um den Gang der Unterhandlung zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem östreichischen Staatskanzler, so weit er sich nach den bis jetzt vorhandenen Nachrichten theils erkennen, theils vermuthen läßt, noch einmal kurz zu überschauen.

Mit vollkommener Sicherheit wissen wir nun das Ziel der Wiener Politik. Daß Carl Theodor Baiern bis an den Inn nur mit größtem Widerstreben abtreten würde, hat sich Kaunitz gewiß von Anfang an nicht verhehlt. Sein Augenmerk mußte deshalb zuvörderst dahin gehen, die vorgeblichen Ansprüche des Erzhauses bei dem Churfürsten zur Geltung zu bringen. Dieser entschloß sich vermuthlich, dieselben zwar ganz oder theilweise anzuerkennen, aber erst dann, wenn man sich über das, was wirklich abgetreten werden sollte, geeinigt haben würde. Wie es scheint, war er bereit, die Oberpfalz und das Sulzbacher Land hinzugeben [3]). Die Hauptunterhandlung sollte noch beginnen, und die Aussichten waren für Oestreich keineswegs glänzend [4]), als der unerwartete Tod Maximilian Josephs dringend Eile gebot. Kaunitz begnügte sich daher, die Anerkennung der gemachten Ansprüche durchzusetzen und das Uebrige von einer neuen Unterhandlung abhängig zu machen. Er wendete, da es auf Schnelligkeit ankam, Ueberredung und Drohung an und versagte

1) Vollst. Samml. III, 317.

2) Mém. hist. 48.

3) Arneth II, 178.

4) Arneth II, 179: Il fallait faire vite et avec résolution, ou sans cela je vous réponds bien, que nous n'aurions pas eu un village, il y a un mois que l'Électeur vivait. Die gesperrt gedruckten Worte sind weder gut französisch, noch fügen sie sich dem Vorhergehenden logisch an; aber sie können doch nur den Sinn haben: wie die Aussicht war, als der Churfürst noch lebte.

dem erschreckten Gesandten unerbittlich jede Anfrage in München[1]). Ritter verlor den Kopf; er spiegelte sich vielleicht vor, daß es ja dem Churfürsten noch immer frei stände, den erzwungenen Vertrag zu verwerfen, und unterschrieb. Zuerst wagte Carl Theodor wirklich gegen die östreichische Forderung Widerspruch zu erheben, indem er sich vermuthlich erbot, die freundschaftliche Unterhandlung fortzusetzen; aber neue Drohungen, durch kriegerische Bewegungen unterstützt, schüchterten ihn ebenfalls ein, und er nahm das Abkommen vom 3. Januar an. Er überredete sich dann wahrscheinlich mühsam, an die Versicherungen der östreichischen Vertreter zu glauben. Als diese — Lehrbach und der Graf Hartig — das allgemeine Herzeleid um sich herum erblickten, hatten sie — gegen den 20. Januar — die Stirn zu erklären: die Angelegenheit würde mehr nach der bekannten Mäßigung der Kaiserlichen Majestäten und nach der Abneigung, welche dieselben hätten, den Besitz eines Reichsstandes zu verkleinern, als nach ihren sich viel weiter erstreckenden rechtlichen Ansprüchen geregelt werden[2]). Mit noch größerer Freigebigkeit verschwendeten gewiß jene dreisten Männer dergleichen lügenhafte Betheuerungen an den Churfürsten, und dieser, der zur rechten Stunde keinen Muth bewiesen hatte, versprach nun seinem Neffen ein besseres Benehmen, nachdem er sich selbst in die übelste Lage versetzt hatte. Denn der Artikel, welcher die drei Arten des Austausches aufzählt, gedenkt zwar zuerst der Rückgabe der dem Erzhause zugefallenen Bezirke; doch versteht es sich von selbst, daß dafür alsdann Entschädigung geleistet werden mußte. Leicht aber konnte der Staatskanzler jeden nicht gelegenen Ersatz als ungenügend zurückweisen und außerdem noch die beiderseitige Convenienz, welche der Vertrag zur Bedingung machte, zu Gunsten Oestreichs in die Waagschale werfen. Die wirklichen Absichten des Wiener Hofes, welche dahin gingen, die Innlinie zu gewinnen, enthält die dritte Weise des Austausches, und sie schienen nach Ritters großen Einräumungen vollkommen erreichbar.

Aber einem noch höhern Ziele jagte der Kaiser nach. Vor 35

1) Der Zweibrückische Minister von Hofenfels, der seit der Mitte des Januars in München war, schrieb am 5. Februar (Mém. hist. 68) von den persuasions und menaces dont les Autrichiens ont menacé l'Électeur. Die Herzogin Anna Maria, damals noch einigermaßen im Vertrauen Carl Theodors, erzählte (ebendaselbst 49): qu'on avoit exigé impérieusement du Sr. de Ritter, de signer sans délai et sans attendre d'autorisation ni d'instruction. Der Baron von Leyden berichtete Ende Januars, qu'on avoit menacé Mr. de Ritter (d'après ce qu'il mande lui-même), cette âme vénale et pusillanime, pour souscrire cet acte. Pusillanime? Ja. Das vénale muß erst noch bewiesen werden.

2) Mém. hist. 27. 29.

Jahren war Kaunitz ein eifriger Beförderer des Planes gewesen, ganz Baiern mit Oestreich zu vereinigen; jetzt hatte Joseph II sich dafür begeistert, und in dem Vertrage war auch dieser Möglichkeit gedacht. Es hing von den Umständen ab, welches von den beiden Zielen erreicht werden würde. Zunächst hatte die östreichische Regierung von der kleineren, aber besseren Hälfte Baierns mit dem höchst ergiebigen Salzbergwerke Reichenhall Besitz ergriffen[1]), und sie konnte die weiteren Unterhandlungen ruhig abwarten.

Josephs Hoffnungen blühten unter solchen Umständen fröhlich fort. Am 26. Januar schrieb er an seinen Bruder Leopold: „Unser Entschluß ist, glaub' ich, ein guter gewesen und wird sowohl vortheilhaft sein, als uns Ehre machen und Ansehen verleihen“. Und nachdem er drei Tage später gemeldet, daß alles in Aussicht genommene Gebiet besetzt wäre, fuhr er fort: „Jedermann scheint zufrieden und ruhig, und wir warten noch auf die Tauschvorschläge, die man uns machen wird. Ich weiß schon, daß die Baiern uns die Oberpfalz und das Sulzbacher Land anbieten wollen; aber das paßt uns nicht, wir brauchen den Inn, das ist die Hauptsache. Wir halten mit den unsrigen noch zurück; denn wir wünschen zuvor den Eindruck zu sehen, welchen das alles in Europa hervorbringen wird, und weil es sich um Lehen handelt, so möchten wir gern, daß der Churfürst von der Pfalz, dem man auf dem Reichstage von Seiten der Protestanten bessere Bedingungen stellen wird, als uns, die Kastanien aus dem Feuer hole, die wir alsdann nur verspeisen dürfen“.

„Frankreich hat sich noch nicht ganz deutlich erklärt; aber mag es im Grunde wüthend sein, ich sehe nicht, was es sagen oder thun kann, zumal da es sich am Vorabend eines Krieges mit England befindet Der König von Preußen hat noch kein Wort gesagt; er ist sehr übel gelaunt und klopft an alle Thüren an, um zu sehen, ob man gemeinschaftliche Sache mit ihm machen wird; aber wenn er sie insgesammt verschlossen findet, so wird er, nicht wagend, allein vorzugehen, sich in Geduld fassen müssen, und zu Jedermanns Erstaunen wird so diese Geschichte, wenn ich mich nicht irre, sehr ruhig verlaufen“[2]).

In der That war die Weltlage verlockend für keckes Zugreifen. Als der Herzog von Zweibrücken sich in Folge der dringenden Einladung seines Oheims auf die Reise nach München begab, war er darauf

1) Nach der Berliner Streitschrift in der Vollständigen Sammlung V, 344 sind ungefähr 233 Quadratmeilen abgetreten worden und 390 dem Churfürsten geblieben.

2) Arneth II, 178 und 179.

gefaßt, daß ihm wohl nichts übrig bleiben würde, als das verlangte Opfer zu bringen[1]). Am 3. Februar traf er gegen Abend in Augsburg ein. Hier kam ihm aber sein Geheimer Rath von Hofenfels aus der bairischen Hauptstadt mit der Aussicht auf preußischen Beistand entgegen.

1) Sein Bruder schrieb am 4. März an Görtz (Mém. hist. 127): à laquelle (maison) une conduite, qu'il ne m'appartient pas de blâmer, auroit ôté d'un seul trait de plume toute son existence.

II.

Im Anfange seiner Regierung hatte Friedrich der Große versucht, in Verbindung mit Baiern ein vorwaltendes Ansehen in Deutschland zu gewinnen, und hauptsächlich wegen der Waffenerfolge, welche die Oestreicher nach dem Berliner Frieden davongetragen, war er zum zweiten Mal ins Feld gezogen. Er bezeichnete zu der Zeit, wo diese Nothwendigkeit für ihn eintrat, im Sommer 1744, Ludwig XV drei Grundlagen, auf denen ihm damals die Macht der Königin von Ungarn zu beruhen schien, und er nannte dabei den Besitz von Baiern zuerst. Der Krieg, den er alsdann geführt, hatte die Wirkung gehabt, daß Maria Theresia es aufgab, für den Verlust von Schlesien sich durch Baiern schadlos zu halten; aber das Kaiserthum war nach Wien zurückgekehrt.

Indem nun Oestreich nach einem Menschenalter von Neuem den Plan verfolgte, seine Grenzen nach Westen hin auszudehnen, mußte sich Friedrich entscheiden, ob er diesem Unterfangen entgegentreten oder es dulden und nur die Gelegenheit wahrnehmen sollte, für sich gleichfalls einige Vortheile zu erwerben; denn er konnte nach den ihm früher gemachten Eröffnungen des Wiener Hofes nicht zweifeln, daß derselbe das Ableben Maximilian Josephs benutzen würde, Theile von Baiern an sich zu reißen. Friedrich sah darin eine Störung des Gleichgewichts, einen Angriff auf die Freiheit und Verfassung des Reiches, und er war entschlossen, mit allem Ernste solchen Entwürfen in den Weg zu treten; er wollte, selbst auf die Gefahr eines Vernichtungskrieges hin, Oestreich kein Dorf nehmen lassen.

Wie aber, wenn sich diejenigen, deren Rechte gekränkt wurden, die Hände bereits gebunden hatten? Dem Könige war ein Vertrag mit der Meldung zugekommen, daß denselben der Pfälzer Hof unterzeichnen und

Frankreich für die Abtretung von Zweibrücken gewährleisten sollte[1]). Vielleicht gab es aber wenigstens ein Mitglied dieses Hauses, das sich bereit finden ließ, Verwahrung einzulegen und die Hilfe des Reiches anzurufen. Friedrich wünschte daher, sich über die Gesinnungen der pfälzischen Fürsten so schnell als möglich aufzuklären, und weil das in aller Stille geschehen sollte, warf er sein Augenmerk auf einen Mann, der nicht in seinen Diensten stand, den Grafen Eustachius von Görtz, welcher die beiden Prinzen der Herzogin von Sachsen-Weimar erzogen und den er einige Male gesehen und gesprochen hatte. Der Bruder desselben war preußischer Generalmajor. Diesen ließ der König noch am 3. Januar, wo er die Nachricht von dem Tode des Churfürsten von Baiern empfing, aus Potsdam rufen und machte ihn in einer nächtlichen Unterredung mit seinen Absichten bekannt; er bezeichnete den Dienst, den er sich geleistet wünschte, als einen sehr wichtigen und hob die Nothwendigkeit des eiligen Aufbruchs hervor. Der General hielt es für das Beste, selbst nach Weimar zu gehen. Mit einigen Zeilen, die, vom König eigenhändig aufgesetzt, aber nicht unterzeichnet, die Stelle der Instruction vertreten sollten, kam er am 8. dort an und fand die gehoffte Bereitwilligkeit. Der Graf Eustachius von Görtz begab sich unter dem Vorwande, daß Familienangelegenheiten ihn nöthigten, nach genommener Rücksprache mit seinem Bruder plötzlich nach Wetzlar zu gehen, am Abend des 10. auf die Reise[2]).

So war nach dieser Richtung hin das Nothwendige geschehen. Außerdem zog der König die Stellung in Betracht, welche besonders Rußland und Frankreich zu der bairischen Sache nehmen dürften. Seit 1764 stand er in einem engen freundschaftlichen Verhältnisse zu der Kaiserin Katharina II; im Mai des vergangenen Jahres war das Bündniß erneuert worden. Aber Friedrich konnte doch nur dann auf eine thätige Mitwirkung dieser Macht zählen, wenn die russischen Streitkräfte frei blieben, und das war sehr zweifelhaft; denn über die Tragweite des Friedens, welchen Katharina 1774 zu Kutschuk-Kainardsche mit der Pforte geschlossen, waren sehr bald Irrungen entstanden. Ein Hauptartikel desselben betraf die Unabhängigkeit der Tataren in der Krim und am Kuban. Nur die geistliche Oberhoheit war dem Sultan geblieben; aber er suchte sich in die weltliche, die er verloren, vermittelst jener wieder einzuschleichen. Und ein Theil der Tataren bot ihm dazu hilfreich die Hand. Den unter dem Schutze Rußlands gewählten Chan Sahib Girai

1) Joseph gedenkt dieses falschen Vertrags am 12. Februar bei Arneth II, 174.

2) Mém. historique 9, ff.

setzten sie ab, und Dewlet Girai, der an seine Stelle trat, schickte sogleich eine sehr ansehnliche Gesandtschaft nach Constantinopel, um den Beistand der Türkei zu erbitten. „Wir wollen, sagten diese Männer, die Schande der Unabhängigkeit nicht annehmen, sondern uns der hohen Pforte von Neuem unterwerfen und so lange Krieg führen, bis Kertsch, Jenikale und Kinburn von den Russen wieder abgetreten worden sind, sollten wir auch sämmtlich dabei zu Grunde gehen". Sie wünschten, beinahe wie die preußischen Stände nach dem Frieden von Oliva, den verlorenen Rückhalt wiederzugewinnen. Ihre Forderungen machte der Sultan zu seinen eigenen, und wenn er sich den Raub der Bukowina ruhig gefallen ließ, so geschah es hauptsächlich, weil er nicht durch einen Krieg mit Oestreich zur Nachgiebigkeit gegen Rußland gezwungen werden wollte.

Die Kaiserin Katharina betrachtete nun aber gerade die Unabhängigkeit der Tataren als den Hauptvortheil, den sie ihren letzten Siegen verdankte. Sie war daher am wenigsten geneigt, in diesem Stücke zu weichen, und unterstützte die russische Partei, welche sich für Schahin Girai ausgesprochen. Der Fürst Prosorowsky zog ein Heer von 50—60000 Mann zusammen und besetzte Perekop. Der neue Chan vertrieb seinen Nebenbuhler Dewlet, alle Tataren erkannten jenen als ihren einzigen, rechtmäßigen und unabhängigen Herrn an, und sowohl der Hof von St. Petersburg als auch die Pforte wurden durch Gesandtschaften hiervon unterrichtet. Aber Schahins Versuch, die abendländischen Sitten einzuführen und die bewaffnete Macht auf europäischem Fuß einzurichten, erregte bald einen Aufstand. Vor Prosorowskys Augen ward auf den Chan geschossen, 16000 Tataren erhoben sich gegen ihn, und er wäre verloren gewesen, wenn ihn die russischen Streitkräfte nicht gehalten und die Empörung mit Gewalt unterdrückt hätten. Die Türken wollten nun zwar diese Stimmung zu ihrem Vortheile benutzen, indem sie einen Bruder des vertriebenen Dewlet, mit Namen Selim, als Gegenchan aufstellten, derselbe fand auch Anhang; aber da er von der Pforte keinen genügenden Beistand empfing, so war der besser unterstützte Schahin dem Nebenbuhler überlegen und drängte ihn immer weiter zurück[1]).

Um die nämliche Zeit, am 29. December 1777, überreichte der russische Gesandte, Herr von Stakieff, in Constantinopel ein Ultimatum. Der Petersburger Hof erklärte sich bereit, alle seine Truppen aus der Krim zurückzuziehen und den Tataren ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit zu lassen, wenn die Pforte Letzteres ebenfalls bestimmt und feierlich aussprechen und sich verpflichten wollte, Schahin Girai als rechtmäßig

1) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa VI, 126. 131. 136. 141. 157. 165. 167.

erwählten Chan anzuerkennen und ihn mit dem geistlichen Segen des Kalifen zu versehen, sobald die Russen über Perekop hinaus zurückgegangen wären. Dagegen meldeten Bevollmächtigte des Diwan, ohne das Ultimatum zu beantworten, dem Herrn von Stakieff bei einer Zusammenkunft, die am 29. Januar 1778 stattfand: Der Sultan werde Selim als einzigen rechtmäßigen Chan anerkennen und erwarte von Rußland dasselbe Verhalten. Als Stakieff darin den Beweis erblickte, daß die Pforte den Krieg wollte, nahm einer von ihnen den Höchsten zum Zeugen, daß sie den Frieden sehnlich wünschten; „aber, fuhr er fort, Euer Hof und Ihr, sein Minister, werdet vor Gott für die blutigen Folgen verantwortlich sein, die Euer Widerstand nach sich ziehen wird".

Es erinnert fast an die Irrungen zwischen Päpsten und Kaisern, wenn man sieht, wie der Sultan die religiöse Stellung, die ihm der Vertrag von Kutschuk-Kainardsche den Tataren gegenüber gelassen hatte, zu weltlichen Zwecken auszubeuten suchte. In dem Manifeste, worin die Pforte den befreundeten Mächten Nachricht von der Lage der Dinge gab, rechnete sie zu den ihr gebliebenen geistlichen Befugnissen außer der Bestätigung des Chans auch noch das Münzrecht, das öffentliche Gebet für den Sultan und die Ernennung der Richter durch den Kadiasker von Rumelien. An alle Statthalter und Befehlshaber des osmanischen Reiches erging das Gebot, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sich mit ihren Truppen bei Ismail einzufinden. Der Kapudan Pascha entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit in den Kriegsrüstungen; 36 neue Linienschiffe und Fregatten sollten bis zum Frühjahre segelfertig sein. Der Friede schien an einem Faden zu hängen[1]).

Friedrich II hatte der Kaiserin Katharina schon früher einen von ihm selbst entworfenen vollständigen Feldzugsplan überreichen lassen und sogar die Vorausbezahlung seiner Hilfsgelder auf ein Jahr für den Fall des Krieges angeboten. Aber er wünschte keineswegs den Ausbruch desselben; denn er war nach allen Seiten hin bemüht der östreichischen Vergrößerungssucht Schranken zu setzen, und er glaubte, daß der Wiener Hof bei dieser Gelegenheit suchen würde, seine Absichten auf die Walachei, Bosnien und Dalmatien zu verwirklichen. Als nun die bairische Frage so plötzlich wie ein Gewittersturm am politischen Himmel heraufzog, lag dem Könige noch viel mehr daran, den Streit zwischen Rußland und der Pforte durch ein friedliches Abkommen beendet zu sehen. „Ich wünsche das jetzt doppelt, schrieb er am 10. Januar nach Petersburg an seinen Gesandten, den Grafen von Solms, da bedeutende Unruhen leicht im Herzen unseres Continents entstehen könnten, wenn der Wiener Hof, wie man behauptet, den Tod des Churfürsten von Baiern

1) Ebendas. 192. 194. 195. 196.

dazu benutzen sollte, seine unersättlichen Vergrößerungspläne zu befriedigen" [1]).

Die andere Macht, auf deren Gesinnungen Friedrich II den größten Werth legte, war Frankreich. Zwischen den Höfen von Versailles und Wien bestand noch immer das Bündniß, dessen Abschluß dem siebenjährigen Kriege vorausgegangen war, und eine Tochter der Maria Theresia war die Gemahlin Ludwigs XVI. Zwar hegte Vergennes, welcher die auswärtigen Angelegenheiten dieses Landes leitete, durchaus keine vortheilhafte Meinung von dem Vertrage von 1756, und er hatte deshalb im April 1777 von jeder Ausdehnung und Erweiterung des Bündnisses dringend abgerathen. Nach seiner Ansicht mußte Frankreich mehr als jeder andere Staat eine Schwächung des Königs von Preußen verhüten. „Zerstören wir seine Macht, warnte der Minister, dann giebt es keinen Damm wider den östreichischen Ehrgeiz. Genöthigt, unter dessen Gesetze sich zu beugen, wird Deutschland ihm einen leichten Zugang zu unseren Grenzen eröffnen" [2]). Die Beziehungen zu Friedrich waren seitdem in der That besser geworden [3]). Aber ob Frankreich sich bestimmen lassen würde, mit Entschiedenheit den Absichten des Wiener Hofes auf bairisches Gebiet entgegenzuwirken, das war doch sehr zweifelhaft, zumal da es eben lebhaft mit den Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten unterhandelte, deren Unabhängigkeit es bereit war anzuerkennen.

Schon im Frühjahr 1776 hatte das Kabinet von Versailles die Folgen erwogen, die wahrscheinlich eintreten würden, wenn die nordamerikanischen Colonien entweder ihre junge Freiheit behaupten oder in das alte Joch zurückkehren mußten. Der Graf Vergennes betrachtete den Aufstand als eine den Franzosen dargebotene günstige Gelegenheit, Rache zu nehmen für Alles, was sie seit dem Anfange des Jahrhunderts von ihren schlimmen Nachbarn und Nebenbuhlern erduldet hätten, und letzteren die Herrschaft wieder zu entreißen, welche sie, wie er sagte, mit eben so viel Stolz als Ungerechtigkeit in allen vier Erdtheilen ausübten. „Die Vorsehung, hieß es in seinem Rathschlag, hat diesen Zeitpunkt für die Demüthigung Englands bestimmt und es mit der Blindheit geschlagen, welche der sicherste Vorläufer des Unterganges ist". Jedoch weil die friedliebende, von jeder Kühnheit entfernte Gesinnung des Königs einer solchen Politik entgegenstand, und außerdem sowohl die Geldmittel als auch die militärischen Streitkräfte nicht genügend entwickelt waren, so befürwortete Vergennes „eine umsichtige, zugleich aber thätige Vorsorge";

1) Ebendas. 180. 199. 200.

2) Bei Flassan, hist. de la diplomatie française VII, 133—137.

3) Oeuvres de Frédéric le Grand. VI, 132—133.

man müßte fortfahren, das englische Ministerium über die französischen Pläne geschickt in Sicherheit einzuwiegen, die Aufständischen insgeheim mit Schießbedarf und Geld unterstützen, jedoch keinen Vertrag mit ihnen abschließen [1]). Seine Vorschläge wurden als Richtschnur angenommen und befolgt. Einige Monate später zerrissen zwar die Nordamerikaner mit entschlossener Hand auch die letzten Fäden, welche sie noch an das Mutterland knüpften; allein die Kriegsereignisse der nächsten Zeit waren nicht geeignet ihnen Verbündete zuzuführen. Erst als der englische General Burgoyne bei Saratoga die Waffen gestreckt und Washington durch einen kühnen Angriff bei Germantown den Feind zum Weichen gebracht hatte, wiewohl er nachher den Rückzug antreten mußte: da entschied sich das Cabinet von Versailles, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen. Im December 1777 wurden die Bevollmächtigten derselben hiervon in Kenntniß gesetzt, darauf berieth man einen Handelsvertrag, und als dieses Geschäft beendigt war, legte Vergennes den Entwurf eines Bündnißvertrages vor, dessen Bestimmungen gelten sollten, wenn ein Bruch zwischen den Höfen von Paris und London erfolgte.

Seltsam ist bisweilen das Spiel des Zufalls und die Verflechtung der Dinge. Während man Beschlüsse von so großer Tragweite faßte, trat ein Todesfall ein, welcher den Frieden im Herzen Europas leicht stören konnte. In den fünfziger Jahren war Kanada, wie es ausgedrückt worden ist, in Deutschland verloren gegangen; sollte sich Frankreich abermals nach zwei Seiten hin die Hände binden? Um die Mitte des Januars beschloß man in Versailles, zunächst in der bairischen Sache ruhig zu bleiben, genau sich an die Verträge zu halten und das Uebrige zu erwarten, und weil man vermuthete, daß Carl Theodor mit Oestreich ein geheimes Abkommen getroffen, so ward ein Beamter aus dem Ministerium des Auswärtigen abgesendet, um zu entdecken, ob ein solcher Vertrag vorhanden wäre, und zugleich die Gesinnungen und Absichten des Churfürsten zu erforschen. Am 22. schrieb Vergennes an Breteuil in Wien: „Der König glaubt, über die bairische Erbfolge das tiefste Stillschweigen beobachten zu müssen; er will mit der äußersten Sorgfalt jedes Zeichen der Billigung oder Mißbilligung vermeiden" [2]). Eine solche Zurückhaltung lief nun den Absichten Friedrichs II ganz entgegen; er wünschte vielmehr ein thätiges Eingreifen Frankreichs und setzte, da in der westphälischen Friedensurkunde bestimmt worden war, daß die Oberpfalz nach dem Erlöschen der bairischen oder Wilhelminischen Linie wie-

1) Considérations, bei Cornelis de Witt, Th. Jefferson 486.

2) Raumer, Beiträge V, 324 und 325.

der an die pfälzische oder Rudolfinische zurückfallen sollte, das Cabinet von Versailles förmlich davon in Kenntniß, daß er die Mächte, die jenen Frieden gewährleistet hatten, anrufen würde[1]).

Der König von Preußen war um diese Zeit von Berlin nach Potsdam übergesiedelt und wechselte fortan mit seinem Bruder Heinrich häufige Briefe, die für den Geschichtsforscher eine sehr ergiebige Quelle der Belehrung sind. Am 25. Januar schrieb er: „Ich mache wunderbare Fortschritte in der Geduld, ich erlange die Kaltblütigkeit des alten Marschalls Wackerbart und werde bald zur Bildsäule werden". Der scherzende König schmeichelte sich, die Zufriedenheit des Bruders, welcher seinen feurigen Eifer fortwährend zu mäßigen suchte, durch diese Versicherung davonzutragen. In Wirklichkeit aber war er sehr unruhig. Die vielen widersprechenden Nachrichten, die bei ihm seit seiner Abreise von Berlin eingelaufen waren, setzten ihn außer Stand, dem Prinzen Heinrich die geringste Kleinigkeit mit Grund anzuzeigen. Er hoffte jedoch, in wenigen Tagen von Görtz Aufklärung zu bekommen[2]).

Dieser hatte mittlerweile fleißig Nachrichten in Würzburg, Regensburg, München gesammelt und war dann wieder an den Sitz des Reichstages zurückgekehrt. Von hier ließ er durch den pfälzischen Gesandten Brentano dem Churfürsten Carl Theodor sagen: derselbe könne, wenn ihn das Geschehene reue, die Vermittelung des Reiches oder auch geradezu die des Königs von Preußen anrufen und mit Sicherheit auf dessen Schutz rechnen; es sei Jemand bereit, entweder heimlich zu ihm nach München zu kommen oder sich mit einem Minister an einem dritten Orte zu besprechen. Am 25. meldete Brentano die wichtige Nachricht. Zwölf Tage früher hätte sie den Churfürsten wahrscheinlich gefreut; jetzt aber mußte sie ihm seine Voreiligkeit und Schwäche zum Bewußtsein bringen. Er lehnte höflich dankend das Anerbieten ab, von welchem er zu seinem Bedauern keinen Gebrauch machen könnte, weil er feierliche Verpflichtungen gegen die Kaiserin-Königin eingegangen wäre. Carl Theodor unterließ dabei nicht, wie zur Entschuldigung seines Handelns auf das Einrücken der östreichischen Truppen hinzuweisen. Brentano aber wurde gescholten,

1) Vergennes bei Flassan VII, 142: Le roi de Prusse a prévenu formellement le ministère du roi, qu'il réclameroit les garans de la paix de Westphalie.

2) K. W. von Schöning, der bayersche Erbfolgekrieg. Das Werk ist der vierte Band der „Militärischen Correspondenz des Königs Friedrich des Großen mit dem Prinzen Heinrich" und enthält zuerst eine werthlose Bearbeitung des bairischen Erbfolgekriegs, dann mit besonderer Seitenzahl den Briefwechsel; ich benutze nur diesen.

daß er den Auftrag ausgerichtet, ja nur die Eröffnung überhaupt angehört hätte [1]).

Wahrscheinlich noch vor seiner Uebersiedelung nach Potsdam hatte Friedrich dem Grafen von Görtz das Beglaubigungsschreiben für Carl Theodor mit dem Befehle nachgeschickt, nur diesem gegenüber sich desselben zu bedienen und den Oestreichern so viel als möglich zu verbergen, von wem er gesandt worden. Ein eigenhändiger Zusatz des Königs enthielt noch die bedeutungsvollen Worte: „Man thue nichts ohne die Zustimmung Frankreichs". Einige Tage später, am 26., wies Friedrich den Grafen an, bei dem Churfürsten eine besondere Audienz nachzusuchen, das sei von der höchsten Wichtigkeit. „Es wird Ihnen, fuhr der König fort, dann nicht schwer fallen, seine Gesinnungen und Abmachungen zu ergründen und zu sehen, was für die deutschen Interessen zu thun bleibt. Wenn aber Seine Churfürstliche Durchlaucht es abschlüge, so müßten Sie sich an den Herzog von Zweibrücken wenden, um zu sehen, ob nicht dieser gegen alles das, was man ohne seine Mitwirkung gethan hat, Verwahrung einlegen wird. Wenigstens behauptet man, daß die Uebereinkunft sich nur auf den Churfürsten allein bezieht, und daß die Interessen der andern pfälzischen Linien dabei ganz vernachlässigt worden sind. Es wäre gewiß sehr schade, wenn Sie überall verschlossene Thüren fänden" [2]).

Bald darauf erfuhr Friedrich Sicheres über den Umfang des bairischen Gebietes, das der Wiener Hof hatte besetzen lassen, und über die Einwilligung, zu welcher der Churfürst gezwungen worden wäre. „Dieser Schritt ist unerhört und unzulässig, schrieb er am 28. Januar an seinen Bruder. Alle Satzungen des Reiches, die kaiserliche Wahlcapitulation und der westphälische Friede stehen der öſtreichischen Gierigkeit entgegen. Aber ich bin noch zweifelhaft über den Entschluß, den ich werde fassen müssen. Ich habe noch keine Nachrichten aus Frankreich über den Eindruck, welchen das Ereigniß dort gemacht haben wird. Ich erwarte sie jeden Augenblick". Der König schickte dem Prinzen eine Wiener Zeitung mit, welche die Besitzergreifungspatente Josephs und Maria Theresias enthielt. „Ich bin überzeugt, bemerkt er, Sie werden über die Ausdehnung ihrer Ansprüche betroffen sein" [3]).

Mit sehr zitternder Hand unterzeichnet Friedrich, der einen neuen Gichtanfall bekommen, diesen Brief. Aber er darf nicht daran denken,

1) Mém. hist. 39. 40.

2) Mém. hist. 43. Das Schreiben kam aber nicht am 31., sondern nach dem Rapport au Roy (S. 45) am 30. in die Hände des Grafen Görtz.

3) Schöning 3.

dem alten, kranken Körper die nöthige Ruhe zu gönnen. Er muß den Wiener Hof leise davon in Kenntniß setzen, daß er mit der bairischen Zerstückelung keineswegs einverstanden ist. Die Nachrichten aus Frankreich treffen ein, doch sie befriedigen ihn nicht; denn sie lassen nur auf Neutralität rechnen [1]). Aber beinahe noch schlimmer waren die Vorschläge, die Vergennes im Ministerrath machte. Vier Tage vor der Unterzeichnung der beiden Verträge, welche mit den Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten zu Stande gekommen waren, am 2. Februar, las er eine Denkschrift über die bairische Frage vor. Er stellte vier Sätze an die Spitze seines Rathschlags. Erstlich müsse man Allem, was den König in einen Continentalkrieg verwickeln und von dem Hauptgegenstande, der ihn beschäftige, dem Kriege mit England, seine Aufmerksamkeit ablenken könne, mit höchstem Fleiß aus dem Wege gehen. Man solle ferner keineswegs das Haus Oestreich der Gebietserweiterungen zu berauben suchen, die es sich durch den Vertrag mit dem Churfürsten von der Pfalz verschafft habe. Bei den künftigen Unterhandlungen müsse man drittens die Sprache so einrichten, daß man den Vorwurf vermeide, Vergrößerungsabsichten zu theilen oder nur ein blindes Werkzeug fremden Ehrgeizes zu sein. Endlich müsse man das Vertrauen des Königs von Preußen schonen und alle möglichen Mittel aufsuchen, um zu verhindern, daß er einen protestantischen Bund bilde, dem England bald eine gefährliche Festigkeit geben würde.

Vergennes dachte den Krieg dadurch zu verhindern, daß er dem Berliner Hof einen Ersatz verschaffte. „Frankreichs wesentliches Interesse wird befriedigt werden, bemerkt er hierbei, wenn die beiden großen Staaten Deutschlands in einem solchen Gleichgewichte zu einander bleiben, daß die Macht des französischen Königs immer den Ausschlag giebt". Vergennes glaubte sich nach den ihm gemachten Eröffnungen zu der Annahme berechtigt, daß die in Aussicht zu stellende Wiedervereinigung der fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Baireuth mit der preußischen Monarchie oder der Austausch derselben gegen Mecklenburg den König von Preußen befriedigen und ihn bewegen würde, jeden Widerstand gegen das Abkommen aufzugeben, welches der Wiener Hof mit Carl Theodor über die bairische Erbfolge getroffen.

Dieser Plan entsprach dem Wunsche Friedrichs ganz und gar nicht. Schon am 26. Januar hatte der Prinz Heinrich in Bezug auf die fränkischen Markgrafschaften einen ähnlichen Gedanken geäußert, und an dem Tage, wo die Denkschrift vorgelesen wurde, so wie noch einmal später — am 14. März — kam er darauf zurück [2]). Aber eben so oft ging

1) Ebendas. 6. 8.

2) Am 27. August 1769 hatte der Prinz Heinrich in Neisse dem Kaiser

Friedrich stillschweigend über diesen Punkt hinweg, und als sein Bruder zu einer andern Zeit auf Säcularisationen hinwies, antwortete der König am 16. Februar: „Es handelt sich im gegenwärtigen Falle nicht um Erwerbung oder Vergrößerung, sondern darum, den östreichischen Ehrgeiz ein für allemal zurückzudrängen, damit seine Gewalt im Reiche nicht in Despotie ausarte, was uns zum größten Schaden gereichen würde. Sie mögen mir daher einen Entschädigungsvorschlag machen, welchen sie wollen, ich werde sie alle miteinander verwerfen, fest entschlossen, den Degen nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis sie das, was sie widerrechtlich in Besitz genommen, vollständig herausgegeben haben" [1]).

Uebrigens wollte Vergennes in seiner Antwort an den Berliner Hof nur im Allgemeinen von einem Ersatze sprechen und Oestreich allmählich für seinen Gedanken zu gewinnen suchen. Umgekehrt war es keineswegs Friedrichs Absicht, mit einer französischen Neutralitätserklärung sich zu begnügen, obwohl, wie er schon jetzt richtig erkannte, das Cabinet von Versailles zu einer solchen Stellung Lust hatte.

Nicht viel besser klangen die Nachrichten, die aus Petersburg einliefen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Panin, zeigte sich zwar nicht abgeneigt, den König eintretenden Falles mit Truppen zu unterstützen; er gab dem Grafen Solms die Versicherung, man würde dies um so lieber thun, als es eine vortreffliche Gelegenheit wäre, den Wiener Hof, gegen welchen seine Regierung ohnehin eine alte Eifersucht und einen geheimen Haß hegte, etwas zu demüthigen und den russischen Namen in Deutschland zur Geltung zu bringen [2]). Allein man sei für jetzt noch wegen der Händel mit der Pforte selbst in großer Verlegenheit; man wisse ferner nicht, ob sich Frankreich für den Wiener Hof erklären werde; dann müsse man auch auf Schweden ein wachsames Auge haben; mithin könne der König vorerst nicht darauf rechnen, von Rußland bewaffnete Hilfe zu erhalten [3]).

Einige Tage später scheinen jedoch bessere Kundgebungen gefolgt zu sein; denn am 4. Februar schrieb der König an den Prinzen Heinrich:

Joseph erzählt: Der König wolle seinen Staaten Ansbach und Baireuth einverleiben und habe seine Brüder schon vor mehreren Jahren einen Verzicht auf ihre Rechte ausstellen lassen, mais qu'il était sûr que son neveu, au cas que le Roi vint à mourir, penserait tout autrement là-dessus et qu'ils étaient d'accord ensemble. Arneth I, 305. Letzteres hat Heinrich wohl nur zur Beruhigung Josephs gesagt.

1) Schöning 2. 8. 17. 35.

2) Es ist nicht unmöglich, daß Friedrich in dem Schreiben an Solms vom 10. Januar (Zinkeisen VI, 200) diesen Gedanken ausgesprochen.

3) Zinkeisen VI, 203.

„Auf die bloße Nachricht von dem Tode des Churfürsten von Baiern hat sich der russische Hof von selbst erboten, mir allen Beistand zu gewähren, welcher um so beträchtlicher sein würde, wenn der Friede mit den Türken fortdauerte" [1]).

Nicht lange, so konnte Friedrich eine noch viel wichtigere Nachricht dem Bruder mittheilen. Dieser war überhaupt dagegen, daß der König allein den Schutz des verletzten Rechtes übernehmen sollte, und er hatte unter anderm darauf hingewiesen, daß der Krieg schwieriger werden würde, wenn sich Sachsen nicht freiwillig mit Preußen verbände; denn es wäre doch ein Widerspruch, hierzu dasselbe zu zwingen und dadurch die Satzungen des Reiches zu verletzen, die gegen den Wiener Hof vertheidigt werden sollten [2]). Aber Friedrich August von Sachsen, welcher als Sohn der einzigen Schwester des verstorbenen Churfürsten von Baiern dessen Allodialhinterlassenschaft verlangte, fand weder in München noch in Wien mit seiner Forderung Gehör. Ueberdies war er schon vorher von dem Kaiserhofe schwer beleidigt worden.

Die Herren von Schönburg, eines der ältesten meißnischen Geschlechter, hatten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in ärgerlichen Streitigkeiten mit Chursachsen über Landeshoheit und Reichsunmittelbarkeit gelebt. Der Zwist betraf hauptsächlich die drei Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein, welche 1355 in eine Lehnsverbindung mit der Krone Böhmen gekommen waren; sowohl von dieser als von Schönburgscher Seite wurden dieselben für böhmische Reichsafterlehen ausgeschrien, indem sie ursprünglich von Kaiser und Reich den Herren von Schönburg zu Lehen gegeben, und die letzteren, jedoch als unmittelbare Reichsstände, an die Krone Böhmen gewiesen worden wären. Im Jahre 1700 machte Leopold I das aufstrebende Geschlecht zu Reichsgrafen. Die Irrungen dauerten noch lange fort, bis endlich die streitenden Parteien ihre Beziehungen zu einander 1740 friedlich ordneten. Sachsen behielt die Landeshoheit, es erkannte dagegen die Reichsstandschaft der Herren von Schönburg an und gewährte denselben wichtige Gerechtsame.

Ein Menschenalter hindurch herrschte nun Ruhe, bis es dem Reichsgrafen Albrecht Christian Ernst von Hinterglaucha nach 28 Jahren einfiel, den Vertrag von 1740 als nichtig zu betrachten, weil ihn weder Kaiser und Reich, noch die Krone Böhmen bestätigt hätten. Nachdem der ehrgeizige Mann den Staub wieder aufgewirbelt, nahm die deutsche Lehnshauptmannschaft in Prag 1772 die Landeshoheit für Böhmen in Anspruch, und der Reichshofrath erklärte vier Jahre später den Vergleich

1) Schöning 8. Zwischen sentant l'importance und de la cour de Vienne contre les lois et libertés germaniques ist wohl ein Genitiv ausgefallen.

2) Schöning 5.

als ungiltig, weil mit der Reichsstandschaft jederzeit auch die Landeshoheit verbunden wäre. Die beiden Entscheidungen stimmten, wie man sieht, keineswegs mit einander überein. Der Churfürst Friedrich August III verwahrte zwar sein Recht, nahm aber nichts Ernsteres vor. Da gewann des Reichsgrafen Eidam, ein preußischer Graf Finckenstein, in einer Schuldforderung den Proceß gegen seinen Schwiegervater. Die sächsische Landesregierung verhängte nun die gerichtliche Execution, die auch trotz der Abmahnungen des böhmischen Lehnshofes ausgeführt wurde. Darauf verlangte Maria Theresia durch ein Schreiben vom 3. März 1777 die Herstellung des früheren Standes der Dinge. Der Churfürst entgegnete der Kaiserin-Königin: er habe nur seine Hoheitsrechte behauptet, ohne die böhmischen Lehnsrechte zu beeinträchtigen; der Gang des Rechtes gegen den Grafen könne nicht aufgehalten werden. Er beschwerte sich über das Verfahren des böhmischen Lehnshofes und ließ auch dem Reichsvicekanzler eine Vorstellung überreichen. Statt aller Antwort rückten östreichische Truppen in Glaucha ein; unter ihrem Schutze kehrte der entwichene Reichsgraf zurück, der inzwischen katholisch geworden war. Der mitgekommene Lehnscommissarius erklärte den Vertrag von 1740 für aufgehoben, nahm die Landeshoheit und Lehnsherrlichkeit für die Kaiserin-Königin in Anspruch und verbot den Schönburgschen Unterthanen, den sächsischen Gesetzen Folge zu leisten, Abgaben an den Churfürsten zu zahlen, ihn im Kirchengebete zu erwähnen, an seine Gerichte Berufung einzulegen oder Acten zu verschicken. Reichsadler wurden an den Grenzen der drei Herrschaften aufgerichtet. Friedrich August hütete sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Seine Soldaten machten den östreichischen Platz, und er begnügte sich, wiederholte Vorstellungen in Wien zu erheben, die von dem Könige von Preußen gebilligt wurden. Erst am 25. September versprach Kaunitz in einer Note, das Kriegsvolk und die Lehnscommission zurückzuziehen[1]). Doch war weder das sächsische Gebiet geräumt, noch der Streit ausgetragen, als der Tod Maximilian Josephs einen neuen Zankapfel zwischen die hadernden Parteien hinwarf.

Als Friedrich August III seinen Anspruch auf die Allodialerbschaft in Wien anzeigte, trat sogleich Maria Theresia mit einem eben solchen hervor wegen ihrer Abstammung von zwei bairischen Prinzessinnen aus dem 16. Jahrhundert, und der übelberathene Kaunitz erklärte, daß die Kaiserin-Königin sich niemals von einer jüngeren Regredient-Erbin des Rückgangsrechtes würde berauben lassen[2]). So aufs Neue beleidigt, warf sich der Churfürst ganz in die Arme des Königs von Preußen. Er war

1) Bülau in Gretschels Geschichte des sächsischen Volkes und Staates III, 51 ff., 200 ff.

2) Vollst. Samml. II, 336.

der Erste, welcher dessen Beistand anrief. „Ich habe ihn aufgefordert, schrieb Friedrich II mit genesender Hand, sich auch an die Kaiserin von Rußland zu wenden und sie um ihren Schutz zu bitten. Er wird mir den Brief schicken, ich werde meinerseits ebenfalls schreiben und die Ausbreitung ihres Einflusses, ihrer Macht und ihres Ruhmes bei ihr betonen".

Der Prinz Heinrich empfing diese Nachricht mit großer Freude. Das Geschrei der anderen deutschen Fürsten über das östreichische Verfahren, wovon ihm der Bruder erzählt hatte, verglich er dagegen mit dem Quaken der Frösche. „Wenn der Wiener Hof, fuhr er fort, einige Tausend Gulden hinwirft, so werden ihre Minister, von demselben schon bestochen, diese ganze deutsche Fürstenschaft dahin bringen, daß sie gegen ihr wahres Interesse handelt und Ihnen entgegenwirkt" [1]).

Bald darauf erhielt Friedrich den Vertrag, den Ritter und Kaunitz am 3. Januar geschlossen hatten, und der Herzog von Mecklenburg, welcher auf die Landgrafschaft Leuchtenberg Anspruch erhob, wendete sich ebenfalls an ihn. Daneben studirt er deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. So viel Abkommen, Testamente, Verträge, Satzungen des Reiches, wie jetzt, sind niemals durch seine Hände gegangen; er fürchtet ein kleiner C(occeji), ein Puffendorf, ein vom Regensburger Roste vergiftetes Geschöpf zu werden. „Aber man muß, tröstet er sich, in dieser Welt Chamäleon sein und die Farben der Zeitläufte abspiegeln". Uebrigens erklärt er sich wieder ganz ruhig in Betreff der Zukunft, entschlossen, seine Pflicht zu thun, sei es als Schreiber oder als Soldat [2]). Schon ordnet er vorsichtig einige den Krieg vorbereitende Maßregeln an; aber mehr muß er zunächst auf dem anderen Felde thätig sein. Der Churfürst von Sachsen wendete sich wirklich an die Kaiserin von Rußland. Den Brief, in welchem er dies that, begleitete Friedrich durch ein besonderes Schreiben, das er vorher dem Prinzen Heinrich schickte, fragend, ob er den Hofstil oder, wie er sich scherzhaft ausdrückte, den Stilus Couris [3]) gut getroffen oder nicht. Darin heißt es: „Das ganze Reich schreit gegen die Ungerechtigkeit dieser despotischen Handlungsweise; die Familienabkommen werden zerstört, die Verträge verletzt, die kaiserliche Wahlcapitulation vernichtet, wenn man der Pflichtvergessenheit und den despotischen Absichten des Kaiserlichen Hofes keine feste Schranke entgegenstellt". Der König verspricht, die auf die bairische Angelegenheit bezüglichen Urkunden und Schriftstücke den russischen Ministern zuzusenden.

1) Schöning, 9. 10.

2) Schöning, 10. 11.

3) Nicht Stillis, wie bei Schöning 13 steht.

Dann fährt er fort: „Ich weiß, daß Ew. Kaiserliche Majestät über die Vorsätze des osmanischen Hofes noch nicht vollständig aufgeklärt sind, und ich hoffe, Sie werden meinem unverbrüchlichen Eifer für ihre Interessen so viel Vertrauen schenken, um nicht zu argwöhnen, daß ich Sie um etwas in der Welt von der Vertheidigung Ihrer eigenen Staaten abziehen und anderswohin Ihre Streitkräfte richten wollte. Nein, gnädigste Frau, müssen Ihre Heere die Türken noch einmal demüthigen, so werde ich der Erste sein, der Ihnen räth, alle Ihre Macht darauf zu verwenden. Legt sich aber diese Gährung, dann hofft ganz Deutschland vertrauensvoll mit mir, Ew. Kaiserliche Majestät werden sich, nachdem Sie Ihr neues Vaterland so sehr verherrlicht, daran erinnern, daß das gesammte deutsche Reich sich rühmt, daß Sie hier das Licht der Welt erblickt haben".

Der Prinz Heinrich fand an dem Briefe nichts auszusetzen. Dem Grafen Podewils, der mit einer ganzen Ladung von Depeschen nach Petersburg ging und diese Perle des Stilus Couris überreichen sollte, wurden außerdem Verhaltungsbefehle gegeben, die uns die wahren Wünsche des Königs enthüllen. Wenn ein Vergleich mit der Pforte zu Stande gekommen wäre, so wollte sich Friedrich II mit den vertragsmäßigen Hilfstruppen nicht begnügen, sondern dahin trachten, daß die Kaiserin seine Interessen durch eine bewaffnete Vermittelung unterstützte und zu dem Ende bis in die Umgegend von Warschau ein Heer vorschöbe. Wenn aber der Bruch mit der Pforte noch einträte, so sollte der Graf zu erfahren streben, ob Katharina nicht bewogen werden könnte, dem König einigen Beistand zu gewähren und wenigstens die Maßregeln, die ihr eigener Vortheil zu erheischen schiene, zu seinen Gunsten einzurichten. Podewils müßte nämlich die Kaiserin zu bestimmen suchen, Polen in diesen Krieg hineinzuziehen und dort eine hinreichende Truppenmacht aufzustellen, um die Conföderationen im Zaume zu halten, welche der Wiener Hof nicht ermangeln würde dort aufzuwiegeln [1]).

So war der König von Preußen geschäftig, innerhalb und außerhalb des Reiches dem Kaiserhofe Widerstand zu erwecken. Inzwischen hatte sein Gesandter, der Freiherr von Riedesel, dem Fürsten Kaunitz eine Note zugestellt, welche die Anschauungen Friedrichs über die Rechtmäßigkeit des östreichischen Verfahrens darlegte und zuletzt den Wunsch einer freundschaftlichen Unterhandlung enthielt. Aber Joseph war weit

1) Zinkeisen VI, 924 ff. Diesen Gedanken hatte der König höchst wahrscheinlich schon am 10. Januar ausgesprochen; denn in dem angeführten Schreiben Panins vom 20. Januar standen auch die Worte: Die Truppen, welche man zur Erhaltung der Ruhe in Polen verwenden könnte, brauche man gegen das osmanische Reich.

entfernt, hierauf einzugehen. Er hatte schon vorher geäußert: „Ich werde mit dem Degen zu behaupten wissen, was Kaunitz mit der Feder gewonnen hat“[1]). Auf die Nachricht von preußischen Rüstungen wurden Anstalten getroffen, ein Heer in Böhmen und Mähren aufzustellen. Das erschien dem Kaiser als das sicherste Mittel, die erworbenen Vortheile zu behaupten und den Frieden zu erhalten. Er suchte ferner mit dem Churfürsten von der Pfalz gänzlich ins Reine zu kommen. Was er erstrebte, war gewiß eine Abrundung von unschätzbarem Werthe; der obere Lauf des Inn sollte nämlich bis Wasserburg die Grenze bilden und von da über Landshut, Langquaid, Perbing, Donaustauf, Nittenau, Neuburg, Roetz und Waldmünchen eine Linie gezogen werden. Ohne Zweifel begleitete den Antrag das Versprechen, Carl Theodor für das, was er zu viel abträte, zu entschädigen. Mit diesem Tauschvorschlage ging Ritter am 10. Februar nach München[2]), wo inzwischen die merkwürdigsten Dinge vorgefallen waren.

Am 30. Januar hatte Görtz, wie bereits erwähnt worden ist, den dringenden Befehl empfangen, Carl Theodor um eine Audienz zu bitten und, wenn sie ihm verweigert würde, sich an den Herzog von Zweibrücken zu wenden. Nach München zu gehen hielt er nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuche sowohl für gefährlich als nutzlos. Der bairische Reichstagsgesandte Freiherr von Leyden, der eben von dort nach Regensburg gekommen war, bestärkte ihn bei der nächtlichen Unterredung, die sie mit einander hatten, nicht nur in dieser Ansicht, sondern er erbot sich auch, ein Schreiben an die Herzogin Anna Maria zu befördern und die gutgesinnten Mitglieder des Landtages, dem er selbst angehörte, gleichfalls wissen zu lassen, auf welchen Schutz sie rechnen dürften. Am 1. Februar kehrte der Domherr Graf von Thurn aus der bairischen Hauptstadt, wo er im Namen des Bischofs dem Churfürsten zu seinem neuen Regierungsantritte Glück gewünscht hatte, nach Regensburg zurück.

1) Schöning, 12.

2) Arneth II, 175 mit dem falschen Datum 12. Januar, statt Februar. Schade, daß der Herausgeber die deutsche Note, welche Ritter mitnahm, nicht auch veröffentlicht hat; aber ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß die oben angeführte Grenze gemeint ist. S. 256 spricht Maria Theresia von einer Linie von Kufstein bis Waldmünchen, mais pas, comme vous (Joseph) l'avez tiré (nämlich l'échange), passant près de Munich et comprenant les deux fleuves l'Inn et Danube. Letztere nennt sie S. 287 votre ligne de l'Inn et Danube und 289 la ligne de l'Inn et du Danube jusqu'en Bohème près de Wasserbourg. Hierher bezieht sich auch III, 3, wo noch erwähnt wird ce partage de l'Inn jusqu'à Wasserbourg. Näher findet sich in dem Briefwechsel diese Linie nicht bezeichnet; aber was hier angeführt ist, paßt gänzlich auf diejenige, welche Thugut am 13. August in Braunau vorgeschlagen hat.

Von diesem hörte Görtz noch, daß Hofenfels, den der Herzog von Zweibrücken zur Wahrung seiner Interessen nach München gesendet[1]), über die dortigen Vorgänge den lebhaftesten Unwillen empfände und gern Alles thun möchte, was in seinen Kräften stände, um seinen Herrn von der Unterzeichnung des östreichisch=pfälzischen Abkommens zurückzuhalten, aber wenig Hoffnung hätte durchzudringen.

Am folgenden Tage fuhr Görtz nach Zweibrücken. Jedoch unterwegs beunruhigten ihn die vielen Bitten, welche Thurn an ihn verschwendet, um ihn zur Reise nach München zu bestimmen. Er dachte besonders an den Grund, den jener angeführt, daß Hofenfels inzwischen den Vertrag unterzeichnen könnte. Görtz theilte daher letzterem von Neustadt aus, wo der Weg nach München abbiegt, den Wunsch des Königs von Preußen mit: der Herzog, zu dem er jetzt gehe, solle keinen entscheidenden Schritt thun ohne Zuziehung der Churfürsten und Mitstände und ohne sich mit Frankreich berathen zu haben[2]).

Um 11 Uhr Nachts empfing Hofenfels das kurze Schreiben. Wahrscheinlich kam es ihm nicht mehr ganz unerwartet, wenn anders die Herzogin Anna Maria das ihrige schon erhalten und ihm davon Kunde zu geben Zeit und Gelegenheit gefunden. Er war im Begriff, seinem Herrn entgegenzureisen, und konnte sich nun um so vergnügter in den Wagen setzen. In Augsburg wurde der Herzog Carl mit der erfreulichen Nachricht überrascht. Er antwortete dankbar und erheitert: „Baierns Unglück hört auf, so wie Seine Majestät daran Theil nimmt. Ich gehe nach München, wo ich nur vier Tage verweilen werde, nicht um zu unterzeichnen, ich denke nicht daran, und ich gebe mein Ehrenwort, daß ich es nicht thun will, sondern nur, um dem Churfürsten, der mich gerufen hat, meine Aufwartung zu machen". Ausführlicher schrieb Hofenfels, und ein Bote trug beide Briefe mit äußerster Eile nach Mannheim oder Zweibrücken. Als dieser Cannstadt schon im Rücken hatte, traf Görtz daselbst ein und hörte, daß der Herzog den Ort vor zwei Tagen[3]), zum

1) Aus der Instruction vom 12. Januar, die Hofenfels erhalten, theilt die Berliner Staatsschrift (Vollst. Samml. V, 157) Folgendes mit: „Sie (Carl von Zweibrücken) hofften, es werde Ihnen von allem in Zeiten Communication geschehen und ohne Ihr Vorwissen und Mitbewilligung nichts abgeschlossen werden. Sie erbieten sich zwar und befehlen Ihrem Gesandten de concert zu handeln, bestimmen aber solches ausdrücklich auf dasjenige, „was des Chur= und Pfälzischen Hauses Würde und wahres Interesse betrifft". Schade, daß die wichtigste Stelle nicht wörtlich mitgetheilt wird.

2) Das Schreiben steht bei Hertzberg, Recueil II, 218. Ich folge sonst hier natürlich dem Mémoire historique.

3) Nicht vor vier Tagen, wie es im Mém. hist. 59 heißt. In dem Schreiben aus Bopfingen p. 64 wird gesagt: apprenant à Canstadt que V. A.

Churfürsten reisend, berührt hätte; schnell entschloß er sich wieder umzukehren und nach Augsburg zu fahren. Als er sich unterwegs etwas gesammelt, schrieb er von Bopfingen aus an den Herzog und empfing in Folge dessen die Einladung, nach München zu kommen. In dem letzten Dorfe vor der Stadt traf er am 6. Februar Nachmittags gegen fünf Uhr verabredetermaßen einen vertrauten Diener Anna Marias und wurde von diesem in ihren vor dem Thore gelegenen Garten gebracht, wo er während seines heimlichen Aufenthaltes wohnen sollte.

Noch an dem nämlichen Tage sprach Görtz den Herzog und seine Minister von Ehsebeck und von Hofenfels, aber nur kurze Zeit, da alle drei zum Churfürsten gebeten waren. Anna Maria, in deren Schloß die Zusammenkunft stattfand, setzte ihn dann von Allem in Kenntniß, was sie über die Angelegenheit wußte. Den nächsten Abend begab sich Görtz wieder dahin und unterhandelte im obersten Stock unter dem Dache mit den beiden Räthen des Herzogs von Zweibrücken. Willig versprachen sie, daß ihr Gebieter sich sowohl an Friedrich II als auch an den Reichstag wenden würde; dagegen sträubten sie sich, einem anderen Vorschlage, den Görtz machte, beizupflichten. Dieser verlangte nämlich, man solle von dem entscheidenden Schritte, den man in Berlin thue, dem Könige von Frankreich Nachricht geben und auch dessen Beistand anrufen; er überließ es ihnen, zu dem Ende sich dem französischen Gesandten in München, dem Chevalier de la Luzerne, zu eröffnen, war aber auch bereit, selbst in Verkehr mit letzterem zu treten. Man kam überein, daß Görtz binnen zwei Tagen das Schreiben an Friedrich II empfangen sollte. Was den andern Vorschlag betrifft, so scheint ein bestimmter Entschluß darüber noch nicht gefaßt worden zu sein; aber am nächsten Abend zeigte Hofenfels dem preußischen Abgesandten an, daß er auch hierin dem ertheilten Rathe Folge leisten würde, und lud ihn daher ein, mit ihnen bei Luzerne zusammenzutreffen.

Görtz erschien dort zuerst und wurde von einem alten Bekannten, dem Legationsrathe Marbois, empfangen. Dieser erklärte: sie wären noch ohne Verhaltungsbefehle von ihrer Regierung; persönlich den alten Grundsätzen der französischen Politik treu und darum von der Nothwendigkeit überzeugt, mit Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen, müßten sie doch in Rücksicht auf den Vertrag von Versailles und das

S. y avoit passé avant-hier. Dieser Brief ist nicht vom 9., sondern vom 5. Februar (denn es heißt darin: à Augsbourg . . . je serai vers le soir, und Hofenfels sagt p. 67: le courrier que V. E. m'a adressé aujourd'hui.), aber in der Nacht vom 4. zum 5. geschrieben, daher heißt es p. 65: par une estafette envoyée avant-hier (den 2.), und p. 64 meldet Görtz, er habe sich avant-hier (den 2.) auf die Reise nach Zweibrücken begeben. Daß letzterer den 6. in München eintraf, bestätigt Hertzberg im Recueil II, 216.

dadurch begründete Bündniß mit Oestreich schweigen. Schlimmer und wirklich beunruhigend war, was Marbois weiter aussprach. Sie hielten die beiden Männer, die sie erwarteten, nicht allein für schwache Menschen, sondern auch für solche, die dem Wiener Hofe verkauft wären und in Uebereinstimmung mit Lehrbach dahin arbeiteten, den Herzog Carl zur Unterzeichnung des Vertrages vom 3. Januar zu bringen. Luzerne bestätigte dies nachher; die Art, wie er jene Herren mit den kaiserlichen Gesandten hatte reden hören und wie sie mit ihm selbst von der Angelegenheit gesprochen, schloß ihm jeden Zweifel über ihre Gesinnungen aus [1]).

So mißtrauisch gemacht, fragte Görtz, sobald Hofenfels und Ehsebeck erschienen waren, nach dem Entwurfe des herzoglichen Schreibens, den ersterer versprochen hatte mitzubringen. „Er ist noch nicht fertig, lautete die Antwort; da sie sich seinem Rathe gemäß auch an den König von Frankreich wenden wollten, so hätten sie geglaubt, daß ein Brief auf den andern sich beziehen und darum die gegenwärtige Zusammenkunft der Abfassung vorangehen müßte". Der für den Aufschub angeführte Grund ließ sich allerdings hören; um aber jede weitere Verzögerung abzuschneiden, erklärte Görtz: er erwarte, daß er das Schreiben am andern Morgen spätestens um sieben Uhr empfangen werde; geschehe das nicht, so sei er genöthigt, seinen Eilboten mit der Nachricht abzufertigen, daß auf den Herzog nicht gerechnet werden dürfe. Hofenfels bat, die Frist um zwei Stunden zu verlängern, und das konnte Görtz nicht wohl abschlagen. Aber als ihn Marbois den nächsten Vormittag um zehn Uhr besuchte, war der Brief keineswegs übergeben, geschweige denn fortgeschickt, und so schien sich zu erfüllen, was er den Abend zuvor gesagt hatte, daß er auch nach acht Tagen noch zu früh kommen würde, da diese Leute nicht fähig wären, einen solchen Schritt zu thun. Marbois leistete dem niedergeschlagenen Abgesandten aus Mitleid und Neugier drei Stunden Gesellschaft, dann ging er wieder weg mit dem Versprechen, um zwei Uhr zurückzukehren, und er hielt Wort; aber zu seinem Erstaunen fand er nun eine ganz veränderte Stimmung vor. Das Schreiben [2]) war nicht nur glücklich eingetroffen, sondern es befand sich auch bereits in den Händen des Mannes, der es weiter befördern sollte. Ein der Herzogin Anna Maria ergebener Mönch, der in der Oberpfalz

1) Derselben Ansicht war der französische Gesandte in Mannheim. Mém. hist. 101.

2) Es steht vollständig, aber ohne Datum im Mém. hist. 95, unvollständig und mit Datum (8. Februar) bei Hertzberg Rec. II, 220 und ward am 9. übergeben; Görtz reiste den 11. ab, surlendemain du départ du courrier. Mém. hist. 100.

eine Pfründe besaß, war schon vorher ausersehen worden, es unbemerkt über die Ortschaften hinauszutragen, welche die östreichischen Truppen besetzt hielten [1]).

So hatte Görtz in kurzer Zeit den nächsten Zweck seiner Sendung glücklich erreicht. In dem Briefe versprach der Herzog, nichts ohne die Einwilligung der französischen Regierung zu thun und in Regensburg eine feierliche Verwahrung seiner Rechte vorzulegen. Er bat alsdann den König von Preußen, ihn darin zu schützen und zu dem Ende sowohl selber die Gewähr der Verträge von 1766, 71 und 74 zu übernehmen, als auch dazu die übrigen betheiligten Mächte und Reichsstände zu bewegen.

In denselben Tagen hatte Lehrbach einmal bei Tische zum Herzoge gesagt: „Der arme Görtz thut mir leid, er wird sich vermuthlich in Zweibrücken langweilen; denn dahin ist er, wie ich weiß, nach der ablehnenden Antwort, die der Churfürst dem Könige von Preußen ertheilt hat, von Regensburg gegangen. Doch was in Schwaben aus ihm geworden, ist mir wirklich unbekannt; auf der Strecke von Donauwörth nach Cannstadt hab' ich ihn verloren und nicht erfahren, welchen Weg er dann eingeschlagen" [2]).

Dem Prahler hätte darüber Niemand besser Auskunft geben können, als der Herzog; aber die Worte zeigen zugleich, daß dieser freundschaftlich mit dem kaiserlichen Gesandten verkehrte. Den bestimmenden Grund verschwieg er dem Könige von Preußen nicht. „Die eigenthümliche kritische Lage, worin ich mich befinde, schrieb er, so wie die Klugheit erlauben mir nicht, mich augenblicklich den Anerbietungen, die man mir macht, zu entziehen, um die Vorschläge des zweiten Vertrages anzuhören. Ew. Majestät werden selbst finden, daß es von der äußersten Wichtigkeit ist, von der ganzen Unterhandlung und Allem, was darauf sich beziehen kann, in Kenntniß gesetzt zu werden; erst dann wird man im Stande sein, geeignete Maßregeln zu treffen" [3]). Aber Lehrbach hütete sich, bestimmte Zusagen zu machen; er sprach nur im Allgemeinen davon, man dürfte sich bei der neuen Unterhandlung zu günstigeren Bedingungen verstehen; außerdem verhieß er, daß der Wiener Hof das Jahrgeld, welches Carl von Zweibrücken bisher von Frankreich bezogen, übernehmen und dessen Schulden bezahlen würde. Dennoch stellte der Herzog entweder seinen Beitritt zur Uebereinkunft vom 3. Januar zum Schein in Aussicht, oder er trat wenigstens der Hoffnung, welche der Churfürst und der östreichische

1) Mém. hist. 84.

2) Mém. hist. 83.

3) Diese Stelle fehlt bei Hertzberg.

Gesandte kund gaben, nicht entgegen[1]). Er hatte schon am 6. Februar eingewilligt, den angebotenen Orden des goldenen Vließes zu tragen[2]), und lehnte die Auszeichnung auch nachher keineswegs ab, er bat nur in der höflichsten Weise, man möchte sie aufheben, bis die ganze Erbfolgefrage geordnet wäre. Bei seiner Abreise versprach er, in zwölf Tagen wiederzukommen.

Auch die Erklärung, die auf seinen Befehl Hofenfels am 16. Februar überreichte, war sehr mild in der Form. Der Herzog ersuchte den Wiener Hof, ihm die Gründe für die östreichischen Ansprüche mitzutheilen, er wolle dieselben dann mit seinen Gerechtsamen vergleichen und sich sofort entscheiden; er sei weit entfernt, gegen Jemanden, am allerwenigsten aber das Erzhaus, etwas zu verlangen, was ihm nach der genauesten Untersuchung und Prüfung nicht gebühre[3]). Was konnte billiger sein, als diese Forderung? In dem offenen Ausschreiben Maria Theresias vom 12. und 15. Januar war von einer durch Kaiser Sigismund im Jahr 1426 erfolgten Belehnung des Herzogs Albrecht von Oestreich und einer vom Kaiser Matthias 1614 ertheilten Anwartschaft die Rede. Noch kannte die Welt die Beweise für diese Behauptung nicht, und sogar Carl Theodor hatte sie niemals gesehen. Es war eine überaus harte Zumuthung, die man dem kleinen Fürsten machte, daß er zuerst die Uebereinkunft vom 3. Januar unterzeichnen und dann die Urkunden vorgelegt erhalten sollte[4]); wenn er aber ohne Beistand blieb, so war seine gerechte Sache doch so gut wie verloren. Zum Glück für ihn fiel sein Vortheil mit dem preußischen zusammen.

Vier Tage vorher, am 12. Februar, hatte Friedrich II die Briefe des Herzogs Carl und der Herzogin Anna Maria nebst zwei Berichten des Grafen Görtz empfangen. Er antwortete letzterem sogleich und bezeigte sich sehr erfreut über dessen Erfolge. „Sie thun Wunder, fügte er in der eigenhändigen Nachschrift hinzu; aber die Beharrlichkeit des Herzogs von Zweibrücken muß das Werk krönen". Noch immer fürchtete Friedrich, daß dieser durch Lehrbach dahin gebracht werden könnte, seine Ansichten und Entschlüsse zu ändern. Er forderte ihn nun selbst auf, sich auch an die Mächte zu wenden, welche den westphälischen Frieden

1) Mém. hist. 131. Arneth II, 182.

2) Mém. hist. 63. Arneth II, 176.

3) Herzog Carl an Maria Theresia 28. Februar 1778 in der Vollst. Samml. IV, 204 (vgl. 200). Eine Stelle aus dem zweibrück. Ministerial-Promemoria steht ebendas. IV, 534, Anmerk. Dasselbe war vermuthlich an Carl Theodor oder dessen Minister, den Freiherrn von Vieregg, gerichtet, nicht an Lehrbach.

4) Vollst. Samml. V, 329.

gewährleistet hatten, und ihm die mit Carl Theodor abgeschlossenen Verträge zu schicken, auf daß er sich mit Frankreich über die wirksamsten Mittel verständigen könnte, dem Herzog seine Rechte zu verbürgen.

Auch Anna Maria empfing einige Zeilen von Friedrich. „Ach, gnädigste Frau, warum waren Sie nicht Churfürst? schrieb er. Wir würden dann die schimpflichen Ereignisse nicht haben eintreten sehen, über die jeder gute Deutsche bis in den Grund seines Herzens erröthen muß. Wenigstens wird es Baiern Eurer Durchlaucht verdanken, daß das Uebel so viel als möglich beseitigt worden ist. Wenn der Herzog von Zweibrücken fest bleibt, so verzweifle ich an nichts, und man muß hoffen, daß die Urheber dieser Unruhen durch eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit dafür büßen werden. In welcher Entfernung ich mich von Ew. Durchlaucht befinden mag, stets bin ich einer von Ihren Bewunderern gewesen. Ich habe Ihnen von weitem Beifall gewinkt, wie die Christen die Engel feiern, deren Wunder sie verkündigen, welche sie aber niemals erblicken" [1]).

Der König befand sich zu der Zeit in einer besonders glücklichen Stimmung für artige Redewendungen. Allein das zierliche Sträußchen, das er der bairischen Herzogswittwe verehrt, muthet uns doch mehr an, als das etwas schreiende Bouquet, welches die andere deutsche Prinzessin auf dem Czarenthron empfängt, und gewiß hat jenes innigere Freude bereitet.

Anna Maria wird dem Vertrauen des Königs entsprochen und in Briefen den Herzog zur Festigkeit ermahnt haben. In der Nacht vom 17. zum 18. war dieser leichteren Herzens in die kleine Residenz zurückgekehrt, und hier empfing er von dem Grafen Görtz mit großer Befriedigung das inzwischen angelangte Beglaubigungsschreiben sammt dem Briefe, den ihm Friedrich II geschickt. Ungern vernahm dagegen der preußische Gesandte, daß die dem Reichstag vorzulegende Erklärung, zu welcher er bereits in München den Entwurf gemacht, noch keineswegs abgegangen war. Er drängte nun sehr lebhaft, den Schritt zu thun, und glaubte das Schreiben am 20. befördert; als er dann aber das Gegentheil erfuhr, begab er sich am 25. zu Ehsebeck, um mit eigenen Augen die Erklärung abfertigen zu sehen [2]). Im Wesentlichen lautete sie dahin: „Der Herzog hege zwar das ganz feste Vertrauen zu Joseph und Maria Theresia, daß sie nach Vorlegung der Gerechtsame des pfälzischen Hauses aus Gnade und Gerechtigkeit sich von selbst entschließen werden, von ihren

1) Mém. hist. 108—112.

2) Mém. hist. 118. Die Protestation steht z. B. in der Vollst. Samml. I, 76.

Ansprüchen abzustehen; aber er könne bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht verfehlen, auch seine Mitstände um ihre Verwendung, Vermittelung und kräftigste Unterstützung geziemend anzugehen; er bitte daher sämmtliche Botschafter und Gesandte, bei ihren Höfen Anzeige davon zu machen und solches auf das gemeine reichsständische Band sich gründende Ansuchen bestmöglichst zu unterstützen". In einem höchst ehrerbietigen Schreiben wurde dann Carl Theodor von diesem Schritt in Kenntniß gesetzt [1]).

Ein wesentlicher Grund für das Zögern des Herzogs von Zweibrücken und seines Ministers lag vermuthlich darin, daß sie vorher gern aus Frankreich, an welches sie sich dem Rathe des Grafen Görtz gemäß gewendet hatten, Antwort zu haben wünschten; aber dort wollte man wahrscheinlich nicht sogleich den Weg verlassen, den man sich vorgezeichnet. Gegen die Mitte des Februars hatte Breteuil in Wien Vorstellungen gemacht, die noch auf den zu Anfang des Monats gefaßten Beschlüssen beruhten. Um den Kaiserhof zu Unterhandlungen zu bewegen, bat Vergennes denselben, mit dem Cabinet von Versailles Maßregeln zu verabreden, welche geeignet wären, den Frieden in Deutschland aufrecht zu halten und den König von Preußen zu beruhigen. Er selbst wollte so in Berlin sprechen, daß man dort einerseits nicht hoffen dürfte, das Bündniß von 1756 zu lösen, aber auch andererseits nicht zu äußersten Entschlüssen getrieben würde. Dann hob er die schwierige Lage der französischen Regierung hervor: der westphälische Friede sichere namentlich die Oberpfalz dem Hause Wittelsbach, daher könne Friedrich II, welcher schon angezeigt habe, daß er auf die von Frankreich übernommene Garantie sich berufen werde, das Cabinet von Versailles zwingen, der Angelegenheit nicht fremd zu bleiben. Vergennes wollte den Berliner Hof zwar bedeuten, daß es schwer sein würde sich einzumischen, wenn die betheiligten Parteien einig wären; aber zugleich wies er darauf hin, daß sich Friedrich der Ansprüche, welche Sachsen machte, für seine Zwecke bedienen könnte [1]).

Der französische Minister des Auswärtigen nahm auch auf die eigene Verwickelung mit England Bezug, und er wollte wissen, daß die Räthe Georgs III um die Freundschaft des Königs von Preußen sich bemühten. Das hat vielleicht den Staatskanzler bewogen, eine Unterredung mit dem britischen Gesandten zu suchen. Wie er im Ernste versicherte, machte Friedrich II kein Geheimniß daraus, daß er es in seiner Gewalt hätte, sich mit England zu verbinden. Kaunitz hoffte jedoch, diese Prah-

1) Mém. hist. 117.

2) Ich entnehme den Inhalt dieser Vorstellungen aus Flassan VII, 190 ff.

lerei als eine wilde Uebertreibung betrachten zu dürfen. „Heut aufs Feindseligste mit den Amerikanern und Franzosen Ränke gegen Großbritannien zu spinnen und morgen mit letzterem plötzlich ein Bündniß zu schließen, mag sich mit dem preußischen Systeme der Sittlichkeit vertragen, sprach der verleumdende Staatskanzler mit widerwärtiger Salbung; aber es würde mir wehe thun, wenn England eben so handelte" [1]). Doch verließ er sich nicht darauf, daß die Gemüther der britischen Minister so zart besaitet wären, wie das seinige, sondern er hielt es für nothwendig, auch an ihr Interesse sich zu wenden. Er gab sein heiliges Wort, und er sprach dabei die Wahrheit, daß der Vertrag von 1756 bisher keine Veränderung erfahren hätte; wenn er sich dagegen abgeneigt erklärte, denselben zu erneuern, so sprach er vermuthlich nicht die Wahrheit. Er setzte weiter hinzu: sollte der König von England als solcher oder als Churfürst von Hannover sich irgendwie mit Friedrich II vereinigen, so würde darin der kaiserliche Hof einen guten und gerechten Grund sehen, ein engeres Bündniß mit Frankreich einzugehen.

Auch über das Verhältniß zu Preußen machte der Träger des östreichischen Systems der Sittlichkeit dem britischen Gesandten Mittheilung. „Der König, sprach er, hat endlich sein Stillschweigen gebrochen und seinen Botschafter angewiesen, mir eine Note zu überreichen, die in höflicher Form abgefaßt ist, jedoch einige Ausdrücke enthält, welche Besorgniß erwecken könnten, wenn wir dazu geneigt wären. Die Absicht meines Hofes ist, den König von Preußen nicht anzugreifen, keinen Krieg mit ihm herbeizuführen, wenn es sich mit Ehren vermeiden läßt. Zieht er aber das Schwert, so sind wir ebenfalls entschlossen, den Krieg bis aufs Aeußerste zu treiben. Seine Preußische Majestät wünscht, eine Darlegung unserer Rechte auf Baiern und der Maßregeln, die wir in dieser Hinsicht beabsichtigen, zu erhalten. Er soll sie bekommen in der Form der Wahrheit, Würde, Mäßigung. Ich bin jetzt damit beschäftigt" [2]).

Kaunitz liebte die prunkhaften Ankündigungen und die hochtönenden Worte. Jedoch die Note, die er am 16. Februar dem Freiherrn von Riedesel übergab, zeigte wenig von den versprochenen Eigenschaften. Die

1) Als Friedrich von solchen Einflüsterungen Kunde bekam, ließ er dergleichen Angaben durch Finckenstein dem britischen Gesandten in Berlin als völlig grundlos erklären. Zwischen England und Preußen herrschte seit Jahren Kälte; jetzt änderte Preußen sein Betragen; vorher unangenehm und zurückhaltend, benahm sich Finckenstein nun frei und offen. „Ich darf hieraus schließen, schreibt der britische Gesandte bei Raumer V, 327 am 28. Februar, daß der König keineswegs glaubt, eines herzlichen Beistandes von Seiten Frankreichs sicher zu sein, und deshalb in diesem kritischen Zeitpunkte sehr gern den Beifall und die Unterstützung Englands gewinnen möchte".

2) Raumer V; 329 ff.

Mäßigung bestand darin, daß der Staatskanzler nur mit feinen Nadelspitzen stach; hochfahrende Gemeinplätze sollten Würde verleihen, und Entstellungen der Thatsachen durch Dreistigkeit den Schein der Wahrheit empfangen. Kaunitz erklärte die Einmischung eines Dritten für unberechtigt, weil sich die betheiligten Parteien geeinigt hätten; er bezeichnete den Churfürsten Carl Theodor als den einzigen und unbestreitbaren Haupterben und ging über Friedrichs Einwand, daß die pfälzischen Nebenlinien zu Schaden kämen, mit der Behauptung hinweg: jeder Reichsstand sei befugt, sich mit einem andern über die gegenseitigen Ansprüche zu vergleichen. Man lebte der Hoffnung, daß der Herzog Carl von Zweibrücken seine Zustimmung zu dem Vertrage vom 3. Januar geben würde; die Formulare für die Beitrittserklärung waren am 15. Februar an Lehrbach nach München gesendet worden[1]). Wenn Kaunitz das seinige vollzogen zurückempfing, dann war es Zeit, auf jenen Einwand zu antworten und mit triumphirender Miene die höchste Karte auszuspielen. Daß inzwischen dem Fasse der Boden ausgeschlagen worden, wußte der Staatskanzler damals noch nicht. Wie man früher zu hastig vorgegangen, so handelte man auch jetzt übereilt.

Bei einer neuen Unterredung mit dem englischen Gesandten äußerte sich Kaunitz über das Verhältniß zu Friedrich II noch folgendermaßen: „Ich gestehe Ihnen, zuweilen bin ich in Zweifel, ob es die ernste Absicht des Königs von Preußen sein kann, uns anzugreifen. Wir wissen, daß sein Heer furchtbar ist, aber er kennt eben so den Werth des unsrigen. Sein Alter und seine Gesundheit erlauben ihm nicht, den Oberbefehl in Person zu führen, während seine Eifersucht oder Unzufriedenheit mit den ersten Generälen ihn erstaunlich abgeneigt macht, ihnen eine große Gewalt anzuvertrauen. Eine andere noch wichtigere Betrachtung ist folgende: Der König muß der Zustimmung, ja Hilfe Rußlands gewiß sein, bevor er das Schwert zieht. Kann es nun der Wunsch und das Interesse der Czarin sein, bei dem drohenden Bruche mit den Türken einen Fürsten, von dem sie selbst den sichersten Beistand erwartet, sich kopfüber in einen Krieg mit Oestreich stürzen zu sehen, von dessen Macht man ohne Uebertreibung behaupten darf, daß sie allein die höchsten Anstrengungen Preußens erfordert? In einem solchen Verfahren ist weder Klugheit noch Voraussicht und eben deshalb schwer daran zu glauben. Da jedoch ein Staatsmann nicht gefährlicher irrt, als wenn er annimmt, das sehr Unwahrscheinliche könne nicht wahr werden, so müssen wir uns vorbereiten, als ob es morgen schon zum Bruche käme"[2]).

1) Vollst. Samml. II, 301.

2) Raumer V, 330 ff.

Daß sich Kaunitz über Rußland so äußerte, geschah nicht zufällig. Im Anfange des Februars war dem Grafen Panin eine Erklärung mitgetheilt worden, welche der Staatskanzler in Constantinopel abgeben ließ, des Inhalts: man billige völlig die Forderungen des Petersburger Hofes und rathe der Pforte, gütlich und in Frieden mit der Czarin sich zu vergleichen, um dadurch den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden, welchen Oestreich wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland unmöglich würde mit Gleichgiltigkeit ansehen können. Als Katharina darauf ihre guten Dienste dem Wiener Hof in der bairischen Angelegenheit angeboten hatte, ging ein Eilbote sogleich nach Petersburg. Joseph hegte die Hoffnung, daß Friedrich II vielleicht durch Rußland bewogen werden würde, seine Stellung zu ändern. Nicht so zufrieden war er, wie man sich denken kann, mit den französischen Vorstellungen, die auf den König von Preußen so viel Rücksicht nahmen. Auch nach Versailles sollte deswegen ein Eilbote, wie der Kaiser am 18. dem Bruder meldet, Abends abgehen, um die Dinge dort wieder in Ordnung zu bringen [1]).

Wie seltsam ist doch das Verhältniß zwischen der Herrscherin und dem Mitherrscher, zwischen Mutter und Sohn! Maria Theresia hatte, wie wir wissen, von Gewalt abgerathen, aber dann Joseph und Kaunitz gewähren lassen. Als die Rüstungen begannen, wurde sie ein wenig unruhig, doch hatte sie die Freundlichkeit, wie der Kaiser sich ausdrückt, den guten Gründen nachzugeben, die man ihr anführte. Jedenfalls sagte man ihr, daß dies das einzige Mittel wäre, den Frieden zu erhalten. So fügte sie sich wieder. Joseph nennt sich um diese Zeit die Haupttriebfeder von Allem [2]); aber auffallend ist es doch, daß die Kaiserin erst hinterher von wichtigen Maßregeln unterrichtet wird.

In aller Winterfrühe, den 19. Morgens um fünf Uhr setzte sich Maria Theresia bekümmert an den Schreibtisch, während draußen vor ihrem Zimmer der Eilbote wartete, von dessen Sendung ihr vorher nichts angezeigt worden war. „Man beschleunigt dieselbe, meldet sie der Tochter, um den schwärzesten und boshaftesten Einflüsterungen Preußens entgegenzutreten, in der Hoffnung, daß der König von Frankreich, wenn er unterrichtet ist, durch Böswillige sich nicht wird fortreißen lassen, und im Vertrauen auf seine Gerechtigkeit und Zärtlichkeit für sein liebes Weibchen". Sie bat nun dringend, man möchte nichts überstürzen und Zeit zu gewinnen suchen, um den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden, der lange dauern und üble Folgen haben könnte. Sie dachte mit Schrecken der Gefahren, denen das Leben zweier Söhne und eines Schwieger-

1) Herrmann, Geschichte des russischen Staates VI, 17. Arneth II, 181.

2) Arneth II, 175.

sohnes dann ausgesetzt wäre. „Wenn ich dem Unglück nicht erläge, schrieb sie, würden meine Tage schlimmer sein als der Tod“ [1]).

Maria Theresia blickte nach Frauenart zu schwarz in die Zukunft. Aber auch Joseph sah nicht mehr so heiter drein, wie früher. Als er erfuhr, daß der Herzog von Zweibrücken den Orden des goldenen Vließes abgelehnt und München verlassen hätte, ohne zu unterzeichnen, als auf den Tauschvorschlag keine Antwort kam: da ward ihm ebenfalls klar, daß Oestreich einer schweren Zeit entgegenginge. „Furchtbar bewölkt es sich, schrieb er am 26. an seinen Bruder Leopold, und es ist fast keine Hoffnung mehr vorhanden, den Krieg zu vermeiden. Die Dinge haben auf allen Seiten ein übles Aussehen; aber man wird Muth haben müssen“ [2]).

Zu dieser Zeit wartete der Herzog von Zweibrücken noch immer ungeduldig auf die Antwort aus Frankreich. Er hatte von seinem Gesandten aus Paris den dringenden Rath empfangen, sich mit dem kaiserlichen Hofe zu verständigen, da er nicht darauf rechnen dürfte, bei Frankreich oder selbst bei Preußen Unterstützung zu finden. Aengstlich von Natur und in den großen Geschäften unerfahren [3]), war er durch die Umstände plötzlich in die Lage gekommen, rasch und entschlossen handeln zu müssen; er ließ sich von Görtz treiben, aber leicht gerieth er auch wieder durch andere Nachrichten und Einwirkungen in Besorgniß. Er hatte früher den französischen Beistand nur mit Widerstreben angerufen, und jetzt war er unruhig, weil man dort so lange schwieg. Endlich am 27. Februar empfing er einen sehr freundschaftlichen Brief von Ludwig XVI.

In Frankreich war nämlich eine Umwandlung vor sich gegangen. Dem ursprünglichen Plane, Friedrich II durch eine Entschädigung zu beruhigen, stand die Gesinnung dieses Königs entgegen. Zwar wissen wir nicht, was er auf die ihm gemachten Eröffnungen des französischen Gesandten erwiedert hat; aber nach dem, was er dem Prinzen Heinrich, als dieser Aehnliches äußerte, mit großer Entschiedenheit geantwortet, dürfen wir nicht zweifeln, daß er den Andeutungen, die von Versailles an ihn gelangten, kein Gehör schenkte. Dann rief der Herzog von Zweibrücken den Beistand Frankreichs auf Grund der Garantie an, die es 1648 übernommen. Wenn der Gesandte Maria Theresias, der Graf Mercy, von der Zustimmung der pfälzischen Fürsten gesprochen, so hat er wohl nicht absichtlich die Unwahrheit gesagt; des Erfolges sicher, mochte man das, was man erwartete, schon im voraus als Thatsache

1) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 237.

2) Arneth, Maria Theresia und Joseph II, II, 182.

3) Mém. hist. 133.

verkündigen. Aber um so mehr mußte das Cabinet von Versailles überrascht sein, als das Gegentheil sich als richtig erwies. Es bemerkte ferner mit Verdruß und Mißtrauen, daß es über die Absichten der Kaiserin-Königin nicht mehr Auskunft erhielt, als andere Staaten. Wieviel Rücksicht hatte Friedrich II dagegen auf den Hof von Versailles von Anfang an genommen! Und in den Franzosen offenbarte sich wieder die alte Vorliebe für den Landkrieg. Die adelige Jugend wandte die Augen von dem drohenden Seekriege weg und schwärmte für den Bund mit Preußen, um die Zerstückelung Baierns, welche nach und nach die von Frankreich herbeiführen müßte, zu verhindern.

Unter solchen Umständen rückt ein erfahrener Staatsmann um ein Weniges das Steuerruder. Am 19. Februar schrieb Vergennes an Breteuil in Wien: „Man kann sich in der That nicht verhehlen, die Wegnahme des besten Theiles der Oberpfalz widerspricht so offenbar und buchstäblich dem westphälischen Frieden, daß sich eine Gleichgiltigkeit des Königs von Frankreich nicht entschuldigen ließe". Die Klugheit legte dem Grafen ohne Zweifel die Rücksicht auf, daß er nur jenes Gebietes gedachte, über welches Ludwig XVI nach den Verträgen ein Wort mitzureden hatte. Man war auch ungehalten, daß Oestreich dem Herzoge von Zweibrücken gesagt hatte: das Cabinet von Versailles sei mit jener Theilung längst einverstanden und wünsche und billige sie. Sollte man sich durch Stillschweigen zum Mitschuldigen machen? Vergennes erklärte diese Versicherung in einem Schreiben an Breteuil für unwahr und anmaßend und ließ an allen Höfen sie als falsch bezeichnen. Dagegen bewunderte man die Geschicklichkeit, mit welcher Friedrich den Churfürsten von Sachsen und den Herzog von Zweibrücken gewonnen [1]). Ueber die ernsten Berathungen, zu welchen des Letzteren Gesuch Anlaß geben mußte, fehlt es leider an Nachrichten; aber wir kennen wenigstens die Antwort des französischen Hofes.

Ludwig XVI billigte die Wege, die der Herzog bisher eingeschlagen, und versprach im Einverständniß mit dem Könige von Preußen alle Mittel der Versöhnung zu gebrauchen und sich zu diesem Zweck auch des Bündnisses mit dem Wiener Hofe zu bedienen; er werde seine Interessen jedenfalls nicht von denen des Herzogs trennen und alle Pflichten erfüllen, die ihm die Garantie des westphälischen Friedens auflege". Durch ein besonderes Schriftstück wurde ferner der Herzog über das Wenige belehrt, was zwischen Versailles und Wien bis zum 3. Januar in der bairischen Angelegenheit unterhandelt worden war. Weiter zeigte der

1) Nachrichten aus Frankreich bei Schöning 18. 22. 23. 27. Raumer V, 324 und 325. Das Rundschreiben an die französischen Gesandten theilt Görtz im Mém. hist. 105 mit, doch ist wohl das Datum (10. Februar) falsch.

französische Vertreter in Zweibrücken die Bereitwilligkeit seines Hofes an, den beinahe abgelaufenen Subsidienvertrag zu erneuern. Endlich wurde der Herzog aufgefordert, sich vor Allem unmittelbar an die kaiserlichen Majestäten zu wenden und in der höflichsten Weise um die Mittheilung der Rechtsgründe, auf welche sie ihre Ansprüche stützten, so wie um eine freundschaftliche Erörterung zu bitten mit dem Bemerken, daß er ihnen jede Genugthuung gewähren wollte, die sich mit der Gerechtigkeit und Ehre seines Hauses und seiner Nachkommenschaft vertrüge. Der Herzog befolgte gleich am nächsten Tage den gegebenen Rath und schickte die Schreiben nach München an Lehrbach.

Dieser war auch nach der Abreise des Herzogs bemüht gewesen, die werthvolle Zustimmung desselben zum Vertrage vom 3. Januar zu erwirken. Er mag in dem Schriftstück, welches ihm am 16. Februar von Hofenfels überreicht worden war, nur ein Mittel erblickt haben, den Kaufpreis zu steigern; wenigstens that er ein stärkeres Angebot: der Kaiser wolle die Grafschaft Falkenstein dem Herzog sogleich abtreten, eine beträchtliche Geldsumme von noch unbestimmter Höhe zahlen und auch die Schulden übernehmen, die auf den böhmischen Besitzungen desselben lasten. Hofenfels wurde mit verführerischen Versprechungen ebenfalls reichlich bedacht. Und um das süße Getränk schmackhafter zu machen, träufelte der erfahrene Lehrbach einige Bitterkeit in den blinkenden Kelch: wenn der Herzog ablehne, werde man seine Gläubiger aufreizen und ihnen dann Gerechtigkeit angedeihen lassen müssen. Auch noch andere gehässigere Mittel verschmähte der Wiener Hof nicht; es wäre, log er verleumderisch, nur auf ihn angekommen, den Widerstand des Königs von Preußen zu beseitigen, Letzterer hätte zu erkennen gegeben, daß er sich mit der Landgrafschaft Leuchtenberg begnügen wollte; daher dürfte der Herzog auf dessen Hilfe nicht rechnen. Eben so hätte der französische Hof erklärt, sagte man nicht mit voller Aufrichtigkeit weiter, daß er nicht sähe, wie man in einer Angelegenheit, wo die beiden betheiligten Parteien einig wären, die Rechte der Prüfung eines Dritten unterbreiten könnte[1]).

Vergebliches Bemühen! Am 28. Februar kam nach München der Brief, worin der Herzog von Zweibrücken dem Churfürsten Nachricht von der in Regensburg zu überreichenden Erklärung gab. Alle Täuschungen fanden jetzt ein unvorhergesehenes Ende. Sowohl Carl Theodor als Lehrbach fühlten sich tief getroffen. In der kurzen Audienz, die Hofenfels hatte, äußerte sich der Churfürst nur im Tone des Zorns. Er erklärte der Herzogin Anna Maria, daß er über den Aufenthalt des preu-

1) Mém. hist. 123. 126.

zischen Abgesandten in ihrem Garten würde nachforschen lassen, und stellte noch weitere Maßregeln in Aussicht. Lehrbach spie Feuer und Flammen wider den Grafen Görtz, sein früheres Verweilen in München, sein gegenwärtiges in Zweibrücken; er sagte die Uebel vorher, welche dem Herzoge drohten: der Wiener Hof werde sich schließlich mit dem Churfürsten allein verständigen und auch nur diesem die bairischen Lehen theilweise zurückgeben[1]). Und als ihm Hofenfels am 3. März[2]) die Schreiben seines Herrn an Joseph und Maria Theresia mit der Bitte zustellte, dieselben nach Wien zu schicken, schlug er es ab; er könne das, sprach er, vor Unterzeichnung des Vertrages vom 3. Januar nicht thun, und da der Herzog den Grafen Görtz als Gesandten einer Macht, die Oestreichs Erbfeind sei, angenommen habe, so werde der Kaiser mit ihm nicht unterhandeln, so lange sich jener in Zweibrücken befinde. Die Schreiben wurden darauf unmittelbar nach Wien an den Reichsvicekanzler und den Fürsten Kaunitz geschickt, und diese vermieden es, durch eine Zurückweisung sich lächerlich zu machen[3]).

Eine noch schlimmere Verzögerung erfuhr die Erklärung, die in Regensburg abgegeben werden sollte. Der Herzog besaß keinen eigenen Reichstagsgesandten, sondern er bediente sich des Freiherrn von Schneid, welcher die bairischen Stimmen im Fürstenrathe führte. Dieser Mann, der höchst wahrscheinlich von Anfang an im Einverständniß mit den östreichischen Vertretern handelte, suchte Zeit für Gegenmaßregeln zu gewinnen und bat daher den Herzog um Aufschub, bis er des Churfürsten Erlaubniß eingeholt hätte. Darauf empfing Hofenfels ohne Zweifel schleunigen Befehl, dieselbe zu erwirken, und auf dessen Vorstellungen antwortete Carl Theodor am 6. März: er könne die Erklärung, ohne daran Theil zu nehmen, vor sich gehen lassen. Abermals jedoch gehorchte Schneid nicht, sondern er legte nun die zweibrückische Stimmvertretung nieder. In dem Briefe, den er am 8. an Hofenfels schickte, sprach er von einem Widerstreite der Pflichten, worin er sich befände, während er doch ermächtigt worden war, das Schriftstück zu überreichen; aber es mögen insgeheim Gegenbefehle gegeben worden sein. Um sich noch weiter zu rechtfertigen, meldete Schneid außerdem, daß die kaiserlichen Gesandten sich der Voll-

1) Mém. hist. 131 und 132.

2) Vollst. Samml. IV, 209.

3) Mém. hist. 128. An Friedrich II schrieb Görtz (132) darüber: Le réfus que fit le Ministre Impérial d'accepter les lettres du Duc à l'Empereur et à l'Imperatrice-Reine est extrêmement sensible à ce Prince, qui en veut à la France de ce qu'elle l'a engagé à cette démarche. Görtz hatte gerathen, die Schreiben durch Vergennes an Breteuil zu schicken. — Vollst. Samml. V, 163.

ziehung des Auftrages durchaus widersetzten. Dieser Zug der Gegner scheint Hofenfels Anfangs wirklich in große Verlegenheit gebracht zu haben. Er unterrichtete natürlich seinen Herrn von dem widrigen Zwischenfall und wartete vielleicht zuerst auf Anweisung, besann sich aber nachher und ersuchte Schneid inständigst um den freundschaftlichen Dienst, er möchte, wenn er Bedenken trüge, selber die Erklärung zu befördern, dem Gesandtschaftssecretär Poschinger den Befehl geben. Die Bitte fand, wie fast erwartet werden konnte, kein geneigtes Gehör, und so mußte Hofenfels nach Regensburg reisen und das gefürchtete Schriftstück durch den erwähnten Unterbeamten vertheilen lassen [1]).

„Endlich ist eine der wichtigsten Angelegenheiten zu Ende geführt", meinte der Prinz Heinrich; er nannte die Erklärung des Herzogs von Zweibrücken mit Recht einen sehr unangenehmen Schlag für den Wiener Hof und wünschte dem Könige Glück zu dieser Frucht seiner Sorgfalt und Wachsamkeit [2]).

1) Am 16. März. Hofenfels an Schneid in den Abh. und Mat. V, letztes Stück, S. 90 ff. Mém. hist. 137. Vollst. Samml. V, 163. II, 302.

2) Schöning N. 34 S. 28 mit dem falschen Datum des 7. März.

III.

Joseph und Kaunitz hatten ihre Anschläge fein gesponnen und sich auch durch den unerwartet eingetretenen Tod des Churfürsten von Baiern in ihrem Vorhaben nicht stören lassen, sondern eilig das angefangene Werk vollendet. Aber ehe sie im Stande gewesen waren, die Einwilligung des Herzogs von Zweibrücken in aller Stille zu gewinnen, hatte der König von Preußen Gelegenheit gefunden, sein Netz aufzustellen und in dem zweifelhaften Fürsten den verglühten Muth wieder anzufachen. Wirkungslos mußte darum der Pfeil vor ihm niederfallen, den Kaunitz in der Note vom 16. Februar abgeschossen, daß Niemand, nachdem Carl Theodor die Rechte des Erzhauses auf Theile von Baiern durch einen Vertrag feierlich anerkannt, einen gesetzlichen Widerspruch erheben könnte.

Friedrich hatte keine großen Hoffnungen auf die Antwort des Staatskanzlers gesetzt. „Sie wird, wie ich voraussehe, schrieb er am 20. Februar, eben so stolz als anmaßend sein, und dieser Mensch wird nicht nachgeben". Aber der König wollte sie dem französischen Hofe schicken, und er ermahnte deswegen den Freiherrn von Riedesel, mit einem mündlichen Bescheide sich ja nicht zu begnügen; denn man könne seine Worte wohl ableugnen, aber nicht, was zu Papiere gebracht sei. Als er endlich die Note vom 16. Februar empfangen hatte, fand er die Beweisführung so elend, daß es einem Studenten der Rechte gelingen würde, sie zu widerlegen. „Man arbeitet jetzt hieran, schrieb er am 24., und obwohl ich meine besten Gründe bis zuletzt aufspare, wird der Wiener Hof nichtsdestoweniger ad absurdum geführt werden". Friedrich sah damals beinahe mit Jünglingsaugen in die Zukunft: „Frankreich wird sich gänzlich für uns erklären und kräftig handeln; ich pflege dieser Unterhandlung nur, um meinen Vertrag mit dem Hofe von Versailles zu beenden und das Frühjahr zu gewinnen. Die Oestreicher merken nichts, es ist ihnen unbekannt, daß Frankreich und wir einig sind. Ferner erbietet sich der

König von Sardinien, einen Einfall ins Mailändische zu machen. So wird Oestreich von allen Seiten umstellt, und wenn wir mit Frankreich und Sardinien abgeschlossen haben, werden alle Anerbietungen des Wiener Hofes zu spät kommen" [1]).

Bald darauf erfreute den König von Preußen die Nachricht, der Herzog von Zweibrücken habe sich an den Reichstag und an Ludwig XVI gewendet [2]). Er bezweifelte nun, daß Frankreich im Stande sein werde, eine streng neutrale Stellung zu behaupten; denn es müsse entweder den Wiener Hof, was er nicht glauben könne, durch Unterhandlungen zwingen oder sich gegen denselben erklären. Friedrich hatte dem Herzoge schon am 13. Februar, wie wir wissen, das Versprechen gegeben, daß er sich über die wirksamsten Mittel, ihm seine Rechte zu gewährleisten, mit dem Cabinete von Versailles verständigen wolle. Er forderte weiter den Herzog auf, die Mitgarantie der Hausverträge bei demselben nachzusuchen, und war in dieser Richtung dann ebenfalls thätig. Am 5. März schrieb er an seinen Bruder: „Alle Gründe, welche die Franzosen bestimmen können, hab' ich erschöpft, Ruhm, gegebenes Wort, Interesse, Leichtigkeit der Operationen; mehr kann man nicht sagen. Aber ich bin in dem Fall eines Arztes, der einen schweren Kranken behandelt, er giebt ihm gute Mittel und ist trotzdem gezwungen, mit einer Art von Ungewißheit die Wirkung abzuwarten, welche sie hervorbringen werden" [3]).

Zwei Tage später empfing der König aus Wien von Riedesel sehr aufregende Zeitungen: alle östreichischen Truppen seien auf dem Marsch, ein Heer von ungefähr 80000 Mann solle zwischen Böhmen und Mähren aufgestellt werden, 300 Stück Geschütze nebst 10000 Centnern Munition habe man nach Olmütz und Königgrätz geschafft; man befürchte nämlich einen plötzlichen Einfall des Königs von Preußen in jene Kronländer. „Die Kaiserin-Königin, fuhr der Gesandte weiter fort, seufzet über das alles; aber der Kaiser scheint den Krieg stets ungeduldig zu erwarten. Man rechnet sehr auf Frankreichs Unthätigkeit, deren man sicher zu sein behauptet, zumal da es mit England beschäftigt sein wird und seinem Bündniß mit dem Wiener Hofe nicht entsagen will, und hauptsächlich auf den Krieg zwischen Rußland und der Pforte, so daß man glaubt, man habe nur die Streitkräfte des Königs von Preußen zu fürchten. Der französische Gesandte spielt seine ruhige Rolle wie zuvor. Der Fürst Kaunitz spricht kein Wort und stellt sich immer gleichgiltig; aber seine geheimen Unterhandlungen in Petersburg und seine Ueberein-

1) Schöning 17 fin. 19. 21. 22.

2) Schöning 41, N. 49 (vom 27. Februar).

3) Mém. hist. 117. 124. Schöning 26.

stimmung mit Frankreich, das vielleicht mit Ew. Majestät ein verstecktes Spiel treibt, werden trotzdem ihren Fortgang haben. Ich erfahre so eben noch, daß man heute mit der Aushebung der 12000 Rekruten in den Erblanden beginnt"[1]). Auch die Nachrichten, die aus Dresden einliefen, sprachen von den großen Rüstungen des Wiener Hofes. Friedrich ertheilte daher Befehl, die Beurlaubten sobald als möglich einzuberufen; denn er fing an zu fürchten, daß ihm die Oestreicher zuvorkommen möchten. „Ich thue, was ich kann, versichert er den Bruder, um den Kopf frisch zu erhalten und gleichsehr Ueberstürzung und Langsamkeit zu vermeiden".

Wie schlimm wäre der Forscher daran, wenn er die zunehmende Verwickelung nur nach den amtlich gewechselten Schriftstücken schildern sollte! Preußen und Oestreich trieben mächtig dem Kriege zu, und doch hatte jenes bisher nur eine einzige keineswegs bedrohlich klingende Note dem Wiener Hof überreicht. Erst am 9. März empfing Kaunitz aus Riedesels Händen die Antwort auf seine Entgegnung vom 16. Februar. Friedrich zeigte darin an, daß durch letztere die Zweifel, die er zuerst vorgebracht, nicht nur nicht gehoben, sondern vielmehr verstärkt und sogar in Ueberzeugungen umgewandelt worden wären. Der König suchte dann die Nichtigkeit der östreichischen Forderungen nachzuweisen. Er erklärte den Anspruch auf das sogenannte Straubingsche Baiern mit Recht als den wichtigsten und einen so wesentlichen, daß alles Andere von der Entscheidung dieses Punktes abhinge. Der von dem Wiener Hofe behaupteten Belehnung des Herzogs Albrecht wurde das von Sigismund drei Jahre später (1429) zu Presburg gefällte Urtheil entgegengehalten; der genannte Kaiser habe durch dasselbe Niederbaiern den vier Herzögen von Oberbaiern zuerkannt, ohne den Anspruch des Hauses Habsburg zu beachten, und Letzteres sich auch dabei beruhigt. „Es ist deshalb schwer zu begreifen, fährt die Note fort, wie der Wiener Hof nach 350 Jahren und während das Haus Wittelsbach noch in den drei pfälzischen Linien fortbesteht, die Vollziehung eines verjährten Lehnsbriefes verlangen kann, der noch niemals beigebracht und eingestandenermaßen ohne die bereits vor den Wahlcapitulationen herkömmliche und nothwendige Zustimmung des Reiches gegeben worden ist, der schon ursprünglich dem Lehnsystem und den unstreitigen Verträgen und Rechten des bairischen Hauses entgegenläuft und außerdem noch durch ein späteres in aller Form gefälltes Urtheil zurückgenommen und vernichtet worden ist. Der nämliche Kaiser

1) Schöning 29—30 (2. März). Auf Riedesels Besorgnisse vor Frankreich gab der König nichts, da er ihn absichtlich von den Unterhandlungen mit Versailles nicht unterrichtete, wie Kaunitz dem östreichischen Gesandten in Berlin ebenfalls Vieles verschwieg. Schöning 29.

hat jenes Urtheil ausgesprochen, welcher die Belehnung gegeben haben soll, und überdies würde letztere, wenn sie je einen Werth gehabt hätte, durch das Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes denselben verloren haben"[1]). Am Schlusse bat der König von Preußen inständig Joseph und seine Mutter, sie möchten doch die ganze Erbfolgesache wieder in den Stand setzen, worin sie vor dem Tode des letzten Churfürsten von Baiern war, und zu Unterhandlungen die Hände bieten. Sieben Tage später gab er in Regensburg von seinem Schriftenwechsel mit Wien kurze Nachricht.

Der 16. März, an welchem das geschah, ist ein denkwürdiger Tag in der deutschen und preußischen Geschichte. Die Siege, welche Friedrichs Politik bisher gewonnen, empfingen gleichsam einen sichtbaren Ausdruck, als der Herzog von Zweibrücken die Verwahrung überreichen ließ, die wir kennen, und der Churfürst von Sachsen um seiner Allodialansprüche willen die Mitstände bat, sich dahin zu verwenden, daß die Erbschaftsangelegenheit in den Weg der Unterhandlung geleitet würde. Friedrich unterstützte die Wünsche der beiden Fürsten. Er ersuchte gleichfalls den Reichstag, sowohl bei dem Kaiser als auch bei der Kaiserin-Königin ehrerbietigste Vorstellungen zu machen und es dahin zu bringen, daß die ganze Sache wieder in den früheren Stand gesetzt und auf eine Weise geordnet würde, die den Satzungen des Reiches, den bairischen Hausverträgen und den Rechten der Anspruch erhebenden Fürsten gemäß wäre[2]). Preußen trat damit an die Spitze der deutschen Opposition gegen den Kaiserhof.

In Wien hatte mittlerweile die Lage der Dinge den Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn noch erweitert. In Joseph behielt der Stolz die Oberhand; er empörte sich gegen den Gedanken, vor dem Berliner Richterstuhle die bairische Sache zu verhandeln[3]). Er nannte das Verfahren des Herzogs von Zweibrücken unverschämt. „Wir werden, schrieb er an Leopold, sein Regiment zum Zeichen unserer Unzufriedenheit einem Andern übertragen"[4]). Uebrigens lastet die Menge der Geschäfte schwer auf ihm den ganzen Tag, und Nachts flieht ihn der Schlummer, indem er über die Folgen dessen, was er thut, nachsinnt; denn er kennt die Wichtigkeit jedes Fehltrittes. Auf den Tauschvorschlag, welchen er vor einem Monat durch Ritter in München gemacht hatte, war man dort

1) Hertzberg, Recueil II, 65 ff.

2) Vollst. Samml. I, 79, 81 ff.

3) Schöning 34.

4) Arneth II, 185 (am 12. März).

nicht eingegangen[1]). Da dachte Joseph daran, dem Churfürsten Carl Theodor für Baiern und die Oberpfalz die Niederlande zu geben. Zwar brachten die letzteren ungefähr eine Million mehr ein; doch er meinte, dem könnte man ja durch Anleihen abhelfen. Er wünschte die Ansicht seines Bruders Leopold hierüber zu hören. Indem er nun aber den Kampf für sicher hielt, beschloß er, auch den Truppen, die in Ungarn und Siebenbürgen hatten bleiben sollen, Marschbefehl zu geben und Alles auf eine Karte zu setzen; außerdem wurden 20000 Mann im voraus eingezogen, die in den Garnisonen ausgebildet werden sollten, um eintretende Lücken auszufüllen.

Der anschwellende Kriegslärm erschreckte nun aber Maria Theresia gewaltig. Schon vorher hatte sie davon nichts hören wollen, daß man angriffsweise gegen den König von Preußen vorginge; sie ließ Betstunden für den Frieden halten[2]). Jetzt raffte sie sich auf zu einem großen Entschlusse. Sie schrieb sehr ausführlich an ihren Sohn, um das Uebel zu verhindern, welches sie hereinbrechen sah. Sie ist bereit, dafür Alles zu thun, sogar ihren Namen der Verachtung preiszugeben; man möge sie beschuldigen, daß sie fasele, daß sie schwach und kleinmüthig sei, besser könne sie den Rest ihrer unglücklichen Tage nicht anwenden. Auch Maria Theresia ist stolz, und das Opfer wird ihr schwer; aber sie ist entschlossen, es zu bringen. Und so entrollt sie denn, getrieben, wie sie sagt, von ihrem Gewissen, von Pflichtgefühl und mütterlicher Zärtlichkeit, dem Sohn ein Bild von der militärischen und politischen Lage des Kaiserstaates.

Unser Heer, stellt sie vor, steht dem preußischen sicher um 30—40000 Mann nach, besonders an Reiterei. Für den König ist die innere Lage vortheilhaft; wir müssen das Doppelte thun, um dem Bedürfnisse zu genügen. Er besitzt Festungen, wir nicht; wir haben eine ungeheure Grenze zu decken. Wir entblößen alle Länder von Truppen und setzen sie Einfällen und Aufständen aus. Maria Theresia fürchtet besonders für Galizien und Ungarn; dort denkt sie an Empörung, hier besorgt sie, daß der Türke, von Preußen angestachelt, hereinbrechen und erobern werde nach seinem Gefallen. Aber auch Italien, die Niederlande, die neuen Erwerbungen in Baiern werde man preisgeben müssen. Woher solle man unter solchen Umständen die Hilfsmittel für den Krieg nehmen, wie Credit und Vertrauen im Auslande gewinnen, um Geld und Verbündete zu erlangen? Schon im Frieden seien die Provinzen stark belastet. Ziehe man nun das Schwert, so werde man selbst im glücklichen Falle

1) Arneth III, 3.

2) Schöning 34. 36.

keinen Vortheil haben, sogar durch zwei bis drei gewonnene Schlachten nicht einen Kreis in Schlesien erwerben und Jahrelang kämpfen müssen; denn wie die Erfahrung gelehrt, sei dieser Feind nicht so leicht niederzuwerfen. Inzwischen werde ganz Europa Theil nehmen aus Neid gegen Oestreich, gegen welches nur zu viel Mißtrauen sich schon jetzt rege. Man besitze keinen zuverlässigen Freund und Verbündeten, und je länger der Krieg dauere, desto mehr Feinde werde man wider sich haben. Ja, man könne nicht einmal suchen, den Kampf abzukürzen, und eine entscheidende Schlacht wagen, weil man zuvor das Heer, von welchem mehr als ein Drittel aus jungen, unerfahrenen Leuten bestehe, an den Krieg gewöhnen müsse. Die Ueberlegenheit Preußens an leichten Truppen werde mittlerweile die östreichischen Provinzen zu Grunde richten und die Hilfsquellen erschöpfen. Da man auf einem Punkte die ganzen Streitkräfte vereinige, so sei es um den Staat geschehen, wenn der Krieg unglücklich ausfalle. Kurz, Alles habe man zu fürchten und nichts zu gewinnen.

Bei dieser Lage der Dinge will die Kaiserin-Königin, daß man darüber nachsinne, wie ein so großes Unglück verhindert werden könne; denn wenn das Schwert gezogen, sei für eine Vermittelung keine Zeit mehr. Maria Theresia erklärt endlich, sie könne sich dazu nicht hergeben, immer ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung zuwiderzuhandeln; sie verwahrt sich dagegen, als ob üble Laune oder Zaghaftigkeit sie bestimme; sie wolle nur nicht ihr Haus und ihre Länder zu Grunde richten lassen. Ja, um das Gewicht ihrer Vorstellungen zu verstärken, fügte sie noch einige sehr merkwürdige Worte mit eigener Hand hinzu, die kein fremdes Auge lesen sollte. „Wenn der Krieg ausbricht, schrieb sie, so rechnet auf mich gar nicht mehr. Ich will mich nach Tyrol flüchten und dort in der größten Zurückgezogenheit meine Tage beschließen, nur damit beschäftigt, das unglückliche Loos meines Hauses und meiner Völker zu beweinen, und bemüht, mein elendes Dasein christlich zu beenden" [1]).

So ernste Vorstellungen konnten nicht wirkungslos bleiben, und ohne Zweifel fanden sogleich Berathungen statt; denn an demselben Tage noch meldete die Kaiserin ihrer Tochter: „Mercy ist beauftragt, deutlich zu sprechen und Rath und Hilfe zu verlangen" [2]). Aus Nachgiebigkeit gegen die Mutter willigte Joseph darein, die französische Vermittelung nachzusuchen und um die 24000 Mann, die im Vertrage von 1756 ausgemacht wären, für den Fall, daß Oestreich angegriffen würde, zu bitten. Um zu behalten, was man einem deutschen Fürsten entrissen,

1) Arneth II, 186 ff. (14. März).

2) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, 239.

und einem andern deutschen Herrscher, der sich seiner annahm, Widerstand leisten zu können, wandte man sich ohne Bedenken an das Ausland. Aber eben so handelte Preußen, um den Raub dem Nachbar wieder abzujagen.

Wohin Friedrich in Versailles steuerte, wissen wir. Schon fängt es ihn an zu beunruhigen, daß der ewige Courier, den er von dort erwartet, nicht zurückkehrt. Zwei Tage später, am 9. März, meldet er dem Bruder: „Die Post hat mir aus Frankreich keine Briefe gebracht, was meine Geduld auf eine schreckliche Probe stellt". Endlich kommt sein Eilbote wieder, jedoch mit unbefriedigenden Nachrichten. „Diese Menschen, schreibt er am 15., sind kalt wie Eis. Sie haben die vortheilhaften Vorschläge, die ich ihnen gemacht, angenommen und Zeit verlangt, darüber nachzudenken, weil sie gefunden haben, daß die Sache von der äußersten Wichtigkeit ist". Wenigstens darauf rechnet Friedrich sehr, sie zu einer strengen Neutralität zu bewegen [1]).

Zuerst gab das Cabinet von Versailles in Wien seinen Entschluß kund, der bereits am 10. März gefaßt worden war, also noch ehe Mercy die Vermittelung ausdrücklich nachgesucht hatte. Mit tiefem Schweigen hörte Kaunitz der wichtigen Note, die Breteuil ihm vorlas, bis dahin zu, wo der König von Frankreich erklärte, daß er in dem Kriege, der in Deutschland auszubrechen drohe, nur Neutralität beobachten könne. Der Staatskanzler bat, ihm die interessante Stelle noch einmal mitzutheilen, und nachdem dies geschehen war, ließ er sie Wort für Wort sich dictiren. Breteuil fuhr dann fort. Aber kaum hatte der Staatskanzler vernommen, die französische Regierung wäre nach reiflichstem Prüfen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bestimmungen des Bündnisses von 1756 auf den vorliegenden Fall keine Anwendung fänden, so griff er zornig nach seinem Bleistift und strich das, was er sich aufgezeichnet, mit den Worten durch: „Was ich geschrieben, ist unnütz, ich kann nicht weiter zuhören, noch die Kaiserin davon in Kenntniß setzen. Ich werde es gewiß nicht thun, wenn ich nicht diese Erklärung schriftlich erhalte". Der Gesandte warf ein, daß er keinen Auftrag dazu hätte. „Dann wird die Kaiserin es nicht erfahren", schrie Kaunitz wüthend. „Es kommt mir nicht zu, entgegnete Breteuil, Ihnen vorzuschreiben, welchen Gebrauch Sie von dem, was ich im Namen des Königs Ihnen die Ehre habe zu sagen, für die Kaiserin machen wollen; aber da ich nur angewiesen bin, meinen Auftrag vor Ihnen auszuführen, so gestatten Sie mir weiter zu lesen".

Als Breteuil fertig war, wollte Kaunitz auf den Inhalt des Gehörten nicht eingehen, weil er an den östreichischen Gesandten in Ver-

1) Schöning 28—30. 31. 36.

sailles verschiedene Papiere geschickt hätte, die von dem Vertrauen des Wiener Hofes auf die Freundschaft Ludwigs XVI Zeugniß geben sollten; er hoffte noch auf eine Aenderung des Beschlusses. Wie sehr er über denselben bestürzt war, offenbart sein ferneres Verhalten. Obwohl er sich zuletzt mit gewohnter Kaltblütigkeit geäußert, so war er doch nicht im Stande seinen Unmuth ganz zu verbergen. Nach einem Augenblicke des Schweigens sprach er: „Es hilft nichts, Verträge zu schließen, wenn die Auslegung ihrer Verpflichtungen willkürlich wird". Breteuil lehnte trocken die Bemerkung von den Franzosen ab. Der Staatskanzler fuhr fort: „Es ist unnütz, vor der Rückkehr meines Couriers hierüber zu reden. Uebrigens wird es Ihnen, glaub' ich, eben so recht sein, wie mir, daß wir inzwischen in gewohnter Weise mit einander verkehren". Kaunitz wollte den Schein des guten Einverständnisses mit Frankreich bewahren, und so speisten die beiden Staatsmänner nachher einträchtig zusammen. Auch der Kaiser gewann es über sich, bei dem nächsten Hofzirkel den Gesandten freundlich anzureden; aber Maria Theresia sprach mit ihm kein Wort [1]).

Einige Tage später zeigte die französische Regierung in Zweibrücken an: der König werde nicht unmittelbar an der bairischen Erbfolgesache Theil nehmen, er warte die Entscheidung dieser Angelegenheit ab, um sich über die von ihm verlangte Garantie der Familienverträge zu erklären; er rathe dem Herzog übrigens, fest zu bleiben und sich der Rechte, die er besitzen möge, nicht berauben zu lassen. Einen ähnlichen Bescheid empfing der König von Preußen [2]).

Vergennes ging also von der Neutralität nicht ab, zu welcher er am 2. Februar gerathen; er that es um so weniger, je näher Frankreich dem Kriege mit England getreten war. Am 13. März hatte der Marquis de Noailles in London ein Schreiben übergeben, durch welches Georg III von der Anerkennung der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch Frankreich und von dem mit ihnen abgeschlossenen Handelsvertrag amtlich Kenntniß erhielt. Die Anzeige ward als Kriegserklärung betrachtet, und Lord Stormont aus Paris abberufen. Umgekehrt ließ das Cabinet von Versailles im Hafen von Toulon ein Geschwader von zwölf Linienschiffen und vier Fregatten ausrüsten, welche 4000 Mann unter dem Grafen d'Estaing nach den Vereinigten Staaten bringen sollten. Vergennes wollte nun aber den Fehler vermeiden, welchen man 1756

1) Flassan enthält VII, 198 ff. den Bericht Breteuils vom 24. März.

2) Mém. hist. 144. 145. In Petersburg erklärte Frankreich: es könne das Benehmen des Wiener Hofes nicht billigen und denke nicht daran, sich mit demselben zur Durchführung seiner Absichten auf Baiern zu vereinigen. Raumer V, 367.

gemacht, und verhindern, daß sich zu dem Kampf in der neuen Welt abermals ein europäischer gesellte. Sein Verfahren war vom französischen Standpunkte zu loben, und es gereichte zugleich dem ganzen Erdtheil zum Besten, indem es den Schauplatz des deutschen Krieges beschränkte.

Friedrich II zögerte nun keinen Augenblick länger, den Herzog von Zweibrücken, welcher schon wieder in tausend Aengsten lebte, zu befriedigen. Er verpflichtete sich am 28. März, mit seiner ganzen Macht die Ansprüche des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Baiern gegen alle ungerechten Forderungen des Wiener Hofes zu behaupten. Der Herzog, welcher inzwischen auf den Rath seines hohen Beschützers auch Schweden als Garanten des westphälischen Friedens und außerdem Rußland angerufen, machte sich dafür anheischig, ohne die Zustimmung des Königs von Preußen kein Abkommen mit den Kaiserlichen Majestäten zu treffen[1]).

Die Aufgabe des Grafen Görtz war damit beendet. Schon früher hatte der Minister Hertzberg ihm seine Anerkennung über die Gewandtheit ausgesprochen, mit welcher er nicht allein die Absichten und Befehle des Königs in einer so heiklen Unterhandlung ausgeführt habe, sondern ihnen auch sehr oft zuvorgekommen sei. Jetzt gewährte Friedrich II die Bitte, die Görtz an ihn gerichtet; er nahm ihn in seinen Dienst und ernannte ihn zum Staatsminister[2]).

Den Bund mit dem Herzoge von Zweibrücken wußte der König zu schätzen; doch erhielt er dadurch nur einen Zuwachs an moralischer Macht. Dagegen konnte Sachsen auch seine Streitkräfte vermehren; denn der Churfürst Friedrich August III besaß ein Heer von 21000 Mann und 122 Stück Kanonen, 50 andere brauchten nur auf die Laffetten gesetzt zu werden. Auch in strategischer Hinsicht war das Land, wie man weiß, von der größten Bedeutung. Deshalb mochte Kaunitz es doch für gut befunden haben, in Dresden mildere Saiten aufzuspannen. In der Antwort vom 14. Februar hielt er zwar den unkluger Weise gemachten Anspruch aufrecht; aber er schlug einen viel freundschaftlicheren Ton an. „Man will, schrieb er, Niemanden, am wenigsten Seine Churfürstliche Durchlaucht von Sachsen in den Forderungen kränken, welche Sie zu haben vermeinen; nur wird es darauf ankommen, daß die Allodialstücke durch richtige Beweise dargethan und sodann nach Maßgabe des Zeitpunktes der Erwerbung der einen oder der andern Regredient-Erbschaft zugeschlagen werden". Und zuletzt versicherte noch der Staatskanzler:

1) Das Schreiben an Schweden vom 26. März steht in der Vollst. Samml. I, 495. Mém. hist. 145. 146. Schöning 47.

2) Mém. hist. 135. 141. 147.

„Die Kaiserlich-Königliche Majestät werde sich immer bereit finden lassen, alles Mögliche beizutragen, womit diese Angelegenheit im gütlichen und kürzesten Weg ein vergnügliches Ende erreiche“ [1]).

Die östreichischen Rüstungen fielen in Dresden schwerer ins Gewicht und beunruhigten Friedrich August ernstlich. Der König von Preußen schrieb hierüber am 3. März an seinen Bruder: „Die Herren Sachsen geben mir auch Beschäftigung. Diese Reichsfürsten sind lauter Furcht, ohne Thatkraft; das ist eine Schande für unser Jahrhundert, und ich erröthe darüber für Deutschland“. Dem Prinzen Heinrich war das aus der Seele gesprochen; er meinte: sich für sie interessiren, heiße, mit offenbarem Verlust arbeiten; das Gleichgewicht sei der wahre Vortheil für den König. „Was für erbärmliche Geschöpfe sind diese armen Reichsfürsten! antwortete Friedrich. Es ist auch nicht meine Absicht, ihr Don Quixote zu werden. Aber Oestreich eine despotische Gewalt an sich reißen lassen, heißt, ihm gegen uns selbst Kräfte geben und es weit furchtbarer machen, als es schon ist, und das darf kein Mann dulden, welcher sich auf meinem Posten befindet. Das Gleichgewicht der Macht ist der zweite Grund, der mich zur Einmischung in diese Sache nöthigt, um Oestreich nicht so überlegen werden zu lassen, daß man mit der Zeit keinen Widerstand leisten kann“ [2]). Der König will also nicht für deutsches Fürstenrecht kämpfen, es sind nur preußische Rücksichten, die ihn bestimmen, für die elende Reichsverfassung muthvoll in die Schranken zu treten; jedoch weil er sich hierzu entschlossen hat, thut er es nicht halb. Wir haben früher gesehen, wie er jeden Gewinn abweist; und dabei beharrt er. „Ich weiß sehr wohl, schreibt er am 9. März, daß uns unser eigenes Interesse zwingt, in diesem Augenblick allein zu handeln; aber wir müssen uns wohl hüten, es zu sagen, eben so müssen wir, wenn einige Vortheile zu hoffen sind, davon schweigen wie von Mord, und wofern uns das Glück begünstigt, nur Entschädigungen für die Kriegskosten verlangen“ [3]). Es war Uneigennützigkeit aus Eigennutz.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu Sachsen zurück. Der Churfürst ließ sich trotz aller Sorge, die er vor Oestreich empfand, vom Könige von Preußen festhalten und unterstützte denselben am 16. März auf dem Reichstage durch die bereits angeführte Erklärung, welcher er jedoch eine sehr milde Fassung gab, um nicht vorzeitig auf sein Land die Feindseligkeiten des Wiener Hofes zu lenken. Dann aber rief er, von Furcht ergriffen, den preußischen Beistand an [4]).

1) Vollst. Samml. II, 343—344. 346 (im 2., 3. und 4. Stück).
2) Schöning 24. 25. 26.
3) Schöning 32.
4) Schöning 37.

Auf der andern Seite machte Kaunitz dem Churfürsten den Antrag, neutral zu bleiben; aber vergeblich [1]). Vielmehr gingen die Unterhandlungen mit Preußen in aller Stille fort. Der Oberst von Zegelin begab sich heimlich nach Dresden und überreichte dort in der Nacht vom 24. zum 25. März dem Minister von Stutterheim einen Vertragsentwurf. Nachdem der Churfürst davon unterrichtet worden war, übertrug er dem Generallieutenant von Bennigsen, der sein ganzes Vertrauen besaß, die Angelegenheit, über die man in der folgenden Nacht in den meisten Stücken zu Ende kam. Nur wenige Punkte machten noch in Potsdam Anfragen nothwendig. Friedrich August war auch rathlos, was er machen sollte, wenn etwa die Oestreicher plötzlich in sein Land einfielen, um Dresden zu nehmen. In dem außerhalb der Stadt gelegenen Magazin befanden sich 3000 Centner Pulver; aber er wagte nicht, sie hereinschaffen zu lassen oder andere Vorkehrungen für den Krieg zu treffen, weil der Wiener Hof Verdacht schöpfen und zu früh Sachsens volles Einverständniß mit Preußen entdecken würde. Wenige Tage später erfolgte der Abschluß des Vertrages.

Die glücklichen Unterhandlungen mit Friedrich August scheinen in dem Könige den Gedanken hervorgerufen zu haben, den Beistand, welchen ihm die fremden Mächte versagten, in Deutschland zu suchen. Am 31. März trug er den Ministern Finckenstein und Hertzberg auf, einen Verein der Reichskreise zu gründen, und mit dem westphälischen und niedersächsischen anzufangen. Sie zogen den Freiherrn von Edelsheim, welcher vor einigen Jahren preußischer Gesandter in Wien gewesen war und sich eben in Berlin befand, zu ihren Berathungen hinzu. Von diesem erfuhren sie, daß Frankreich der Idee geneigt schiene und selbst unter der Hand bemüht wäre, sich des Markgrafen von Baden und anderer rheinischer Fürsten zu versichern. Am 3. April legten die Minister dem König einen Plan vor, über welchen sie mit Edelsheim übereingekommen waren. Sie hielten es für sehr schwierig, sogleich einen förmlichen Bund ins Werk zu setzen, weil die katholischen Fürsten und Stände, welche mit dem Wiener Hofe zu vielfach verknüpft wären, in allen Kreisen, den niedersächsischen ausgenommen, die Mehrheit bildeten. Daher schien es ihnen zweckmäßiger, daß man zuvor die bedeutendsten und bestgesinnten Glieder des Reiches, wie Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Hessen, Sachsen, Baden, Nassau, Zweibrücken, zu vereinigen und dann durch sie die Kreise zu gewinnen suchte. Von Truppen wollten die Minister vor der Hand noch schweigen, um die Fürsten nicht abzuschrecken und keinen Verdacht in Versailles zu erregen, wenn man dort erführe, daß es sich um die Aufstellung eines Heeres am Niederrhein handelte. Man müßte

1) Ebendas. 40. Arneth II, 193; dieser Brief gehört noch in den März.

sich also, schlossen sie, für den Anfang damit begnügen, einen Verein zuerst der wohlgesinnten Fürsten und dann der Kreise zu stiften, um dem Despotismus des Wiener Hofes in Regensburg und im Reich eine Opposition entgegenzusetzen. Die Minister hofften, daß günstige Verhältnisse und die Unterstützung der fremden Mächte mit der Zeit engere Bande knüpfen und wirksamere Maßregeln hervorbringen würden[1]).

Der Gedanke des Königs trug einen fruchtbaren Keim in sich. Ob Friedrich an dem Vorschlag über das einzuhaltende Verfahren etwas geändert, ist noch unbekannt; jedenfalls hat er keinen Anstoß an dem genommen, was uns in dem Plane der Minister verletzt. Er war es ja gewesen, welcher die Fürsten von Sachsen, Mecklenburg und Zweibrücken aufgefordert, den russischen Beistand anzurufen; er wünschte, wie er an seinen Gesandten in Petersburg schrieb, daß die Kaiserin Katharina, anstatt ihr Geld und ihre Truppen um des verächtlichen Tatarenchans willen zuzusetzen, lieber eine ihrer erhabenen Stellung und der Größe ihrer Monarchie viel würdigere Rolle spielen und den unterdrückten Freiheiten des deutschen Reiches zu Hilfe kommen möchte[2]). Daher ist es nur ein Schritt in derselben Richtung, wenn Finckenstein bald nachher auch für diesen Bund die Unterstützung Rußlands nachsuchte[3]).

Die Kriegsrüstungen waren auf beiden Seiten mit wachsender Schnelligkeit inzwischen weiter gegangen. Am 18. März zeigte Friedrich dem Prinzen Heinrich an, daß er durch neue Zeitungen aus Wien genöthigt worden wäre, Befehl zum Ankauf der Pferde zu geben und das Heer marschfertig zu machen. Er lud außerdem seinen Bruder ein, nach Potsdam zu einer Berathung zu kommen; bei dieser ist vielleicht schon ein von ihm aufgestellter Feldzugsplan besprochen worden. Etliche Tage später, am 23. März, schrieb Joseph an Leopold: „Unsere Vorbereitungen dauern fort, die Artillerie ist abmarschirt, die Warasdiner Kroaten kommen morgen hier durch, und Alles bricht auf; meine Pferde und meine Küche, kurz die ganze Feldequipage wird nächsten Freitag den 27. weggehen, und wir werden folglich bereit sein, in den beiden Kale-

1) Finckenstein und Hertzberg an den König bei Preuß, Friedrich der Große IV, 340. Schöning 47. Edelsheim erbot sich, die Höfe von Gotha, Weimar, Kassel, Darmstadt und Baden für diesen Zweck auszuforschen und zum Eintritt in den Bund zu bewegen. Er ist auch wirklich dafür thätig gewesen. Denkwürdigkeiten Asseburgs 326. Arneth II, 314.

2) Zinkeisen VI, 201.

3) Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg 326. Bei Herrmann, Gesch. Rußlands VI, 15 lesen wir ferner, daß Solms die Meinungsäußerungen der deutschen Fürsten, die zur Theilnahme an diesem Bund aufgefordert wurden, in Petersburg anzeigte.

schen, die wir zurückbehalten, jeden Augenblick mit Postpferden nachzureisen [1]).

Joseph ist, wie man sieht, entschlossen, das Gewonnene zu behaupten, und was an demselben 23. März in Straubingen geschah, gab diesen Willen unzweideutig aller Welt kund. Für die bereits am 31. Januar ausgeschriebene Erbhuldigung war, nachdem sie am 13. Februar einen Aufschub erfahren hatte, den 2. März ein neuer Tag anberaumt worden. Vergeblich bemühte sich dann Hofenfels, die Zurücknahme des Befehls zu erwirken; zur bestimmten Zeit, am 23., fand sie wirklich statt. „Alles ging, wie ein Bericht meldet, in der größten Ordnung und Anständigkeit vor sich. Die Generäle Langlois und Gemming rangirten die 300 Mann Infanterie, die mit ihren Fahnen und Regimentsmusik paradirten. In und außerhalb der Stadt gingen Patrouillen umher, damit die Pracht dieses festlichen Tages durch keine Unordnung gestört würde". Den 26. März ward in Cham gehuldigt [2]).

Auch in andern Handlungen der östreichischen Regierung offenbarte sich der feste Wille, keinen Schritt zu weichen. Die Erklärungen, welche der König von Preußen, der Churfürst von Sachsen und der Herzog von Zweibrücken am 16. März in Regensburg abgegeben hatten, konnten nicht unbeantwortet bleiben. Zunächst eröffneten die Vertreter des Wiener Hofes vielen Reichstagsgesandten am 27. März vertraulich: „man scheue das Licht ganz und gar nicht und könne mit den standhaftesten Gründen das Gehörige darauf erwiedern; doch gedenke man bei einem so erheblichen Geschäfte guter Ursachen halber alle Umstände vorher sehr wohl zu combiniren und bitte deswegen, mit aller Beurtheilung an sich zu halten. Was den König von Preußen betreffe, so sei es noch nicht so weit gekommen, ihn als einen Garanten des westphälischen Friedens und obersten Richter anzuerkennen; es werde deshalb auch sehr leicht sein, dem gesammten Reich in Kurzem über die wahre Triebfeder seiner Handlungsweise, die Ungebühr seiner Sätze und Anmaßungen und das Bedenkliche seiner vielleicht nicht entfernten eigenen Vergrößerung die Augen zu öffnen" [3]).

Der Staatskanzler hielt es für keine Sünde, den politischen Gegner zu verleumden; aber hier scheint der Verdächtigung eine besondere Nachricht zu Grunde zu liegen. Gegen Ende des März schrieb Joseph an

1) Schöning 37 und 38. Arneth II, 192.

2) Vollst. Samml. I, 41. 72 ff. Hofenfels in den Abh. und Materialien IV, Stück 1 und 2 S. 73. Daß Oestreich Cham behalten wollte, sieht man aus Arneth II, 215.

3) Vollst. Samml. I, 99.

Leopold: „Der König von Preußen hat uns Vergleichsvorschläge machen lassen; er möchte gern ein Stück von Sachsen oder der Lausitz, das er nicht namentlich anführt, zugleich soll der Antrag von uns ausgehen. Aber wir werden das nicht thun“[1]). Da dies der Kaiser in der Stille seinem Bruder meldet, so ist nicht im mindesten zu zweifeln, daß er an die Wahrheit des Mitgetheilten geglaubt hat; aber die entgegengesetzten, ebenfalls vertraulichen Aeußerungen Friedrichs zwingen uns zu der Annahme, daß hier ein Mißverständniß obwaltet. Wahrscheinlich hatte der Prinz Heinrich seiner Umgebung nicht gänzlich verschwiegen, wie er die Angelegenheit beendet sehen möchte; der östreichische Gesandte, Graf Cobenzl, mag diese Wünsche dann in Erfahrung gebracht und der Wiener Hof geschlossen haben, daß der König auch dahin steuerte[2]).

Vermuthlich floß hieraus noch eine andere Folge. Bereits am 19. März hatte Joseph seinem Bruder die Entgegnung des Staatskanzlers auf die letzte preußische Note geschickt. „Wir sprechen darin, schrieb er, eine feste, unser gutes Recht mit Entschiedenheit behauptende Sprache“. Man ersieht nun aus einem späteren Briefe des Kaisers, daß die am 1. April wirklich ertheilte Antwort Aenderungen erlitten hat; Joseph bezeichnet ferner letztere nur als ziemlich fest. Doch trat der Staatskanzler immer noch sehr trotzig auf. Die Fassung der preußischen Note gab ihm einen erwünschten Vorwand, von weiteren Erörterungen über die östreichischen Ansprüche ganz abzustehn; Friedrichs Einmischung wies er als unbefugt zurück und erklärte sogar, daß die Kaiserin-Königin bereit wäre, die neuen Erwerbungen gegen jeden Angriff mit allen Mitteln zu vertheidigen. Aber am Schluß hielt er der Unterhandlung noch ein schmales Pförtchen offen. „Man wird sehen, ob der König sprechen wird“, schrieb Joseph bei dieser Gelegenheit an Leopold[3]). Offenbar wollte der Wiener Hof zu gleicher Zeit schrecken und gewinnen; aber er kannte doch seinen Gegner schlecht, wenn er wähnte, daß dieser nun mit Vergleichsvorschlägen hervortreten würde.

Den nämlichen Standpunkt nahm Kaunitz auch in der Eröffnung ein, die er kurze Zeit darauf, am 10. April, in Regensburg machen ließ. Ihr Inhalt lautete folgendermaßen: „Die Kaiserlich-Königliche Apostolische Majestät hat aus der Aeußerung des preußischen Gesandten mit

1) Arneth II, 193.

2) Oder hat Heinrich gar absichtlich an Cobenzl seine Wünsche gelangen lassen, um Erbietungen des Wiener Hofes in dieser Richtung zu veranlassen? Die Worte: „der Antrag soll von uns ausgehen“ scheinen mir für diese Vermuthung zu sprechen.

3) Arneth II, 191. 194. Die Note vom 1. April steht bei Hertzberg Rec. II, 69.

Verwunderung ersehen, in welcher verwirrten Gestalt man die allereinfachste Sache von der Welt vorzustellen beflissen ist, und sie erkennt die wesentliche Pflicht an, die so sehr verdunkelten Umstände in ihr volles Licht zu setzen, damit die höchsten und hohen Mitstände ein richtiges Urtheil über die echte Lage der Sache fällen können".

Mit Bedauern vermissen wir einen Bericht über diese Sitzung; aber wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß die vielverheißenden Worte die größte Spannung unter den Gesandten hervorriefen. Leider war es jedoch abermals nur eine von den prunkhaften Ankündigungen, welche Kaunitz liebte; denn er erzählte nichts weiter, als daß man sich mit dem Churfürsten von der Pfalz freundschaftlich verglichen. Er führte darauf die sogenannten Machtsprüche Preußens an und unterschied nun zwei wesentliche Fragen, erstens, ob diese Einwürfe und Machtsprüche gegründet, und zweitens, ob der König von Preußen als ein einzelner Reichsmitstand dazu befugt wäre. Bei diesen Worten hob sich ohne Zweifel wiederum die gesunkene Aufmerksamkeit der Versammlung; aber der Minister wußte zum andern Male zu überraschen, indem er Maria Theresia weiter erklären ließ: „Die Kaiserlich-Königliche Apostolische Majestät hofft zuversichtlich, daß die höchsten und hohen Reichsmitstände bei diesen einseitigen Einwürfen, die das Gepräge einer offenbaren Zudringlichkeit an sich haben, mit ihrer Beurtheilung bis zu einer vollständigen Kenntniß der Sache zurückhalten werden, und so kommt es einzig und allein auf die andere Frage noch an". Recht verwundert mögen die armen Reichstagsgesandten drein geschaut haben, als sie diese Worte vernommen hatten. War es nicht, als ob man Spott mit ihnen triebe? Der böse Staatskanzler schwieg, wo sie hören wollten, und redete, wo sie Schweigen wünschten; denn nach der ausführlichen Behandlung der zweiten Frage trugen sie gewiß kein Verlangen.

Kaunitz erklärte weiter: Die Kaiserin-Königin werde zwar an dem Vergleiche festhalten, aber denen gegenüber, welche durch denselben in ihren Gerechtsamen und Ansprüchen verkürzt zu sein meinen, sich dem gesetzmäßigen Entscheidungswege nicht entziehen. „So findet sich, fuhr der Staatskanzler fort, Alles schon zum voraus in einer der Reichsverfassung angemessenen Lage, daß, was nicht bereits durch einen gütlichen Vergleich — d. h. durch den Vertrag vom 3. Januar — berichtigt worden ist oder noch berichtigt werden dürfte — nämlich durch das in Aussicht genommene Tauschgeschäft —, dem gesetzmäßigen Erkenntnißwege vorbehalten bleibt"[1]). Der dreiste Kaunitz verband das Unvereinbare keck mit einander, indem er auf die unerschöpfliche Geduld der Deutschen rechnete.

1) Vollst. Samml. I, 120 ff.

Das ist also die Stellung, welche der Wiener Hof einnimmt: er weigert sich seine vorgeblichen Ansprüche zu beweisen, er hält an dem erzwungenen Vertrage vom 3. Januar fest, er erlaubt dem Churfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Zweibrücken, zu klagen, er verbietet dem Könige von Preußen, sich der Beiden anzunehmen. Diese vier Sätze liegen eben so wohl der Note vom 1. April als der Erklärung am Reichstage zu Grunde. Letztere konnte zugleich als Antwort auf die zweibrückische Verwahrung betrachtet werden. Jedoch der Herzog empfing auch noch einen besonderen Bescheid auf die Bitte, die er dem Rathe des französischen Hofes gemäß an den Kaiser und die Kaiserin gestellt hatte. Maria Theresia unterzeichnete sich zwar als seine gutwillige Muhme, sie wies aber schnöde das wohlbegründete Verlangen des armen Fürsten ab: nachdem sie mit dem Haupte des pfälzischen Hauses einen Vertrag geschlossen, in welchem der Churfürst die östreichischen Ansprüche für sich und seine Erben anerkannt habe, gebühre ihr keineswegs noch könne ihr zugemuthet werden, mit dem Herzog hierüber in eine weitere Erörterung ihrer Rechtsgründe sich einzulassen, da es diesem und seiner Linie noch nicht zustehe, für die gegenwärtige Zeit verbindliche Verträge in Bezug auf die Erbfolge in Baiern zu schließen. Es werde daher auf seinem Gutbefinden beruhen, sich von dem Churfürsten Aufklärung auszubitten [1]).

Es klingt wie Hohn, daß Maria Theresia den Herzog an den verwies, welcher nicht einmal von dem Lehnbriefe von 1426 eine beglaubigte Abschrift besaß, wie folgender Vorfall lehrt. In der zweiten Hälfte des März war der wirkliche Kämmerer und Hofrath Freiherr Ludwig von Lehrbach aus Wien nach München gekommen, um im Auftrage seiner Regierung die Urkunden einzusehen, auf denen bei einem oder dem andern Anstand der Beweis wegen der von Oestreich in Besitz genommenen Ortschaften und deren Grenzen beruhen möchte. Darauf gab der Churfürst einigen aus seinem Ministerium den Auftrag den Straubingschen Theilbrief von 1353 im Original vorzulegen und dem Hofrath eine beglaubigte Abschrift davon auszuhändigen.

Die ernannte Ministerial-Deputation that Beides, aber zugleich sprach sie gegen den Freiherrn von Lehrbach den Wunsch aus, von dem Lehnbriefe von 1426 den echten Wortlaut zu empfangen, da die beiden Urkunden bei dem Vertrage vom 3. Januar zur Grundlage genommen worden wären. Außerdem zeigte sie an, daß ein und zwanzig Aemter, welche die kaiserlichen Truppen besetzt hätten, in dem Theilbriefe von 1353 gar nicht ständen und daher dem Churfürsten wieder eingeräumt werden müßten. Drei Wochen später, am 11. April, sah man sich in

1) Vollst. Samml. IV, 208 vom 3. April.

der Nothwendigkeit, die unerfüllte Bitte zu erneuern. „Seine Churfürstliche Durchlaucht, stellte man vor, sieht einer willfährigen Zurückgabe der ein und zwanzig Aemter um so sehnlicher entgegen, als zu besorgen steht, daß in der Zwischenzeit mit Ausdehnung des Straubingschen Antheils weiter vorgeschritten werden dürfte, da nach eingelaufenem Bericht erst kürzlich der bairische Beamte in Oberberg in östreichische Pflichten und über 300 Höfe theils im Pfleggericht Uttendorf, theils im Landgericht Ried sammt der Hofmark St. Martini dem Vertrage vom 3. Januar zuwider in Besitz genommen wären“[1]).

So wurde der Fürst, dessen Schwäche das Wiener Cabinet über die Maßen auszubeuten suchte, dahin gebracht, daß er sich zum Widerstand anschickte. Die harte Zumuthung, daß er seine Truppen mit den kaiserlichen vereinigen sollte, wenn Oestreich wegen des geschlossenen Vergleichs angegriffen würde, hatte Carl Theodor schon früher abgelehnt[2]). Und auch anderwärts fanden Joseph und Maria Theresia keinen Beistand. Wir haben bereits gehört, daß Sachsen sich weigerte, die verlangte Neutralitätserklärung zu geben. Die Hoffnungen, die man früher an das Cabinet von St. Petersburg geknüpft, erwiesen sich als taube Blüthen. „Die Russen vermeiden fast, mit uns zu sprechen“, schrieb Joseph im Anfange des Aprils dem Bruder. Eben so wenig ließ Frankreich sich gewinnen. Vergebens suchte Marie Antoinette auf Maurepas und Vergennes einzuwirken. „Ueber das Bündniß, schrieb sie am 25. März der Mutter, haben sie mir sehr gut geantwortet, und sie scheinen mir demselben aufrichtig zugethan; aber sie haben vor einem Landkriege so große Furcht, daß ich keine klare Antwort darüber erlangen kann, was sie thun würden, falls der König von Preußen die Feindseligkeiten begänne“.

Wieder legte darauf Maria Theresia der Tochter den Wunsch ans Herz, daß Ludwig XVI wenigstens die Freundschaft mit Frankreich und das bestehende Bündniß stark betonen möchte. Sie erwartete damals, am 6. April, den von Mercy versprochenen Eilboten mit äußerster Ungeduld. Aber derselbe kam nicht, sondern zwei Tage später ein Courier an Breteuil. Das Cabinet von Versailles lehnte die angetragene Vermittelung höflich ab und erklärte von Neuem, daß es die im Vertrage von 1756 festgesetzten Hilfstruppen nicht würde stellen können“[3]).

Die Last dieser entmuthigenden Nachricht erschütterte den östreichischen Stolz. Auf die Bitte der Mutter willigte Joseph nun doch darein,

1) Vollst. Samml. I, 85. 128.

2) Schöning 40.

3) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 242. 243. Arneth, Maria Theresia und Joseph II, II, 209 und 183. Der zuletzt genannte Brief ist nicht vom 9. März, sondern vom 9. April.

mit Vergleichsvorschlägen hervorzutreten. Sie lauteten: Friedrich erkennt sowohl die Giltigkeit der Uebereinkunft vom 3. Januar als auch die Rechtmäßigkeit der kraft derselben gemachten Erwerbung an und wird den im sechsten Artikel vorbehaltenen Austausch ruhig vor sich gehen lassen. Dafür erklärt sich Joseph im voraus mit dem Anfalle der fränkischen Markgrafschaften an Brandenburg einverstanden und verspricht seinerseits, jeden Austausch dieser Länder gegen andere, die nicht unmittelbar an Oestreich grenzen, zu gestatten. Am 10. April wurde der Graf Cobenzl in Berlin von dem Entschlusse des Kaisers, an den König unmittelbar ein eigenhändiges Schreiben in der gegenwärtigen kritischen Lage der Umstände zu erlassen, unterrichtet und mit Verhaltungsbefehlen ausgerüstet[1]). Einen Fuß im Steigbügel, wartete Joseph nur auf die Meldung, daß Friedrich zu seinem Heere gegangen sei, um ebenfalls nach Mähren und Böhmen zu eilen. Er wollte vom Lager aus mit dem König von Preußen in unmittelbaren Verkehr treten.

Einen merkwürdigen Anblick gewähren die beiden Herrscher. Reisefertig steht der junge Kaiser da, welcher seit einem Vierteljahre sich angestrengt hat, die herkömmliche Langsamkeit überall aus dem Felde zu schlagen, und in dem alten Könige scheint die Lebensflamme wieder so hell zu leuchten wie damals, als er ausgezogen war, Schlesien zu erobern. Jetzt überlegt Friedrich bedächtiger, aber er handelt darum nicht weniger entschlossen. Nachdem er erfahren, wessen er sich von Frankreich zu versehen habe, stellt er den Herzog von Zweibrücken sicher, bringt die Unterhandlungen mit Sachsen zum Abschluß und sucht einen Fürstenbund wider Oestreich zu bilden; er fährt fort, Rußland zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu drängen, und wiegelt die Pforte zum Kriege gegen den Wiener Hof auf[2]). Noch immer bemüht sich der Prinz Heinrich, Friedrichs Eifer zu mäßigen und dessen Abgang zum Heere zu verzögern; aber es scheint dem Könige besser, die Vorsicht zu übertreiben, als einer gefährlichen Sicherheit sich hinzugeben. Nachrichten aus Wien und aus Schlesien bestimmten ihn, noch mehr zu eilen. Am 6. April verließ er Berlin, am Abend des 7. traf er in Breslau ein und reiste von hier zu den Truppen, die bei Frankenstein standen. Am 29. März hatte der Prinz Heinrich ihm eine Wette von hundert Fla-

1) Kaunitz an Cobenzl in der Vollst. Samml. V, 383. Joseph an Friedrich am 19. April: Maria Theresia a déjà donné à Cobenzl les instructions nécessaires pour recevoir et se prêter à toutes les propositions conciliatoires. Oeuvres de Frédéric le Grand VI, 193. Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 254: l'empereur s'est prêté à mes instances de tenter cette voie.

2) Zinkeisen VI, 204. 206.

schen Ungarwein angeboten, die er gewonnen haben wollte, wenn die Oestreicher bis zum 17. April nicht aufbrächen, um Dresden zu nehmen. „Ich muß im voraus bekennen, schrieb Friedrich am 10. dem Bruder, ich habe die Wette verloren und werde sie bezahlen". Er schlug dann das Hauptquartier in Schönwalde bei Silberberg auf, und hier ward er am 14. durch das Schreiben des Kaisers überrascht[1]).

Joseph war schon am 11. nach Olmütz gekommen, aber er hatte den Brief erst am 13. abgeschickt; denn er wollte den Schein vermeiden, als ob er denselben aus Wien in der Tasche mitgebracht hätte[2]). Schrieb er doch darin: er habe mit der Ausführung seines Entschlusses gewartet, bis er der Hauptstadt entrückt sei und damit Allem, was an diplomatische Schlauheit erinnern könne.

Friedrich stimmte bereitwillig in den von Joseph angeschlagenen Ton ein: „Ich habe weder Minister noch Schreiber bei mir, und so wird sich Eure Kaiserliche Majestät wohl freundlich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen, der über einen der wichtigsten Gegenstände, welche seit langer Zeit in der Politik vorgekommen sind, aufrichtig und mit Freimuth schreibt. Niemand wünscht mehr als ich den Frieden und die Eintracht unter den Mächten Europas zu erhalten; aber Alles hat seine Grenzen, und es giebt so dornichte Fälle, daß der gute Wille allein nicht ausreicht, um die Ruhe zu bewahren". Der König stellt nun den eigentlichen Streitpunkt zwischen ihnen fest. „Es handelt sich darum, schreibt er, zu wissen, ob ein Kaiser eigenmächtig über die Reichslehen verfügen kann". Friedrich findet das den Gesetzen und Gewohnheiten zuwider. „Kein Fürst, bemerkt er, wird seine Hände dazu bieten, jeder wird sich auf das Feudalrecht berufen, welches diese Besitzthümer den Nachkommen sichert, und Niemand wird selber die Gewalt eines Despoten befestigen wollen, der früher oder später ihn und seine Kinder dessen berauben wird, was ihrem Hause seit undenklichen Zeiten gehört". Friedrich erkennt darauf wohl an, daß die Erwerbung von Baiern sehr vortheilhaft für das Erzhaus sein würde, und aus Klugheit verlangt er auch nicht die Herausgabe der Gebiete, welche sich Oestreich angeeignet hat; aber er frägt: „Könnte man dem Herzoge von Zweibrücken nicht durch anderes Land von gleichem Werthe den Verlust vergüten und Mittel finden, Mecklenburg und Sachsen zu entschädigen? Letzteres berechne seine Ansprüche auf 37 Millionen Gulden, werde aber wohl zu Gunsten des Friedens etwas herunterlassen". Solche Vorschläge verspricht der König mit Freuden zu unterstützen; dagegen lehnt er das Hereinziehen

1) Schöning, 45. 47. 49. 53.

2) Arneth, II, 197.

der Erbfolge in den fränkischen Markgrafschaften als eine der bairischen Frage ganz fremde Angelegenheit höflich, aber mit Festigkeit ab. „Unsere Rechte, schreibt er, sind so wohl begründet, daß sie uns Niemand streitig machen kann“. Er erwartet nun, was über seine aufrichtigen Vorstellungen der Kaiser die Güte haben wird zu entscheiden, und in einem Nachwort bittet er noch im voraus um Entschuldigung, wenn er gegen das Ceremoniel verstoßen haben sollte; „doch auf Ehre, setzt er hinzu, vierzig Meilen im Umkreis giebt es Niemanden, der mich belehren könnte“[1]).

Einen Monat früher hatte Joseph überlegt, ob man nicht gegen die Niederlande ganz Baiern sammt der Oberpfalz und was dazu gehört eintauschen sollte. Der Gedanke war von weittragender Bedeutung. Oestreich besaß damals noch in Schwaben viele zerstreute Gebiete; wenn es auch die Besitzungen der ausgestorbenen Linie des Hauses Wittelsbach gewann, so war ihm die Herrschaft über Süddeutschland für alle Zeiten gesichert. Man wende nicht ein, daß Friedrich hiergegen sich ebenfalls erhoben haben würde, wie er es einige Jahre später gethan. Er hatte vor Wochen einmal von Görtz gehört, der Wiener Hof wolle Carl Theodor zum Könige von Galizien und Lodomirien machen, aber Frankreich wünsche lieber, daß demselben Freiburg und der Breisgau abgetreten werde. Die Richtigkeit der Meldung kommt hier nicht in Betracht; Friedrich war bald nachher geneigt, in dem Vorschlag einen Köder zu erblicken, den man dem Churfürsten Carl Theodor, um ihn zu täuschen, hingeworfen hätte. Sehr bemerkenswerth ist dagegen der Entschluß, welchen er in Folge jener Nachricht kund gab. Er wollte genau in der Lage bleiben, worin er sich befand, bereit sich zu vertheidigen, aber nicht anzugreifen, weil diese Abtretungen der Oestreicher den Stand der Sache veränderten und außerdem Alles zu wetten wäre, daß Frankreich mit ihnen sich verständigen würde“[2]). Mehr noch hätte der Hof von Versailles einem solchen Tausche zu andern Zeiten widersprochen; jetzt aber sah er sich durch den bevorstehenden Krieg mit England gefesselt. Die günstige Gelegenheit kehrt nicht immer wieder. Was 1785 mißlungen ist, wäre sieben Jahre vorher leichter zu erreichen gewesen. Joseph durfte ja nur den König von Preußen beim Worte nehmen. Aber die Habsucht umnebelte seinen Verstand, daß er den ungeheuren Vortheil verkannte, welcher sich erlangen ließ. Die Antwort, die er am 16. in Littau empfing, kam ihm sehr unerwartet, weil sie die Erbfolge in den Markgrafschaften ganz bei Seite schob. Im ersten Aerger wollte Joseph nur den

1) Der Briefwechsel mit Joseph steht in den Werken Friedrichs des Großen VI, 183 ff.

2) Schöning 34, vgl. 36.

Vorwurf des Despotismus abstreifen, nach weiterer Ueberlegung ging er aber auch auf die übrigen Punkte noch ein [1]). Wenn er bemerkte, daß der Churfürst von Böhmen und Erzherzog von Oestreich den Vertrag vom 3. Januar abgeschlossen hätte, nicht der Kaiser, so war das doch nur ein Streit um Worte. Das Verfahren Maria Theresias rechtfertigte Joseph durch den Grundsatz, welchen schon früher Kaunitz aufgestellt: jeder unabhängige deutsche Fürst könne sich mit seinem Nachbar ohne Einmischung eines Dritten verständigen und vergleichen. Die Ansprüche Mecklenburgs verwies er nicht ungeschickt an die zuständige Behörde. Er stellte ferner in Aussicht, daß seine Mutter auf jeden Antheil an der Allodialerbschaft verzichten würde. Nur den Herzog von Zweibrücken war er durchaus abgeneigt zu befriedigen. „Dessen Rechte, schrieb er, bleiben unangetastet bis zum Tode des Churfürsten von der Pfalz; nach dem Ableben des Letzteren wird die Kaiserin einen neuen Vertrag mit dem Herzog schließen oder ihr gutes Recht im gesetzmäßigen Wege gegen ihn geltend machen". Das waren doch nur Worte. Carl Theodor ist 1799 gestorben. Wenn sich erst Oestreich zwei Jahrzehnte lang im ungestörten Besitze behauptet hatte, dann war schwerlich Aussicht vorhanden, ihm den Raub wieder abzujagen.

Joseph beförderte sein Schreiben sogleich an Friedrich; indem er es dann auch mit dem, welches er vom König erhalten, nach Wien schickte, bat er die Kaiserin um Verzeihung, daß er ihre Befehle nicht vorher eingeholt hätte. Maria Theresia war, seitdem ihr Sohn die Hauptstadt verlassen, sehr unruhig; ihre Gedanken weilten unablässig bei dem Briefe, welchen Joseph mitgenommen. Sie flehte zu Gott, daß er das harte Herz des Gegners bekehren und die guten Absichten des Sohnes segnen möchte. Sie ließ beten, ohne zu sagen, wofür. Der Anbruch der österlichen Zeit verpflichtete sie, ihr Gewissen zu erforschen; aber ihr Kopf war so verwirrt und so voll ihr Herz von Traurigkeit, daß sie dazu die doppelte Zeit brauchte [2]). Am Charfreitag um drei Uhr empfing sie den Brief, durch welchen der König von Preußen die Vergleichsvorschläge des Kaisers ablehnt, und die Antwort, welche Joseph darauf abgesendet. Sie hatte sich gefürchtet zu hoffen und doch auch nicht ganz verzweifeln wollen. Aber als nun das eintrat, was sie richtig vorhergesehen, da erfaßte sie die heftigste Entrüstung. Sie vergaß die Nichtigkeit der östreichischen Ansprüche, sie hörte nur das Nein des Gegners, welchen sie von allen Menschen am meisten haßte. Die Leidenschaft verliert auf ihrer Höhe nicht nur Maß und richtiges Urtheil, sondern sie verirrt sich zuweilen

1) Arneth II, 200.

2) Arneth II, 195. 199.

sogar in das Gebiet des Lächerlichen. Höhnisch betrachteten die Blicke der bedauernswerthen Kaiserin Friedrichs Antwort. Waren nicht die Eigennamen Kaunitz und van Swieten mit kleinen Anfangsbuchstaben und nach der französischen Aussprache geschrieben[1])? Maria Theresia gesteht am andern Morgen dem Sohn ihre Schwäche: dieser eigenhändige Brief ohne Orthographie, ohne Styl, wie der eines Theaterkönigs oder vielmehr Theaterdespoten, hat ihr Vergnügen gemacht; sie freut sich, daß dieses Ungeheuer nicht Alles kann und weiß und bei der Gelegenheit einen seines Gleichen nöthig gehabt hätte, welcher ihm die schmutzige Wäsche wüsche. Dem verhaßten Gegner stellt sie den trefflichen Sohn gegenüber, der so schnell das Angemessene geantwortet habe. Der Kaiser hat ihr aus Mangel an Zeit den Entwurf seines Briefes schicken müssen. Auch die Verbesserungen bewundert sie darin; sie wäre, schreibt sie, in Verzweiflung, wenn sie dieselben nicht gesehen hätte. Sanfter, würdevoller könnte man, meinte sie, seinem Schüler in der Politik den Text nicht lesen, mit mehr Spott und Ironie seine Gefühle gegen diesen Despoten nicht ausdrücken. Nur die Versicherung, welche Joseph in seiner Entgegnung ausgesprochen, daß er Friedrich wahrhaft liebe, mißfällt ihr und macht sie eifersüchtig; in solcher Gesellschaft will sie in dem Herzen des Sohnes nicht wohnen. Aber das Vergnügen an Josephs schlagfertiger Antwort und an der Ueberlegenheit, die er ihr dem Könige gegenüber in allen Stücken gezeigt zu haben schien, war nicht von langer Dauer. „Alles ist wider uns, jammert sie, das trifft noch stärker als die Macht unseres Feindes, welche doch nicht zu verachten ist und mit der Zeit noch schlimmer werden wird". Sie gesteht, daß sie sehr schwarz sieht. Alle die Tage daher hat sie Gott gebeten, so viel sie konnte, wenn er sie mit Krieg strafen wolle, den Sohn vor Unglück zu behüten. Der große Kopfputz, welchen sie trägt, hilft ihr die Thränen verbergen. Es kommt ihr vor, als wäre sie durch des Sohnes Weggang zum zweiten Mal Wittwe geworden, und von Neuem öffnet sich eine Wunde, die nie geheilt ist und nie heilen wird[2]).

Während Maria Theresia dem Könige von Preußen zürnt, weil er sie zum Kriege zu zwingen scheint, fürchtet dieser die Lebhaftigkeit und das Feuer des jungen Fürsten, von dem er sich vorstellt, daß er vor Begier brenne, Ruhm zu erlangen. Er schloß daher aus dem Schritte, den Joseph gethan, daß derselbe, müde der Wiener Unterhandlung, Lust hätte, die Entwickelung des Stückes zu beschleunigen. Friedrich erwartete die Ankunft der Regimenter aus Berlin erst am 28. April und der

1) Nämlich conis und vansuite.

2) Arneth II, 201—204.

Preußen am 3. Mai. Zugleich war ihm dieser Briefwechsel lästig; denn er konnte dem Kaiser die Wahrheiten nicht verschweigen, die er ihm mitzutheilen hatte, und wollte sie doch auch nicht so sagen, daß ihn die Schuld des Bruches träfe. Noch einmal unterzog er sich der unangenehmen Pflicht, dann aber schlug er vor, den Ministern die weitere Unterhandlung zu überlassen; Joseph möge dem Grafen Cobenzl oder einem andern Staatsmanne den Auftrag geben. Einen Erfolg versprach sich Friedrich von seinem Vorschlage nicht, sondern er meinte, der Kaiser würde, zu ungeduldig, um mit untergeschlagenen Armen stehen zu bleiben, darauf nicht eingehen. Der König hielt die Rüstungen des Gegners für weiter vorgerückt, als sie waren; er glaubte damals, daß die östreichischen Truppen am 25. April versammelt sein würden, und er machte sich so nur noch auf eine Antwort gefaßt, dann würde der Kaiser erklären, nicht nachgeben zu können. Der König hatte daher seine Augen und Ohren überall. Er hoffte zwar bis zur Ankunft der Preußen Zeit zu gewinnen; dagegen erschien es ihm sehr schwer, bis zum Juni, vor welcher Zeit sich mit Erfolg nichts unternehmen ließe, die Unterhandlung hinzuziehen [1]).

Am 18. ging des Königs Antwort ab. Den Abend zuvor war Joseph in Königgrätz angelangt. Auch Laudon kam dahin, und man hielt den ersten Kriegsrath. Es zeigte sich zum Bedauern des Kaisers, daß man noch sehr im Rückstande war, weniger in den Befestigungsarbeiten, als in andern Dingen, es mangelte besonders an leichter Reiterei. Dagegen vernahm man von der Grenze, daß Friedrich fast ganz concentrirt und marschbereit wäre; in Lauban und selbst in Sachsen, versicherte man weiter, lägen schon Preußen. In Folge dieser Nachrichten schrieb Joseph nach Wien an seine Mutter: „Könnte man bis Mitte Mai den König mit Briefen und Noten hinziehen, so würde das kaiserliche Heer besser im Stande sein, ihm die Spitze zu bieten, als jetzt, wo uns noch zehn Regimenter Reiterei fehlen" [2]). Um so angenehmer wurde Joseph von Friedrichs Vorschlage berührt, und er freute sich, ihm geantwortet zu haben. Er hielt das zweite Schreiben des Königs für eine Folge der Einwirkungen des Prinzen Heinrich und war deshalb bereit, die Unterhandlungen in Berlin durch Cobenzl führen zu lassen. Die Ursache der Ablehnung seiner Vergleichsvorschläge suchte Joseph nicht in dem, was Friedrich ihm sehr aufrichtig angeführt hatte, sondern er meinte, der König habe sich geschmeichelt, die ganze Lausitz zu gewinnen, und sei nun böse, daß eine Bestimmung der ihm angetragenen Uebereinkunft es

1) Schöning 54. 55—57.

2) Am 18. April. Arneth II, 204—205.

verhindere; doch habe sein fruchtbarer Geist ihm bereits ein anderes für Oestreich vielleicht noch weniger zulässiges Mittel eingegeben, dieses Ziel zu erreichen. Immerhin schien es dem Kaiser gut, die Unterhandlung anzunehmen, entweder führe sie zum Frieden, oder sie gewähre die Möglichkeit, die Rüstungen für den Krieg zu vervollständigen [1]). Er stimmte daher auf der Stelle dem gemachten Vorschlage bei und erhielt alsdann von Friedrich noch eine Empfangsbescheinigung. In der ausgesuchtesten Höflichkeit wetteifern hier die beiden Herrscher und sprechen Grundsätze aus, die des schönen Zeitalters der erwachenden Humanität würdig sind und das Herz des Menschenfreundes mit Entzücken erfüllen. Der Redekünstler wird eilen, seinem blendenden Werke mit den Mustern eines vollendeten Briefstyls einen glänzenden Schmuck einzusetzen; aber der Forscher, welcher die Wahrheit am höchsten hält, sucht die echten Gesinnungen der beiden Fürsten in ihren Briefen an Bruder und Mutter.

Inzwischen wartete Maria Theresia mit brennender Ungeduld auf weitere Nachrichten. Am Ostermontage nahm sie Papier zur Hand, um ihrem Sohne zu schreiben; sie verlangte keine Antwort, sie wollte nur, indem sie sich mit ihm unterhielt, den Schmerz der Trennung lindern. Da ließ der Staatskanzler sich anmelden. Als er wieder weggegangen war, setzte sie die angefangene Beschäftigung fort. Sie konnte freilich nichts Erfreuliches anzeigen. Vor zwei Monaten hatte der Wiener Hof in Petersburg zu wissen gethan, was er den Türken sagen ließe; vor einem Monat war ein anderer Eilbote dahin gegangen mit dem Berichte, welchen der östreichische Gesandte darüber aus Constantinopel erstattet hatte. Daß man sogar hierauf nicht antwortete, fand die Kaiserin fast unerträglich. Aus Versailles war keine neue Meldung eingetroffen, auch Mercy schwieg. Die Depesche, welche Breteuil vor zwölf Tagen empfangen, hatte sich Kaunitz ausgebeten; er wollte zu erfahren suchen, ob man irgendwie auf die Franzosen zählen könnte, zumal da jede Hoffnung geschwunden schien, auf geradem Wege, d. h. ohne die Einwirkung der fremden Mächte, bei dem Könige von Preußen etwas auszurichten. Der englische Gesandte, dessen Courier zurückgekehrt war, behauptete, von seinem Hofe keine Befehle bekommen zu haben. „Das ist unglaublich und ein schlimmes Zeichen", urtheilte mit Recht die Kaiserin. Sie hatte ferner gehört, daß die hannöversche Reiterei sich mit den Truppen in Wesel vereinigen würde, desgleichen die Sachsen. Weiter meldete Maria Theresia: der Churfürst von der Pfalz will abfallen, er sagt, er berste vor Zorn; zugleich verlangt er einundzwanzig Ortschaften zurück; Kaunitz argwöhnt, daß Carl Theodor, wenn Oestreich nicht darein willigt, das zum Vorwande nehmen und eine Erklärung wie der Herzog von Zwei-

1) Arneth II, 207—208.

drücken abgeben wird; der Staatskanzler glaubt darum nicht, daß man die Forderung gewähren solle, man müsse nur Zeit zu gewinnen suchen. „Die Aufregung in Baiern und im Reich gegen uns, fuhr die Kaiserin fort, ist unglaublich, die stärksten und frechsten Flugblätter laufen überall um; Kaunitz hält die Lage für äußerst kritisch ...... Wie weit erstreckt sich die Politik dieses Ungeheuers! Auch den König von Sardinien stachelt er immerwährend gegen uns auf; er, der so sparsam ist, schickt den hübschesten Jungen dahin, einen gewissen Podewils, durch die beiden piemontesischen Prinzessinnen sucht er der Königin von Frankreich das Gleichgewicht zu halten; sein Haß läßt ihn nichts vergessen, was uns schaden kann". Von der Furchtbarkeit ihres Gegners hat sie überhaupt die höchste Vorstellung. Inzwischen war der Brief angekommen, worin Joseph meldete, wie es mit den Kriegsvorbereitungen stand. „Der König, meinte sie, der Alles weiß, wird davon Nutzen ziehn und nach seiner Gewohnheit ehestens einen entscheidenden Schlag wagen." Als das Packet schon abgeschickt war, empfing sie das zweite Schreiben Friedrichs und Josephs Antwort darauf, und mit etwas erleichtertem Herzen begab sie sich zur Ruhe. Des andern Tages bezeigte sie dem Sohn ihre Zufriedenheit über die Annahme der Unterhandlung. Wie freut sie sich, daß der König nicht mehr der rasende Roland ist! Uebrigens gelobt sie dem Kaiser, seiner Mahnung folgend in den Kriegsrüstungen nicht nachlassen zu wollen; denn sie traut dem alten Fuchse nicht, und da sie einmal auf Raubthiere zu sprechen gekommen, meldet sie noch, daß ein Fürst Clary durch den Biß einer Angolakatze gefährlich verwundet worden ist[1]).

Wie Maria Theresia auf der einen Seite, so begrüßt auf der andern der Prinz Heinrich freudig den schwachen Hoffnungsschimmer, welcher sich unerwartet zeigt. Aber Friedrich denkt anders. Er rechnet bei der ungeheuren Verschiedenheit in den Ansichten der beiden Höfe keineswegs auf Frieden und glaubt an einen glücklichen Ausgang der bevorstehenden Unterhandlung eben so wenig, wie an das Wunder von den sieben Broten. Daher ist er in den Kriegsvorbereitungen unermüdlich. Am 23. April saß er acht Stunden, zehn am 24. und sechs an dem folgenden Tage zu Pferde und kehrte dann doch etwas ermüdet und ruhebedürftig von den Grenzen Böhmens, wo er selber nach Allem gesehen, in das Hauptquartier zurück. Von hier schrieb er dem Prinzen: „Man darf nicht Victoria schreien, bis man genau die Vorschläge kennt, welche der Wiener Hof machen wird". Friedrich ist überzeugt, daß ihm Oestreich kaum einen Aufschub von zwei Jahren gönnen würde, wenn es diesmal noch nicht zum Kriege käme, und er weiß nicht, ob Europa dann so günstig für Preußen gestimmt sein wird wie jetzt. Er wünscht ent-

1) Arneth II, 208—214.

weder einen dauerhaften Frieden oder gar keinen, und demgemäß trifft er seine Maßregeln [1]).

Den Feldzugsplan hatte der König schon in Berlin entworfen. Er gedachte zwei Heere zu bilden. Das eine sollte durch Sachsen nach Böhmen marschiren; doch müßten sich bei Zittau ungefähr 15000 Mann aufstellen, um die Lausitz vor feindlichen Einfällen zu schützen, die, wenn man keine Vorsorge träfe, sogar bis Berlin ausgedehnt werden könnten. Es würde ferner nothwendig sein, daß einige Truppen bei Dux und Peterswalde stehen blieben, um den Rücken und die Magazine zu decken. In ungeheurer Entfernung von dieser Bewegungslinie sollte das zweite Heer über Hultschin auf Weißkirchen und Prerau vorgehen. Für beide Theile gab der König folgende allgemeine Regel. Die Armee, welche die östreichische Hauptmacht vor sich findet, muß einigermaßen in der Vertheidigung sich halten, indeß die andere so weit ihre Fortschritte ausdehnt, als es die Umstände gestatten. Das sächsische Heer, skizzirte Friedrich weiter, kann mit Erfolg erst operiren, nachdem es über Leitmeritz hinausgekommen ist und dadurch die Kroaten in Gabel zum Rückzuge gezwungen hat; alsdann ist es sein wichtigstes Ziel, vor Prag zu marschiren und diese Stadt zu belagern, wenn sich die östreichische Hauptmacht dem nicht widersetzt. Wendet sich aber letztere gegen das oberschlesische Heer, so wird sich dieses begnügen, den Feind zu beobachten und festzuhalten, um der sächsischen Armee die Eroberung Böhmens leichter zu machen. Wenn nun von hier eine starke kaiserliche Heeresabtheilung zur Hilfe nach Böhmen abgesendet wird, dann ist der rechte Zeitpunkt erschienen, eine Schlacht zu versuchen. Ein Sieg in so großer Nähe von Wien würde den Feind zwingen, die böhmischen Truppen sofort zur Deckung der Hauptstadt zurückzurufen. Die Sieger würden Brünn belagern und, wenn sie damit zu Ende gekommen wären, nach der Donau vordringen. Leisten die Russen Beistand, dann könnten außerdem etwa 30000 Mann gen Presburg entsendet werden. Auch das sächsische Heer sollte sich nach der Einnahme von Prag über Budweis oder noch besser über Neuhaus und Wittingau der Donau nähern, wobei es hauptsächlich darum sich handeln würde, die genügende Zahl von Fuhrwerken aufzubringen. „Diese Operationen, schloß der König, sind alle großen Schwierigkeiten unterworfen, indessen bei einigem Glück ist es möglich, sie zu einem guten Ende zu führen"[2]). Der Entwurf athmet die Kühnheit eines Helden, der aus drei schweren Kriegen als Sieger heimgekehrt ist.

1) Schöning 61—65.

2) Schöning 38.

IV.

Mit weitreichenden Gedanken war Friedrich nach Schlesien gegangen. Die Nachrichten, die er hier einzog, ließen ihn einen Einfall der Oestreicher in die Lausitz vermuthen. Statt dessen machte der Kaiser den Versuch, mit dem bewunderten und gehaßten Gegner sich zu verständigen. Seine Vorschläge wurden zwar verworfen; aber weil beide Theile noch nicht völlig gerüstet waren, sollten die Bemühungen für einen Vergleich fortgesetzt werden.

Leichter hofft die Jugend denn das Alter. „Ich glaube, schrieb Joseph an seine Mutter, als er ihr Friedrichs letzte Antwort schickte, wir müßten dem Könige rundweg sagen, daß wir bereit sind, dem Churfürsten von Baiern Alles wiederzugeben, was wir von der Oberpfalz haben, auf welche sich der westphälische Friede bezieht, damit er dieselbe besitze, wie seine Vorgänger; dann ist Cham nicht dabei. Ferner wollen wir von dem Rückgangsrechte nicht mehr sprechen und ihm seine Markgrafschaften gewährleisten, wenn er uns Niederbaiern, das wir besetzt halten, gewährleistet. Und wenn er uns durch seine guten Dienste in Baiern und beim Herzoge von Zweibrücken den in Aussicht genommenen Tausch bewerkstelligen hilft, so werden wir ihn bei dem seinigen unterstützen; nur darf die uns benachbarte Oberlausitz[1]) darunter nicht mitbegriffen sein. Die Sachsen sollen ihre Ansprüche gegenüber dem Churfürsten gerichtlich geltend machen ganz eben so, wie der Herzog von Mecklenburg. Wenn wir hierüber einig geworden sind, dann trennen sich die Heere, die beiden Theilen theuer zu stehen kommen". Joseph wollte, wenn man in Wien damit einverstanden wäre, diese Vorschläge nebst einem Brief an Friedrich senden; er brachte sie sogar in die Form,

1) Diese meinte Joseph, obwohl er schrieb: la Basse-Lusace qui nous est limitrophe.

in welcher sie dem König überreicht werden könnten. Doch unterblieb nachher die Absendung[1]). Dagegen schickte der Staatskanzler am 24. ein freundschaftliches Schreiben an den Grafen Cobenzl nach Berlin.

Kaunitz hielt es für unumgänglich nothwendig, daß Preußen und Oestreich bei der Unterhandlung folgendes beobachteten: jeder von den beiden Höfen setze sich unparteiisch in die Stelle des andern und fordere nichts, was er in des andern Stelle ganz unvereinbarlich mit seinem Ansehen und seiner Ehre finden würde; keiner entziehe sich der bekannten Regel, das nämliche Recht, von dem er verlangt, daß es der andere für und gegen sich selber erkennen und gelten lassen soll, auch für und gegen sich selber erkennen und gelten zu lassen. Der Staatskanzler ging dann auf den vorliegenden Fall über und erklärte: weder Preußen, das sich Sachsens und Zweibrückens öffentlich angenommen, noch Oestreich, welches mit dem Churfürsten von der Pfalz einen Vertrag abgeschlossen und zur Ausführung gebracht, könnten die geschehenen Schritte zurückziehen, ohne ihrem Ansehen und ihrer Ehre zu schaden. Kaunitz fand es weiter natürlich, daß der König von Preußen dem Erzhause keine Vergrößerung durch einen Zuwachs gönnen wollte, wenn er nicht auch für sich einen Vortheil erlangte. „In dieser politischen Convenienz, meinte der Staatskanzler, erkennen wir den Ursprung, die Veranlassung und die Haupttriebfeder aller Widersprüche und Gegenbearbeitungen". Aber er behauptete dann, daß Oestreich eben so im Rechte sein würde, wenn es die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg aus allen Kräften hemmte. Für eine solche Nutzanwendung hatte der Fürst die erwähnten allgemeinen Sätze gesucht. Alles schien ihm nun darauf anzukommen, daß man mit einer wahren Freimüthigkeit und Offenherzigkeit auf beiden Seiten zu Werke ginge. Nachdem Oestreich den Anfang gemacht, sollte demnach Cobenzl verlangen, daß der Berliner Hof ohne Rückhalt seine Gedanken und Anträge vorlege, die bisher nur im Allgemeinen geäußerten Wünsche namhaft mache. „Geschieht dieses, schloß der Staatskanzler, und geschieht es, wie wir hoffen, auf eine den Anfangs aufgestellten Grundsätzen entsprechende Art, so kann und wird die Hauptsache zur beiderseitigen billigen Zufriedenheit gar bald berichtiget sein. Geschieht es nicht, so — Aber sollte denn das Verhängniß unvermeidlich sein, daß sich zwei Höfe, die freundschaftlich vereiniget die erste Rolle spielen könnten, einander aufreiben müssen, um sodann von der Dictatur eines Dritten oder Vierten — d. h. Frankreichs oder Rußlands — abzuhangen"?[2]) Kaunitz bezeichnete damit sehr richtig die

1) Arneth II, 215. 219. 238.

2) Vollst. Sammlung V, 383. ff.

große Gefahr, welche der Zwiespalt bringen konnte; wer hatte denn aber Anlaß zu dem Streite gegeben?

Am 1. Mai theilte Cobenzl die Depesche, die er empfangen, den preußischen Ministern Finckenstein und Hertzberg mit; sie berichteten darüber dem König und erklärten alsdann nach dessen Weisungen die gerechte Regulirung der bairischen Erbfolge für den Hauptgegenstand der preußischen Bemühungen. Auch ihnen hatte Cobenzl den von Friedrich bereits verworfenen Plan des Kaisers vorgelegt; aber sie lehnten denselben natürlich als unannehmbar ab und forderten neue Vorschläge von dem Wiener Hofe, welcher am besten und allein im Stande wäre, die Mittel zu nennen, wie man den Herzog von Zweibrücken und den Churfürsten von Sachsen befriedigen könnte, da er sich im Besitze der streitigen Gebiete befände. Die Minister erläuterten die Note, welche sie dem östreichischen Gesandten überreichten, näher dahin: Maria Theresia solle von dem, was sie sich in Baiern zugeeignet habe, nur einen Theil zurückstellen und für den andern einen angemessenen Ersatz leisten, dann werde Carl Theodor in der Lage sein, die nach der Billigkeit berichtigten Forderungen des Churfürsten Friedrich August zu befriedigen; wolle der Kaiser Letzterem außerdem ein Reichslehen übertragen, und der Wiener Hof den oberlehensherrlichen Rechten entsagen, welche die Krone Böhmen auf einige Stücke Sachsens habe, so werde der Ausgleich noch befördert werden. Ueber die fränkischen Markgrafschaften schwiegen die Minister. Es war die Absicht des Königs, in die Unterhandlung hierüber erst dann einzutreten, wenn die andern Punkte geordnet wären; denn die Oestreicher trügen Sorge, die Preußen in den Ruf von Leuten zu bringen, die ihren eigenen Vortheilen Alles opferten [1]).

Mit dem Verlangen des Berliner Hofes war Joseph, wie man sich denken kann, äußerst unzufrieden; er nannte die Vorschläge Finckensteins und Hertzbergs unerträglich, entehrend, unthunlich [2]). Er hatte die ursprünglich für den König selber bestimmte kleine Denkschrift über den Ausgleich seinem Gesandten in Berlin überschickt, nicht damit dieser sie mittheilen, sondern damit er bei Gelegenheit mündlich hier und dort Gebrauch von ihr machen sollte [3]). So erklärte denn auch Cobenzl die Bereitwilligkeit seines Hofes, dem Rückgangsrechte zu entsagen und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz dem Churfürsten Carl Theodor in der alten Weise zu lassen. Außerdem drang er in die preußischen Minister,

1) Schöning 65. Das preußische Mémoire steht in Vollst. Samml. V, 389, der Ausgleichsvorschlag II, 425 (vgl. V, 230).

2) Arneth II, 247. 251.

3) Arneth II, 242. 244.

sie möchten ihm, da er schriftlich einen Vergleichsplan eingereicht hätte, einen Gegenplan übergeben und darin auch der Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg gedenken [1]).

Friedrich verstand sich endlich hierzu, wahrscheinlich, um die Unterhandlung abzukürzen. Sein Vorschlag, der am 16. Mai nach Berlin ging und am 20. dem Grafen Cobenzl überreicht wurde, lautete folgendermaßen: Die Kaiserin-Königin behält von dem Gebiete, das sie besetzt hat, zwei Bezirke, von denen der eine von der Donau und den Flüssen Regen und Cham begrenzt wird, der andere zwischen Oestreich, dem Inn und der Salza liegt [2]). Dafür tritt sie dem pfälzischen Hause die an Jülich stoßenden Herzogthümer Limburg und Geldern ab und entsagt ihren an sich unerheblichen Oberlehns- und andern geringfügigen Rechten, die ihr als Königin von Böhmen auf einige Bezirke in Sachsen, der Oberpfalz und Baireuth zustehen. Joseph giebt die eröffneten Reichslehen in Baiern dem Churfürsten Carl Theodor, die in Schwaben befindlichen und die Herrschaften Mindelheim und Wiesensteig dem Churfürsten Friedrich August; dieser empfängt die bewegliche Hinterlassenschaft Maximilian Josephs, eine Geldsumme so wie einen an Baireuth grenzenden Theil der Oberpfalz von Carl Theodor und könnte durch einen zu verabredenden Austausch der schwäbischen Lehen noch mehr zufriedengestellt werden. Maria Theresia und Joseph willigen in die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit der churbrandenburgischen Primogenitur und entsagen, wenn sich Preußen und Sachsen über einen Austausch derselben gegen die Ober- und Niederlausitz und einige andere Bezirke vergleichen, dem Rückfallsrecht und allen andern Rechten, die ihnen darauf zustehen [3]).

So trat Friedrich mit dem Vortheile, nach welchem er trachtete, doch hervor, ehe die anderen Punkte geordnet waren. Er begünstigte den Churfürsten von Sachsen offenbar, um ihn leichter zu der Abtretung der ganzen Lausitz zu bewegen. Sein Streben ging dahin, demselben ein größeres, so viel als möglich zusammenhängendes Gebiet zu verschaffen, und er schlug deshalb vor, daß die von Carl Theodor zu gewährende Landentschädigung an Baireuth grenzen sollte. Wenn der Kö-

1) Vollst. Samml. II, 424. V, 230—231; in der preußischen Note vom 13. Juni (I, 366) heißt es, der König habe die Angelegenheit der Markgrafschaften in seinen Plan aufgenommen, parceque la Cour de Vienne l'a desiré und um künftigen Streitigkeiten schon jetzt vorzubeugen.

2) Letzterer ist das sogenannte Innviertel, welches Maria Theresia 1745 nach dem Tode Carl Albrechts von Maximilian Joseph hatte eintauschen wollen.

3) Vollst. Samml. II, 427.

nig weiter einen Austausch der schwäbischen Lehen und der Herrschaften Wiesensteig und Mindelheim in Aussicht nahm, so dachte er gewiß daran, sie ebenfalls in Verbindung mit Baireuth oder Ansbach zu bringen. Uebrigens sprach er gerade nicht sein letztes Wort. Dem friedfertigen Prinzen Heinrich schrieb er am 2. Juni: „Mag der Kaiser etwas mehr in Baiern behalten, mag er entweder Limburg oder Geldern dem Churfürsten von der Pfalz abtreten, das wird den Bruch nicht herbeiführen; aber darauf kommt es an, daß man sich über die Hauptpunkte so wie über die Entschädigung Sachsens und die Erbfolge in den Markgrafschaften verständigt[1]).

Da schon der allgemein gehaltene Vorschlag vom 7. Mai dem Kaiser im höchsten Grade mißfallen hatte, so mußten die ziemlich ausgeführten Grundzüge seine Leidenschaft noch mehr steigern. Uebrigens hielt er den „abgeschmackten" Plan des Königs für geeignet, die Begeisterung zu schwächen, welche dessen Uneigennützigkeit für einen Augenblick in Europa hervorgerufen hätte. Joseph wollte das Ziel, das er sich gesteckt, auf dem Wege der Unterhandlung wirklich erreichen oder die Sache mit dem Schwert in der Hand beilegen; er beharrte jedoch standhaft bei dem Glauben, daß der Wiener Hof nicht übel fahren würde, wenn er nur fest bliebe. Darum bat er die Mutter, sie möchte sich gegen alle, die zu ihr kämen, dahin äußern, daß sie den Krieg für unvermeidlich hielte; das würde sich herumsprechen und vielleicht den Ausgleich beschleunigen[2]).

Diesem Wunsche des Kaisers willfahrte Maria Theresia um so lieber, als sie damit nur ihre wahre Meinung ausdrückte. Niemand übertraf sie an Friedfertigkeit; aber sie hatte nun einmal ihrem Sohne die Leitung dieser Angelegenheit überlassen. Sie sah manchmal besser als Joseph; sie erkannte z. B. sehr wohl, daß die der ihrigen verwandte Gesinnung des Prinzen Heinrich nichts entschiede[3]), daß es unmöglich sein würde, mit Hinterhalten vorwärts zu kommen. „Ich glaube, schrieb sie am 22. Mai an den Kaiser, es wäre nothwendig, einen Vertragsentwurf aufzustellen und zu sagen: so viel wollen und können wir aus Liebe zum Frieden und nicht mehr. Aber wir müssen wissen, was wir beabsichtigen, und darüber einig sein". Sie sprach dann die Hoffnung aus, daß es um den großen Tausch der Niederlande gegen Baiern sich nicht mehr handelte. Schon früher hatte sie davon abgemahnt, weil ihr dieser Verlust bedeutender schien als der von Schlesien; lieber möchte sie Straubing wieder fahren lassen, und nur, um aus der üblen Lage herauszukommen,

1) Schöning 75.

2) Arneth, II, 259.

3) Arneth II, 272.

könnte sie sich entschließen, das Erbgut, welches sie mit so vielen Sorgen sich erhalten, zu opfern. Hierauf hatte Joseph geantwortet: er gedächte die gesammten Niederlande nicht leicht aufzugeben, und niemals, ohne beträchtliche Vortheile davon zu tragen, die an Werth verlieren würden, wenn Friedrich deren gewänne[1]). Jetzt also rieth die Kaiserin von Neuem ab. „Der Theil Baierns, fuhr sie fort, den wir besetzt haben, kann uns in keinem Falle recht sein, und die 21 Aemter, welche nicht ohne Schein uns wieder abverlangt werden, schmälern ihn ungeheuer". Ihr Vorschlag ging nun dahin, die Innlinie von Waldmünchen bis Kufstein zu behaupten, aber nicht so, wie Joseph sie gezogen hätte, nahe bei München vorbei und Inn und Donau begreifend; denn hier würde der Vortheil zu sehr auf östreichischer Seite liegen, und das ganze übrige Baiern ein unsicherer Besitz werden. Man müßte sich weiter über die Salzbergwerke von Reichenhall verständigen, berechnen, was der abzutretende Bezirk mehr brächte, als der in Besitz genommene, und dafür einen Ersatz geben, z. B. Burgau, Falkenstein[2]).

Aus diesem Briefe könnte man schließen, daß Maria Theresia sich in den verflossenen fünf Monaten daran gewöhnt hatte, Niederbaiern als erworbenes Land zu betrachten, daß auch sie aus dem Vertrage vom 3. Januar Rechte herleitete, welche der König von Preußen weit entfernt war, anzuerkennen. Aber sie suchte wohl nur die Absichten ihres Sohnes zu ermäßigen. Es erschien ihr als der Hauptfehler der östreichischen Politik, daß man zu weitgreifende Pläne verfolgte und deshalb mit der Sprache nicht recht herauskäme. Jedoch der Kaiser bezeigte keine Lust, ihrem Rathe zu folgen. Er meinte, wenn der Friede zwischen den beiden Staaten gesichert wäre, wenn Carl Theodor und der Herzog von Zweibrücken auf preußischen Beistand nicht mehr rechnen dürften, dann würde der Wiener Hof bei ihnen den in erster Linie beabsichtigten und allein angemessenen Austausch des Ganzen eben so erreichen, wie der König den seinigen bei dem Churfürsten von Sachsen; aber so müßten die Kanonen die Angelegenheit erledigen. Am 1. Juni dachte Joseph, wie man sieht, noch an die Erwerbung des gesammten Landes. Darüber, was er als Entschädigung bieten wollte, spricht er sich nicht deutlich aus. Wenn wir die verschiedenen Aeußerungen vergleichen, so scheint es, als ob er bereit war, außer den östreichischen Stücken in Schwaben noch

1) Arneth II, 228. 233. 235.

2) Arneth II, 256. Nach einer Berechnung des Staatskanzlers verlor Oestreich zwei Millionen Einkünfte, wenn es die Niederlande abtrat; dagegen kam Carl Theodor um eine Million zu kurz, wenn er sich mit den Entschädigungen begnügte, welche der Wiener Hof ihm sonst anzubieten hatte. Ebendas. 296.

Theile der Niederlande zu opfern, z. B. Luxemburg [1]). Mit einem gewissen Erstaunen erfahren wir aber, daß er den Einfall gehabt hat, das zu Mainz gehörige Gebiet von Erfurt dem Churfürsten Friedrich August zu geben, ein Gedanke, mit welchem Maria Theresia sehr unzufrieden war; an der Säcularisation nahm sie, so viel wir sehen, keinen Anstoß, es verletzte sie nur, daß der Churfürst von Mainz, der sich wahre Verdienste um Oestreich erworben hätte, zu Gunsten von Sachsen, welches jederzeit so elend handelte, beraubt werden sollte. Im April hatte der Kaiser, ohne von Truppen und Bündniß zu reden, dem Churfürsten Friedrich August und seiner Familie für den Fall, daß derselbe gegen alles Erwarten von den Preußen sich angegriffen sähe, das Prager Schloß zum Aufenthaltsort anbieten lassen, aber zu seinem großen Verdruß einen ablehnenden Bescheid empfangen. Das konnte Maria Theresia nicht vergessen [2]).

Die umfassenden Pläne, die Joseph im Kopfe trug, verhinderten ihn allerdings, über den Austausch offen zu sein. „Das Wesentliche ist, schrieb er am 1. Juni, daß wir fest bleiben. Die Kosten sind gemacht, das Ansehen der Monarchie verlangt es, und es ist hundertmal besser zu weichen, nachdem wir unglücklich gewesen und wiederholt geschlagen worden sind, als vorher; denn jenes ist ein Mißgeschick, dieses würde dagegen ein Geständniß der Schwäche, der Ohnmacht sein und die Monarchie den zweiten Mächten einreihen". Joseph glaubte noch immer, daß Friedrich sich sehr besinnen würde, das Wort Marsch auszusprechen, „und wenn er nachgiebt, schrieb der Kaiser, so ist es der schönste Sieg" [3]).

Am folgenden Tage kam in das östreichische Hauptquartier die Depesche, welche der Staatskanzler als Antwort auf den preußischen Vorschlag nach Berlin schickte. Joseph war nicht ganz mit ihr zufrieden, sie athmete ihm Furcht, Schwäche, Lust, den Krieg fast unter allen Umständen zu vermeiden, und er änderte deshalb mehrfach sowohl in den Verhaltungsbefehlen, die dem Grafen Cobenzl gegeben wurden, als in dem vorweisbaren Schreiben. „So werden wir eher wissen, woran wir sind, schrieb er an die Mutter, und das wird gut sein". Er wollte den König über den Ernst seiner Absichten aufklären, wie er dem Fürsten Kaunitz meldete. Schon vorher scheint wieder zwischen den beiden Männern, welche die östreichische Politik leiteten, nicht mehr das beste Verständniß obgewaltet zu haben; denn die für Berlin bestimmten Papiere waren, wie Joseph ausdrücklich bemerkt, ohne begleitende Zuschrift von

1) Arneth II, 259.

2) Arneth II, 257. 217. 230. 234.

3) Arneth II, 266. 267.

Kaunitz an ihn gelangt [1]). Er setzte nun in unfreundlicher Weise dem Staatskanzler seine Meinung auseinander und traf dann weitere Vorkehrungen für den Fall, daß die Waffen entscheiden müßten.

In dem ersten Kriegsrathe, der am 18. April in Königgrätz abgehalten worden war, hatte man sich dahin entschieden, das Heer zwischen Jungbunzlau und Gitschin in Dörfern und Städten einzuquartieren und zwei kleinere Abtheilungen weiter vorzuschieben; es sollten nämlich bei Leitmeritz und Lowositz vier Regimenter Infanterie, zwei Regimenter Cavallerie und alle Carlstädter Croaten unter dem Fürsten Carl von Liechtenstein und sechs Regimenter Infanterie, drei Regimenter Cavallerie und Warasdiner Kroaten mit ihren Husaren bei Jaromirsch unter dem General-Feldzeugmeister von Elrichshausen Stellung nehmen. In Mähren versammelte der Schwager des Kaisers, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, ein Heer; aber noch im April beschloß man, dasselbe, bevor es zum Bruche käme, nach Böhmen zu ziehen und nur 12000 Mann zurückzulassen, die sich in die Festung Olmütz werfen sollten, wenn der König von Preußen mit ganzer Macht in Mähren einfiele. Galizien entblößte man beinahe von Truppen. „Wir setzen hierdurch, schrieb Joseph am 27. an seine Mutter, einen ausgedehnten Landstrich der Gefahr aus, geplündert und verwüstet zu werden; aber wir müssen auf das Wesentliche sehen und so viel als möglich beisammen bleiben, um uns gegenseitig zu unterstützen und den Feind an der Vereinigung zu hindern" [2]).

Die Anstalten, die man traf, waren nur auf Abwehr gerichtet. Nicht allein wollte die Friedensliebe der Kaiserin den Krieg auf die Vertheidigung eingeschränkt wissen, sondern es geschah auch aus Rücksicht auf Frankreich, dessen Beistand man auf Grund des Vertrages von 1756 noch immer zu erlangen hoffte. Der Kaiser bestimmte mit den Feldmarschällen Lascy und Hadik, welche Orte an der oberen Elbe verschanzt und verpallisadirt werden müßten, damit sich dort ein kleineres Corps gegen ein stärkeres halten könnte; schon vorher hatte man angefangen, Königgrätz in eine Festung umzuwandeln. Dann eilte Joseph nach dem Westen und gab an, wo sich am besten Vorkehrungen zum Schutze Böhmens gegen die Lausitz hin treffen ließen. Nur wegen des Passes, der über Basberg nach Sachsen führte, befand er sich in einiger Verlegenheit; aber er hoffte, nach Ankunft aller Regimenter Mittel zu finden, auch nach dieser Seite hin zu sorgen [3]). Im Mai arbeitete man

1) Arneth II, 270. 271.

2) Arneth II, 205. 226. 227.

3) Arneth II, 239. 245.

unablässig an den Werken, die angeordnet worden waren; von jedem Vortheil, welchen die Gegend darbot, machte man den schicklichsten Gebrauch. Weil man nun gegen die Lausitz hin über die einzunehmende Stellung noch nicht ganz im Klaren war, so reiste der Kaiser am 3. Juni dahin ab, um das Fehlende nachzuholen, und es wurden die nothwendigen Bestimmungen in den nächsten Tagen getroffen [1]).

Während die Oestreicher für die Vertheidigung arbeiteten, bereitete sich Friedrich für den Angriff vor. Die Truppen, mit denen er selbst in den Kampf einzutreten gedachte, waren seit dem 4. Mai versammelt und standen, ungefähr 80000 Mann stark, zwischen Reichenbach und Neisse, von wo sie entweder in Böhmen oder in Mähren einfallen konnten. Das andere Heer dagegen, welchem der Prinz Heinrich zum Oberbefehlshaber gegeben worden war, hatte seine Quartiere noch in der Umgegend von Berlin; denn es sollte nach Sachsen erst vorrücken, wenn sich die Unterhandlungen fruchtlos erwiesen. Der König versprach aber am 6. Mai seinem Bruder, daß er, um einen Vorsprung ihm zu geben, von dem drohenden Bruche schon im voraus ihn unterrichten würde; ferner rieth er, nach Kottbus und Peitz ein Corps vorzuschieben. Er glaubte damals noch an die Absicht der Oestreicher, das Kriegstheater in der Lausitz aufzuschlagen, und er wollte deshalb, um dem Prinzen den Einmarsch in Sachsen zu erleichtern, in Böhmen Einfälle machen, wie wenn er mit allen seinen Truppen dorthin vorzurücken gedächte, dadurch eine feindliche Heeresabtheilung nach Königgrätz ziehen und erst, wenn Heinrich über Dresden hinausgekommen wäre, nach Mähren gehen und daselbst eine Schlacht liefern. Am 23. schrieb er: „Ich rechne darauf, daß Sie die Preußen schon nach Kottbus gelegt haben; denn das ist jetzt wichtig" [2]). Aber der Prinz hatte das noch nicht gethan, und er theilte dem Bruder bald darauf Nachrichten mit, welche Letzteren für einen Augenblick ein glückliches Ende der Unterhandlungen hoffen ließen. „Wenn das alles ganz sicher ist, antwortete der König am 28., dann ist Aussicht auf Frieden vorhanden, obgleich in Betreff der Erbfolge in Ansbach und Baireuth noch einige Schwierigkeiten werden zu beseitigen sein". Jedoch schon am folgenden Tage schnitt er dem Prinzen diese Hoffnung wieder ab; er ersah aus dem, was Cobenzl zu seinen Ministern gesagt hatte, daß die bairische Sache durch Federstriche sich nicht würde abmachen lassen. Die Antwort auf seine Vorschläge mußte der König freilich abwarten; aber er war schon jetzt entschlossen, nach Empfang derselben vom Wiener Hofe den letzten Bescheid zu fordern und

1) Arneth II, 268. 275.

2) Schöning 66. 71.

dann den Krieg anzukündigen; denn er schaute mit hellem Blick in die Zukunft und gab sich über die Absichten des Gegners keiner Täuschung hin. Er entwickelte bei dieser Gelegenheit wiederum seine Gedanken über die Eröffnung der Feindseligkeiten. Heinrich sollte nun die Oestreicher bei Leitmeritz angreifen und sich, wenn er sie zurückgeworfen, in der Vertheidigung halten, bis Friedrich den Kaiser durch einen Einfall in Mähren genöthigt hätte, Truppen hierher zu schicken. Es war der alte, den etwas veränderten Verhältnissen angepaßte Plan. Mähren erschien ihm deshalb so geeignet für eine Ablenkung der feindlichen Streitkräfte, weil die großen Familien daselbst ihre Güter hätten, und man von hier dem Wiener Hofe Besorgniß für seine Hauptstadt einflößen könnte, deren Erhaltung dem Hause Habsburg noch ganz anders als die von Prag am Herzen liegen müßte. „Das wäre doch der Teufel, schrieb am 29. der König, wenn wir mit diesen Leuten nicht fertig würden. Nichts wird auf Cobenzl mehr Eindruck machen, als das Corps, welches nach Kottbus und Peitz marschiren soll. Es giebt Augenblicke, wo der östreichische Hochmuth sich schmeichelt, daß seine Anordnungen uns Schrecken einjagen, und diesen Irrthum muß man ihnen bei jeder Gelegenheit benehmen“ [1]).

Am 1. Juni zog endlich der General von Möllendorf mit acht Bataillonen und fünfzehn Schwadronen von Fürstenwalde weg und traf am 3. in Kottbus ein. Hieraus vermuthete Joseph, daß der Hauptschlag des Feindes von der Lausitz her geführt werden würde. Darum empfing der Herzog von Sachsen-Teschen den Befehl, mit den Regimentern, die bestimmt waren, nicht in Mähren zu bleiben, den Grenzen Böhmens allmählich und in der Stille sich zu nähern; denn er sollte zusammen mit Elrichshausen die wichtige Stellung bei Jaromirsch behaupten. „Wenn wir es versäumten, schrieb Joseph am 6. Juni, diesen Marsch zu rechter Zeit zu machen, und der Prinz Albert nicht vor Friedrich in Königgrätz wäre, so würde der ganze Vortheil unserer Stellung verloren sein und der Feldzug schlecht angefangen werden“. Der Kaiser gedachte, nach der Isar hin vorzurücken, wenn sein Schwager bis in die Gegend von Königgrätz gekommen wäre, und so die Verbindung mit der andern in der Nähe der Lausitz lagernden Heeresabtheilung zu gewinnen [2]).

Hierdurch zerfloß die Freude, welche die Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte dem Könige von Preußen bereitete. Doch erfuhr er die eintretende Veränderung erst spät. Seit dem Anfange des Juni fiel es ihm schwer, von der Stellung der Oestreicher Kenntniß zu erlangen; zwei seiner besten Spione wurden ihm gehängt. Das war um so un-

1) Schöning 72. 74.

2) Arneth II, 275. 279. 284.

angenehmer für ihn, je mehr er entschlossen war, den Krieg zu erklären. Die Nachrichten, die er am 4. von Riedesel aus Wien empfing, bestärkten ihn in seiner Ansicht von der Nutzlosigkeit der Unterhandlung, und er trug noch an demselben Tage seinen Ministern in Berlin auf, nach der Conferenz mit dem östreichischen Gesandten den letzten Entschluß von dem Wiener Hofe zu fordern [1]).

Am 7. Juni fand die Zusammenkunft statt. Die Antwort, welche Cobenzl überreichte, war so ungenügend, wie Friedrich es vorausgesehen, sie enthielt nichts Neues, und eben so wenig befriedigten die mündlichen Erläuterungen des Grafen, denen zufolge Maria Theresia Willens war, den lehnsherrlichen Rechten der Krone Böhmen in Sachsen und Baireuth und dem Rückfallsrechte, welches sie auf die Lausitz hatte, zu entsagen [2]). Friedrich befahl am 9. wiederum seinen Ministern, das Ultimatum zu verlangen. Ihm lag nun ebenfalls daran, „dieser ganzen Trödelei ein Ende zu machen und zu erfahren, woran er denn wäre"; deswegen empfing auch Riedesel noch den Auftrag, eine unumwundene Auskunft über die Entschädigungen, welche der Wiener Hof dem Churfürsten Carl Theodor gewähren wollte, vom Staatskanzler zu fordern; dieser sollte sehen, daß von seiner Antwort die Entscheidung über Krieg und Frieden abhinge. Frankreich, Rußland, Sachsen und Zweibrücken wurden von dem Stande der Unterhandlung in Kenntniß gesetzt und auf den drohenden Bruch vorbereitet. Zwanzig Bataillone marschirten am 11. Juni nach Pischkowitz in der Nähe von Glatz, um dort ein Lager zu beziehen [3]). Oestreich mußte nun seine Wahl treffen.

Joseph blieb unbeugsam, entschlossen, über den Tausch, den er beabsichtigte, dem Könige von Preußen nicht eher Auskunft zu ertheilen, als bis die Heere sich getrennt hätten, und es lieber zum Aeußersten kommen zu lassen. „Es wäre doch entsetzlich, schrieb er an Maria Theresia, wenn wir nach so vielen Unkosten und Mühen und nachdem wir ein solches Heer versammelt haben, einen schimpflichen, entehrenden und nachtheiligen Vertrag schließen sollten, der hundertmal schlimmer sein würde, denn eine verlorene Schlacht". Er bat also, man möge bei den drei allgemein gehaltenen Forderungen vom 31. Mai unerschütterlich stehen bleiben und den König zwingen, entweder anzugreifen oder nachzugeben [4]).

1) Schöning 75. 76.

2) Vollst. Samml. I, 360. III, 160.

3) Schöning 78. 79. Das Mémoire du Ministère Prussien remis au Comte Cobenzl le 13 juin steht z. B. in der Vollst. Samml. I, 364.

4) Arneth II, 294. 296.

Mit ganz anderen Augen betrachtete dagegen Maria Theresia die preußische Note, welche sie ganz angemessen fand. „Leider sind wir es, die gefehlt haben, antwortete sie dem kriegslustigen Sohne, da wir mit der Sprache nicht herauskommen, und wir können es nicht, weil wir Ungerechtes wollen, das wir durch die Ereignisse zu gewinnen hofften oder durch den Köder der Lausitz. Ich habe stets behauptet, diesmal ist es dem König unmöglich zurückzutreten und seiner unbilligen Denkungsart — d. h. seinem Vortheile — zu folgen, ohne sich zu sehr zu entlarven; er ist zu weit gegangen, und diese Antwort bringt uns den Krieg"[1]). Maria Theresia beurtheilte die Lage des Königs weit unbefangener als ihr Sohn, welcher an Friedrichs Absicht, im Nothfalle den Krieg anzufangen, nicht recht glauben wollte. Falsche Voraussetzungen führen aber zu falschen Handlungen.

Und sprach denn nicht viel für einen Vergleich? Der amtliche Bericht über die östreichischen Finanzen aus dem Ende des verflossenen Jahres hatte von Neuem bewiesen, daß die Gesammteinnahme kaum hinreichen dürfte, die Friedenseinrichtungen zu decken, wenn die Ausgaben nicht sehr ermäßigt würden. Durch die großen Kriegsrüstungen schwoll die Verlegenheit natürlich ungeheuer an, und indem auch die Engländer, Franzosen und Sachsen Geld suchten, waren Anleihen äußerst schwierig zu bewerkstelligen; hier empfing man viel weniger als man wünschte, dort wurde man gänzlich abgewiesen. „Nichts wird bei den Oestreichern bezahlt, meldete Friedrich am 28. Mai seinem Bruder, man hat für das in die Magazine gelieferte Getreide kein Geld gegeben, die Offiziere bekommen nur Papier, mit einem Wort, einzig und allein Lebensmittel und die Artilleriepferde sind bezahlt worden." Einige Stellen in den Briefen der Kaiserin an ihren Sohn bestätigen die Größe der finanziellen Noth, und als wider Erwarten sechs Millionen in Belgien aufgebracht wurden, schöpfte Maria Theresia daraus einen neuen Grund, diese güten Lande nicht für die „bairischen Bauernlümmel" wegzugeben[2]).

Die Beziehungen zu den fremden Mächten boten auch wenig Trost. Aus Petersburg war der längst erwartete Bote zwar gegen den 22. April endlich zurückgekehrt; aber die Nachrichten, die er brachte, fand Maria Theresia nichts weniger als gut, und sie glaubte, daß der König von Preußen die 30000 Mann bekommen würde. So günstig standen freilich die Sachen für Friedrich keineswegs. Er empfing um diese Zeit wohl ein sehr verbindliches Schreiben von Katharina mit einem Einschluß

1) Arneth II, 299.

2) Raumer V, 322. Schöning 72. Arneth II, 218. 255. 304.

an den Churfürsten von Sachsen, den er sogleich abschickte; doch er berichtete weiter dem Prinzen Heinrich: „Die Kaiserin kann sich noch immer nicht entscheiden, ob sie Krieg oder Frieden mit den Türken will. Es heißt, man läßt in Rußland die Dinge gehen, wie es Gott gefällt." Er hatte wenige Tage zuvor seinem Gesandten in Petersburg dringend ans Herz gelegt, durch den Grafen Panin der Czarin den Türkenkrieg zu verleiden; aber der russische Minister blieb dabei, daß man sich in die deutschen Angelegenheiten nicht einmischen könnte, weil man schonende Rücksichten auf den Wiener Hof zu nehmen hätte, damit dieser nicht die Pforte zum Bruche triebe. Panin rieth, den Anfang des Kampfes so lange zu verschieben, bis die Erhaltung des Friedens mit der Türkei sicher wäre; Rußland könnte sich keinesfalls auf zwei Kriege zu gleicher Zeit einlassen, die höchst wahrscheinlich beide lang und blutig sein und alle Hilfsquellen an Geld und Mannschaften erschöpfen würden [1]).

Wir haben hier den Schlüssel für die Politik, welche der Petersburger Hof für die nächsten Monate festhielt; denn heftig schwankte das Zünglein der Wage nach der Kriegsseite hin. Der Stand der Dinge zwischen Rußland und der Pforte war folgender. Durch Ueberredungen und hauptsächlich durch das Versprechen, einem stehenden Heere zu entsagen, hatte Schahin Girai die meisten Tataren an sich gefesselt; Ende Februars war sein Gegner Selim, nach einem mörderischen Gefechte zur Flucht genöthigt, auf türkischen Schiffen entwichen und Balaclava von den Russen besetzt worden. Schahin Girai, welcher nun wieder als einziger rechtmäßiger Chan dastand, machte der Pforte davon Anzeige und verlangte die geistliche Bestätigung des Sultans; aber seine Gesandten, die am 18. April in Constantinopel eintrafen, wurden gar nicht angenommen. Schon vorher hatte man hier dem Vertreter des Königs von Preußen erklärt: eher würden sich die Türken in Stücke hauen lassen, als von ihren drei Hauptbedingungen abstehen, daß die russischen Truppen aus der Krim abzögen, Schahin Girai aufgegeben und ein anderer Chan gewählt würde. Der Kapudan Pascha erhielt Befehl, mit neun Linienschiffen nach dem schwarzen Meere aufzubrechen. „Gehe hin und räche die Schmach der Osmanen!" lauteten die Schlußworte des großherrlichen Fermans. Umgekehrt beschäftigte sich auch Rußland ernstlich mit dem Feldzugsplan und beschloß, mit drei starken Heeresabtheilungen in den Krieg zu ziehen, wenn sich derselbe nun einmal nicht vermeiden ließe [2]). Die Angelegenheiten der Krim wogen in den Augen

1) Schöning 58. Zinkeisen VI, 204; der Bericht des Grafen Solms ebend. 205 ist wohl vom 28. April.

2) Zinkeisen VI, 169. (927). 170. 197. 196. 199.

der Kaiserin Katharina nothwendiger Weise viel schwerer, als die bairische Sache.

Um den Anfang des Mais empfing der Petersburger Hof von dem östreichischen Staatskanzler Mittheilung über das, was bis zum 1. April zwischen Wien und Berlin verhandelt worden war. Außerdem setzte Maria Theresia in einem eigenhändigen Schreiben ihr Verhalten und das des Königs von Preußen der Kaiserin Katharina auseinander und überließ ihr die Entscheidung, wer als der angreifende Theil betrachtet werden müßte. Sie jammerte darüber, daß sie in ihrem Alter zu einem neuen Kriege gezwungen würde, daß sie in einem Augenblick aus dieser Welt abgerufen werden könnte, wo ihr Gemüth für die andere völlig unvorbereitet wäre. Nach Versicherungen großer Freundschaft und Anhänglichkeit forderte Maria Theresia die Kaiserin von Rußland auf, als Christin und als Herrscherin ihren Einfluß beim Könige von Preußen zu gebrauchen, damit er von seinen bisherigen unzulässigen Forderungen abstände. Bald darauf kehrte der General Kaunitz, ein Sohn des östreichischen Staatskanzlers, aus Petersburg, wo er Gesandter war, zurück, bezaubert von der Czarin und mit einer Erwiederung voll schöner Worte, die aber Maria Theresia nicht täuschten. „Niemand, schrieb sie an Joseph, spricht auch nur von Vermittelung". Das war also die stille Hoffnung gewesen, die ihr die Feder in die bebende Hand gedrückt[1]).

Während sich der Wiener Hof der Besorgniß nicht entschlug, daß doch das russische Bündniß noch die Streitkräfte des Gegners vermehren würde, schien das französische für ihn selbst ohne Frucht bleiben zu sollen. Allerdings trat ein Ereigniß ein, welches ihm sehr nützlich werden konnte. Ludwig XVI weidete sich endlich an der Aussicht, Vater zu werden. Maria Theresia nahm die Nachricht von der Erfüllung eines längst gehegten Wunsches mit einer gewissen Gleichgiltigkeit auf, so unablässig dachte sie der Gefahren, die ihrem Sohn und ihren Ländern drohten; dagegen belebten sich sogleich die Hoffnungen des Kaisers. Allein auch jetzt erlangte seine Schwester keinen Einfluß, die französische Regierung ging vielmehr auf dem einmal eingeschlagenen Wege der Neutralität beharrlich weiter; es kam vor, daß Marie Antoinette von wichtigen Beschlüssen durch den östreichischen Gesandten die erste Kenntniß erhielt[2]).

Im Anfange des Juni erneuerte Kaunitz seine Bemühungen in Versailles, jedoch mit dem nämlichen schlechten Erfolge. Die Antwort, welche Vergennes gab, läßt vielmehr durchblicken, daß er an die Rechtmäßigkeit

1) Raumer V, 384. Arneth II, 249. Schöning 70. Vgl. Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette. 260.

2) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 262.

der Ansprüche des Wiener Hofes wenig oder gar nicht glaubte und über die Größe des von Oestreich besetzten Landstriches stutzig geworden war. Er weigerte sich sogar, in Berlin eine Sprache zu führen, die den König von Preußen einem Vergleiche geneigter machen könnte. Kaunitz hatte noch den sonderbaren Einfall gehabt anzufragen, was geschehen würde, wenn der Kaiser die Garantie des westphälischen Friedens anriefe. Vergennes wies aber nicht nur darauf hin, daß die Gegner dies schon gethan hätten, sondern er stellte weiter eine Ansicht auf, welche sich hören ließ. „Wenn der Landfriede gestört ist, erwiederte der gewandte Minister, so gebührt es den im Reichstage versammelten Ständen, zu erklären, wer ihn gebrochen hat; könnte jedes Mitglied nach seinem Belieben die Garantie verlangen, dann würde das bei dem geringsten Anlaß erfolgen, und die so weise festgesetzte Ordnung verkehrt werden"[1]). Die Absicht des Staatskanzlers war ohne Zweifel dahin gegangen, die französische Vermittelung, die auf der offenen Heerstraße zurückgewiesen worden war, auf einem Seitenpfade noch einzuschleppen; aber der Krieg mit England legte dem Grafen Vergennes die Nothwendigkeit auf, staatsrechtliche Lehren zu behaupten, zu denen er sich unter andern Umständen schwerlich bekannt haben würde. Die Haltung, welche Georg III als Churfürst von Hannover in der bairischen Sache beobachtete, mahnte desgleichen zu vorsichtiger Behandlung der deutschen Frage; denn sowohl in Regensburg als anderwärts äußerte sich der König von England sehr heftig über das Verfahren des Kaisers und zeigte Lust zur Bildung eines Reichsheeres[2]).

Auch an den kleinen deutschen Höfen stieg die Mißstimmung gegen Wien. „Wenige Fürsten, schrieb Maria Theresia den 10. Mai, sind für uns, hauptsächlich nicht die protestantischen". In Baiern standen die Einwohner ganz auf Seiten der verwittweten Herzogin Anna Maria, die von dem Wunsche durchglüht war, daß auch nicht das geringste Stück Landes an Oestreich abgetreten werden sollte. Sie unterhielt einen vertrauten Briefwechsel mit dem Grafen Görtz. Am 30. April hatte sie diesem geschrieben: „Es wäre schön, eine alternde Pallas an der Spitze der Baiern zu sehen! Ich möchte die Geister meiner Ahnen herbeirufen, um das Vaterland zu retten, so empört fühle ich mich; es giebt selbst Augenblicke, wo ich ehrgeizig genug bin, um Wünsche zu hegen und zu bedauern, daß ich nicht Churfürst bin"[3]). In verwandtem Geiste wirkte die Ministerialdeputation, welche für die Grenzberichtigung eingesetzt war.

1) Flassan VII, 201—203.

2) Schöning 58. 61. 63. Arneth II, 323.

3) Arneth II, 246. 288. Denkwürdigkeiten des Grafen Görtz I, 70.

Sie widersetzte sich, als Carl Theodor vorläufig, dem Ansinnen Oestreichs Folge leistend, ihr auftrug, in Betreff der 21 im Theilbriefe von 1353 nicht genannten, aber ihrer Lage wegen besetzten Aemter aus alten Registern, Dokumenten und Protokollen zu beweisen, daß keines derselben zum Straubinger Baiern gehört hätte; sie verlangte dann auch Orte zurück, die im Theilbrief aufgezählt waren. Die Stellung des Churfürsten in München ward immer unbehaglicher, und er beschloß nach Mannheim zurückzukehren [1]).

Bei dieser Lage der Dinge war die Besorgniß Maria Theresias von Tage zu Tage gestiegen. Sie fürchtete, mit dem Beginne des Krieges den Verstand zu verlieren. Wie oft hatte sie ihren Sohn auf das Herzlichste gebeten, Frieden zu schließen! Indem sie ihren höchsten Wunsch am 21. Juni dringend wiederholte, setzte sie traurig hinzu: „Es lohnt wohl nicht der Mühe. Mein Gott, welch unglückseliger Gedanke war dieses Niederbaiern; denn ich kann nicht glauben, daß es noch die Absicht ist, das Ganze gegen die Niederlande einzutauschen". Aber der Kaiser blieb seinem Entschluß unerschütterlich treu, und Kaunitz entsprach diesmal den empfangenen Weisungen so gut, daß Joseph an der neuen Depesche nichts auszusetzen fand und nichts hinzuzufügen wußte. Er beförderte dieselbe sogleich weiter und unterrichtete dann die verschiedenen Befehlshaber davon, daß er den Bruch für sehr nahe hielte, damit sie auf ihrer Hut wären. „Binnen acht Tagen, schrieb er gegen Ende des Monats an Maria Theresia, haben wir Krieg, oder der König ist ein Prahler und fängt ihn nicht mehr an. Ich bekenne, die Zeit ist kritisch; aber es giebt unter den gegenwärtigen Umständen keinen andern Ausweg. Es handelt sich nicht sowohl um Baiern, als um das Ansehn oder die Erniedrigung des Staates. Der Krieg kann unglücklich sein, doch das wird nie so schlimme Folgen haben, als wenn wir vor den Drohungen dieses Menschen zurückweichen" [2]).

Wie der Kaiser die Mutter, so mußte Friedrich der Große den Bruder beschwichtigen; denn je mehr sich die Friedensaussichten verfinsterten, desto unruhiger wurde der Prinz Heinrich. Er sah Alles schwarz, malte sich die Zukunft traurig aus und fürchtete krank zu werden [3]). Der König, der sich hierüber betrübte, suchte wiederholt den niedergeschlagenen Muth des Bruders aufzurichten. Am 11. Juni ließ er, wie erwähnt,

1) Vollst. Samml. I, 173 ff. 182. 189. 489. 502. Arneth II, 248. 288. 297.

2) Arneth II, 277. 302. 307. 309.

3) Schöning 81 (vom 17. Mai) und 77.

zwanzig Bataillone nach Pischkowitz aufbrechen. Seine Absicht war, einen Theil der feindlichen Streitkräfte wider sich zu lenken und sie durch fortgesetzte Streifzüge bis Jaromirsch hin zu beschäftigen. Inzwischen sollte der Prinz Heinrich in Böhmen einrücken und die ihm gegenüber befindliche Macht umgehen, besiegen oder aus ihrer Stellung vertreiben. Dann wollte der König die Glätzer Truppen zur Deckung von Niederschlesien stehen lassen, bis er in Mähren über den Herzog Albert einige beträchtliche Vortheile davongetragen hätte. „Das wird, schrieb er, das Schicksal des Feldzugs hoffentlich entscheiden" [1]). Ungern vermissen wir die Briefe des Prinzen aus dieser Zeit; die Antwort auf die eben mitgetheilte Meldung muß besonders kläglich ausgefallen sein. Friedrich erinnerte nun seinen Bruder daran, wie sie vormals oft mit 26000 Mann gegen 60000 Feinde glücklich gewesen wären; jetzt hätte Heinrich mit Einschluß der Sachsen 80000, und er selbst ungefähr eben so viel. „Ist Ihnen übrigens, fuhr der König fort, dieser Krieg zuwider, so dürfen Sie mir es nur sagen, wie mein Bruder Ferdinand, und es steht Ihnen frei, sich davon zu entbinden. Aber im Grunde sehe ich nicht, fügte Friedrich begütigend hinzu, was Sie so sehr beunruhigt. Ich bin hier mit meinem Heer und werde nicht eher fortgehen, als bis Sie in Böhmen sind". Er betrachtete den Krieg für so gut wie erklärt. „Es ist unmöglich, schrieb er, zurückzuweichen, ohne seine Ehre zu verlieren, und die Antwort, die man erwartet, wird sicherlich nicht befriedigend sein. Rechnen Sie also auf den Krieg und legen Sie alle jene Friedensgedanken, die jetzt unpraktisch sind, bei Seite" [2]). Der Prinz scheint hauptsächlich von dem Marsche des Königs nach Mähren Unheil für sich gefürchtet und diesem deshalb abgerathen zu haben. Aber Friedrich erklärte, daß er, ohne sich sehr in Nachtheil zu setzen und grobe Fehler zu begehen, den Feldzugsplan nicht ändern könnte; dagegen versprach er wiederum, zu warten, bis Heinrich die Truppen, die er in Böhmen vor sich fände, zurückgeworfen hätte. „Guter Muth und Selbstvertrauen, schloß er, und ich bürge dafür, daß der Kaiser, so sehr er Cäsar ist, lernen wird, Wasser in seinen Wein zu gießen" [3]).

Eben damals, am 21. Juni, stand der Herzog Albert mit seiner ganzen Macht in der Nähe von Jaromirsch, und Joseph verlegte nun sein Hauptquartier von Hluschitz, welches ungefähr fünf Meilen davon

1) Schöning 79.

2) Schöning 54 (vom 17. Juni). Wie hier, so giebt der König die Stärke der Preußen und Sachsen auch am 15. Nov., S. 201 und in seinen Mémoires de la guerre de 1778 auf 160000 an. Die Oestreicher hatten dagegen 170000 Mann; Arneth II, 368. 371.

3) Schöning 82. 83.

entfernt liegt, nach Mladiegow bei Sobotka, um der Lausitz näher zu sein [1]). Indem so die Mehrzahl des östreichischen Heeres gegen Sachsen hin stand, kam es nach dem Anfangs aufgestellten Grundsatze dem Könige zu, den Kampf zu eröffnen. Er wollte nun auch unmittelbar nach der Kriegserklärung in Böhmen einfallen, den Truppen bei Jaromirsch einige empfindliche Schläge versetzen und dadurch den Kaiser nöthigen, Verstärkungen eilig gen Königgrätz abzusenden; erst dann sollte der Prinz die Grenzen Sachsens überschreiten. Noch einmal setzte Heinrich auseinander, wie sich der Streit ausgleichen ließe. „Sie werden mir einen großen Gefallen thun, antwortete der König, wenn Sie die schönen Dinge, die Sie für den Frieden vorschlagen, den Oestreichern sagen und annehmlich machen; das ist es gerade, was ich von denselben fordere und was ich nicht erlangen kann". An dem nämlichen Tage noch empfing er aus Wien die Antwort des Staatskanzlers vom 24. Juni. Er meldete sogleich dem Bruder, daß er sich nun genöthigt sehe, den Krieg zu erklären; am 30. werde seine Depesche nach Berlin gelangen, am 1. Juli solle der Prinz marschiren und am 3. die Ankündigung der Feindseligkeiten erfolgen [2]).

Zur bestimmten Zeit empfing der Graf Cobenzl wirklich die ausführliche Note, durch welche die freundschaftlichen Beziehungen abgebrochen wurden. An demselben Tage begab sich der König in das Lager von Pischkowitz bei Glatz. „Es ist jetzt an mir zu handeln, schrieb er von da dem Prinzen, und an Ihnen, sich in der Vertheidigung zu halten, bis ich einigen Erfolg gehabt habe". Die Preußen drangen am 5. ungehindert bei Schlanay über die Grenze von Böhmen und marschirten gedrängt und starken Schrittes gegen die Stadt Nachod [3]). Dieser Mensch war kein Prahler!

Aber Friedrich wollte zugleich die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben und fremden Beistand gewinnen. Darum ging er zunächst an den Reichstag und gab der Versammlung durch eine sehr umfangreiche Schrift ziemlich ausführliche Kunde von den preußischen Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe [4]). Der König bemerkte darin über die

1) Arneth II, 291. 302.

2) Schöning 83. 85. 86.

3) Schöning 89. 90. Arneth II, 320.

4) Sr. K. Maj. von Preußen und Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg Erklärung an Ihre Hohe Mitstände des teutschen Reichs über die Bayersche Successionsangelegenheit und über die Ursachen, welche Hochdieselben nöthigen, sich der widerrechtlichen Trennung des Herzogthums Bayern zu widersetzen. Nebst Beilagen und Beweisen. Berlin den 3. Juli 1778. In der Vollst. Samml. I,

Vergleichsvorschläge, die er gemacht, daß dieselben in Ansehung der Natur der erhobenen Ansprüche viel zu vortheilhaft wären und die Rechte des pfälzischen Hauses zu sehr verletzten; aber es wäre dies, fügt er entschuldigend hinzu, nur in der Absicht und Erwartung geschehen, daß jenes Haus sich entschließen würde, dem Ruhestand und dem gemeinen Besten von Deutschland etwas aufzuopfern, nachdem die Erbschaftsangelegenheit einmal durch die gar zu große Nachgiebigkeit seines Hauptes eine so schlimme Wendung genommen. Er wollte die Vereinigung der Länder Ansbach und Baireuth mit der Chur Brandenburg und die Vertauschung derselben mit der Lausitz nur auf den Antrag des Wiener Hofes eingeflochten haben und ohne Absichten von Vergrößerung und eigenem Interesse. Den östreichischen Vorschlägen warf er vor, daß sie unbestimmt und dunkel wären und daß sie, da sie den gar zu gefährlichen Vertrag vom 3. Januar bestehen ließen, die Austauschung und also den Verlust von ganz Baiern für das pfälzische Haus nach sich ziehen könnten. Er legte dann seinen Mitständen, „ohne vorzugreifen oder sich ein Richteramt anzumaßen“, die Grundsätze dar, nach welchen er das Recht der bairischen Erbfolge und den darüber ausgebrochenen Streit betrachtete. Die Erörterung über die Ansprüche des Wiener Hofes, welche nun folgte, war sehr eingehend und wahrhaft vernichtend. Hierauf zeigte der König, daß Carl Theodor zu dem Abkommen nicht mit ganz freiem Willen, sondern mehr durch Ueberraschung und Drohung bewogen worden, und erbot sich, wenn der Zweifel weiter getrieben werden sollte, nöthigenfalls Geständnisse — d. h. das Schreiben des Churfürsten von der Pfalz an seinen Neffen vom 22. Januar — und dergleichen Beweise darüber beizubringen. Joseph II klagte der König an, als Mitregent des östreichischen Staates die Trennung von Baiern unternommen und als Kaiser noch nichts gethan zu haben, um die wichtige Angelegenheit auf den reichsgesetzmäßigen Weg zu lenken. Dafür, daß er sich der äußerst verletzten Rechte vieler angesehener Fürsten und folglich der Sicherheit und Erhaltung des deutschen Reiches so sehr annahm, versprach er sich nicht allein den Beifall, sondern auch die Unterstützung aller patriotisch gesinnten Mitstände, die er zu den nachdrücklichsten und nicht mehr, wie am 16. März, zu den ehrerbietigsten Vorstellungen in Wien aufforderte, damit die bairische Erbfolge wieder in ihren früheren Stand gesetzt und zu rechtmäßiger Regulirung eingeleitet würde. Da er jedoch von diesem Schritte wenig hoffte, so schlug er den Mitständen weiter vor, die Hilfe der beiden Garanten des westphälischen Friedens wie auch anderer ansehnlicher Mächte, die an

421—483 (ohne den Anhang). Am 17. Juli las der Freiherr von Schwarzenau der Reichsversammlung die Schrift vor.

der Erhaltung des deutschen Reiches so vielen Antheil nehmen müßten, — d. h. Rußlands, — in Gemeinschaft mit ihm nachzusuchen.

Wenn die Stände das Verlangen des Königs erfüllten, so war Ludwig XVI nach der von seinem Minister aufgestellten Theorie zur Theilnahme verpflichtet; aber der Reichstag brachte Vergennes keineswegs in die Verlegenheit, auf neue Ausflüchte sinnen zu müssen. Uebrigens empfingen die fremden Mächte von dem Berliner Hofe die nämliche Belehrung in französischer Sprache [1]). So wurde nicht nur Deutschland, sondern auch Europa über die preußischen Absichten aufgeklärt. Die Beilagen enthielten den größten Theil der Noten, die zwischen Berlin und Wien gewechselt worden waren, und einige andere Aktenstücke, die Licht über die verschiedenen Streitpunkte verbreiten konnten. Der Lehnbrief, welchen der Kaiser Sigismund dem Herzog Albrecht von Oestreich gegeben haben sollte, wurde hier zum ersten Male vollständig mitgetheilt. Da der Anspruch auf Niederbaiern der wichtigste war und die Zeitgenossen Friedrichs des Großen und Josephs II über die Echtheit oder Unechtheit der genannten Urkunde sehr viel gestritten haben, so ist es wohl nothwendig, kurzen Aufschluß darüber zu gewähren.

Als im Jahr 1425 die Straubinger Linie des Hauses Wittelsbach erloschen war, machten die vier oberbairischen Herzöge Ludwig, Heinrich, Wilhelm und Ernst ihr Recht auf Niederbaiern geltend. Jedoch über die Art der Theilung konnten sie sich nicht einigen; denn Ludwig wollte das Ganze, Heinrich ein Drittel, die beiden Brüder Wilhelm und Ernst jeder ein Viertel. Erst im Jahr 1429 wurde die Angelegenheit zu Presburg durch einen kaiserlichen Spruch in der letzten Weise geordnet. Sigismund erklärte zwar, daß nicht nur Nieder-, sondern auch Oberbaiern ihm und dem Reiche verfallen wären, weil die Herzöge und ihre Vorfahren das Land eigenmächtig getheilt und Bündnisse gemacht hätten, ohne Jemand auszunehmen, und aus andern Ursachen; aber er milderte zugleich die Strenge des Gerichts und gab ihnen seinen Zuspruch und das Recht, das er von Reichswegen zu den genannten Landen zu haben glaubte, und theilte die Erbschaft in vier Theile. Damit endigten lange Streitigkeiten. Wenn die letzteren den Deutschen von 1778 ziemlich unbekannt waren, so konnte doch über den Ausgang kein Zweifel herrschen, da eine Urkunde sehr ausführlich unterrichtete. Von einem östrei-

1) Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au demembrement de la Bavière. Vollst. Samml. I, 195 ff. und bei Hertzberg. Die französische Schrift wendet sich an Leser, welche die verwickelten deutschen Rechtsverhältnisse weniger kennen; die Erörterungen darüber sind daher etwas kürzer gefaßt; auch der Schluß weicht natürlich von dem der deutschen Schrift ab.

chischen Anspruch ist darin keine Rede. Deshalb war man sehr gespannt auf die Beweise, die der Wiener Hof vorbringen würde.

Kaunitz entledigte sich dieser Aufgabe gegen Preußen in der Beilage zu einer Depesche, die dem Freiherrn von Riedesel am 7. Mai überreicht ward, indem er Folgendes bemerkte: „Aus dem Urtheil von 1429 erhellt, daß die Ansprüche des Kaisers auf Niederbaiern als ein eröffnetes Reichslehen darin als richtig vorausgesetzt werden, daß also auch die auf eben diese kaiserlichen Ansprüche gegründete östreichische Belehnung aufrecht geblieben ist, daß die Wiederverleihung Niederbaierns an die oberbairischen Herzöge nicht von Rechtswegen, sondern aus großer und besonderer Gnade geschehen ist, daß endlich die ausdrückliche Clausel beigefügt worden: doch nehmen wir hierinnen aus klärlich aller andern Leute Rechte, die zu demselben Lande Zuspruch zu haben meinen. Nun ist bekannt, daß neben den bairischen Herzögen kein anderer Anforderer als der Kaiser und Herzog Albrecht aufgetreten sind, jede neue Verleihung erstreckt sich nur auf das neu belehnte Haus, und Kaiser und Reich hatten ihr Recht bereits an Oestreich übertragen, das also jetzt nach dem Erlöschen des bairischen Hauses in sein Recht wieder eintritt".

Kaunitz gab weiter an, daß das Belehnungsinstrument für den Herzog Albrecht in Struve's Corpus historiae germanicae stände. Das ist nun keineswegs der Fall; aber es findet sich dort der Hinweis auf eine längst gedruckte Kaiserurkunde sehr merkwürdiger Art vom 8. Juli 1426. Sigismund erklärt darin: er habe mit dem Rath etlicher Churfürsten und Fürsten vor Kurzem die Entscheidung den Bundesgenossen überwiesen, aber von Letzteren sei die Angelegenheit wieder auf ihn geschoben worden; er habe jedoch keine Zeit dazu, ja, er könne nicht in eigener Sache Richter sein, da er auch meine, Recht zu demselben Niederlande zu haben. Sigismund trägt nun dem Churfürsten von Mainz auf, ihm, dem Kaiser, dann den vier bairischen Herzögen, drittens dem Herzog Albrecht von Oestreich und andern, die einen Anspruch erheben, Tag und Ort zu verkündigen, sie oder deren Botschaft vorzuladen und die Angelegenheit mit Zuziehung der übrigen Churfürsten zu Ende zu bringen, damit Jedermann widerfahre, was sein Recht sei und was ihm an dem vorgenannten Niederlande gebühre.

Mehrerlei ergiebt sich aus der wichtigen Urkunde. Zuerst erfahren wir, daß Albrecht von Oestreich wirklich Forderungen erhoben hat; ob auf das Ganze, kann man nicht sehen. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß er nur einen Theil der Erbschaft gewollt hat; denn das Manngericht soll ja darüber erkennen, was Jedermann an dem Niederlande gebühret. Ferner ist am Kilianstage 1426 die Sache noch völlig unentschieden, und es frägt sich daher, ob der Lehnbrief, auf welchen sich

der Wiener Hof berief, vor oder nach dem 8. Juli ausgestellt ist. Endlich werden hier Sigismund und Albrecht als besondere Parteien aufgeführt, während der Staatskanzler behauptete, daß die östreichische Belehnung auf die kaiserlichen Ansprüche gegründet gewesen sei. Wir begreifen nach diesen Bemerkungen die Neugier, von welcher unsere Vorfahren im Jahre 1778 ergriffen waren, die der Welt bisher verborgen gebliebene Urkunde mitgetheilt zu erhalten, auf welche der kaiserliche Hof seine Rechte stützte; wir begreifen eben so das Aufsehen, das eine diese Neugier befriedigende Schrift machte, die am letzten April mit dem Wiener Wagen bereits nach Regensburg gekommen war. Sie führte den Titel: „Unparteiische Gedanken über verschiedene Fragen bei Gelegenheit der Succession in die von dem verstorbenen Churfürsten Maximilian Joseph rückgelassenen Länder und Güter". Der ungenannte Verfasser — der kaiserliche geheime Rath Schröter — gab dieselbe für eine Privatarbeit aus, bezog sich aber auf Urkunden und Verhandlungen, die nur im Wiener Archive zu haben waren, und seine Schrift ward unter den Augen des Hofes öffentlich in der Hauptstadt verkauft. Hier fand sich nun der Lehnbrief von 1426, wenn auch unvollständig, er ist vom 10. März. Darin sagt Sigismund: „Wir haben dem Herzog Albrecht sein Recht, das er zu dem Lande Niederbaiern hat oder haben soll, gnädiglich gereicht und geliehen". Hieraus erhellt nun unwidersprechlich, daß Kaunitz die Unwahrheit gesagt hat, wenn er die Belehnung auf die kaiserlichen Ansprüche gegründet sein läßt. Uebrigens ist es gewiß seltsam, daß Sigismund am 10. März dem Herzoge von Oestreich Niederbaiern gegeben und am 8. Juli dem Churfürsten von Mainz den Auftrag ertheilt haben soll, in dieser noch unerledigten Sache zu entscheiden.

Gegen die Schrift Schröters erschienen im Mai die „Betrachtungen über das Recht der bairischen Erbfolge" 1). Der ungenannte Verfasser — der preußische Minister Hertzberg — veröffentlichte im Anhang aus dem Münchener Archiv ein Schreiben des Kaisers an die Herzöge Ernst, Wilhelm und Heinrich von Baiern und an den Herzog Albrecht von Oestreich vom 19. October 1426. Sigismund meldet denselben, daß der Herzog Ludwig ihn um einen Investitur- und Einsetzungsbrief in das Fürstenthum Niederbaiern nach Ausweisung der goldenen Bulle gebeten, d. h. Ludwig wollte das ganze Land zugesprochen erhalten und zum Besitze desselben kommen. Der Kaiser zeigt weiter an, er habe das nicht

1) Vollst. Samml. I, 568 ff. Vier Monate sind seit dem Tode des Churfürsten von Baiern verflossen (p. 596, eben so Abh. u. Mat. I, 1, 106). In der französischen Uebersetzung (Hertzberg's Rec. II, 19) werden fünf Monate genannt, weil sie später erschienen ist; die Angabe février in der Ueberschrift ist falsch.

gethan, weil er jenen ihr Recht verliehen, doch dem Herzog Ludwig unschädlich an seinen Rechten. Hertzberg schloß aus diesem und dem andern an den Churfürsten von Mainz gerichteten Schreiben so wie aus dem Lehnbriefe, daß Albrecht nicht des Reiches, sondern sein eigenes Recht als Schwestersohn des letzten Herzogs von Baiern-Straubingen empfangen hätte. Dagegen läßt sich auch nichts einwenden. Aber es scheint noch weiter daraus hervorzugehen, wiewohl es bisher nicht bemerkt worden ist, daß die Herzöge Wilhelm, Ernst, Heinrich und Albrecht gleichmäßig belehnt worden sind.

So gewann die Aufklärung alter Thatsachen nach 350 Jahren ein großes praktisches Interesse. Der Fall war verwickelt und schwierig, und die Beziehung auf die Gegenwart konnte die Entscheidung leicht erschweren; aber die Menschen jener Zeit hatten das Recht, zu verlangen, daß in den Archiven Nachforschungen gehalten wurden. Auch brachte noch der Mai die Entdeckung, daß die vier bairischen Herzöge Lehnbriefe von Sigismund empfangen hätten; dieselben wurden gegen Ende des Monats nach Wien geschickt[1]), wo man sie gewiß mit dem größten Entsetzen betrachtete.

Auf diesen Fund bezog sich die für das Grenzgeschäft eingesetzte bairische Ministerialdeputation in einer Note, die am 27. Mai dem K. K. Minister in München übergeben wurde. Sie schrieb: „Man ist nicht gesonnen, in die Fragen hineinzugehen, ob und was zwischen der wirklichen Belehnung des Erzherzogs Albrecht vom Jahr 1426 und den andern gleichzeitigen vier Lehnbriefen der Herzöge in Baiern für ein Unterschied sei, ob des Ersteren Belehnung ohne erlangten wirklichen Besitz und in Ermangelung lehensfähiger Mannserben[2]) erloschen oder nach dem Presburger Spruch vom Jahre 1429 eine andere den Anwartschaften ähnliche, auch auf andere nicht Mitbelehnte oder weibliche Erben devolvirliche Rechtskraft von sich selbst angenommen, und ob dieselbe nach zwei versäumten Aperturfällen nicht erloschen". Beißende Bemerkungen, welche zeigten, mit welcher unbesonnenen Keckheit Oestreich vorgegangen war. Und noch einen kräftigen Hieb versetzte die Ministerialdeputation dem Wiener Hofe dadurch, daß sie hervorhob, wie auch nach dem Aussterben der letzten niederbairischen Linie (1503) Kaiser Maximilian I nicht bestimmt habe, ob und was dem Hause Oestreich vermöge des Lehnbriefes von 1426 anfällig gewesen sei, oder was künftig mit der Anwartschaft behaftet bleiben solle[3]).

1) Vollst. Samml. IV, 126. Anmerk. y.

2) Die männliche Nachkommenschaft Albrechts war 1457 erloschen.

3) Vollst. Samml. I, 505. Der Lehnbrief für den Herzog Heinrich ist ebendaselbst in der Anmerkung und der für Herzog Wilhelm von der zweibrücki-

Die Note der Ministerialdeputation ward im Juli gedruckt. In einer Anmerkung machte der Herausgeber das große Publikum mit der Entdeckung bekannt, daß auch die vier Herzöge von Baiern Lehnbriefe vom Kaiser empfangen hätten, die nächstens veröffentlicht werden sollten, Er schreibt weiter: „Die Meinung Sigismunds bei Ertheilung aller dieser Lehnbriefe war keine andere, als jeder Partei, die ihn um die niederbairische Succession bestürmte, das Recht zu verwahren, das sie an dem Niederland zu Baiern hatte, oder haben sollte, bis endlich in der Güte oder auf dem Wege Rechtens alle diese einander so zuwiderlaufendeu Ansprüche auf Niederbaiern beendigt werden könnten". Spätere Forschungen haben die Ansicht des Verfassers der Anmerkung bestätigt. Ob der Lehnbrief für Albrecht erdichtet ist oder nicht, darüber gehen die Meinungen bis auf den heutigen Tag auseinander. Kein späterer Historiker hat, so viel ich weiß, die Urkunde gesehen und geprüft. Ich glaube jedoch an ihre Echtheit aus zwei Gründen: erstlich erhellt aus dem Schreiben des Kaisers an die Herzöge Wilhelm, Ernst, Heinrich und Albrecht, daß Letzterer einen solchen Lehnbrief erhalten hat, und dann stimmt der Wortlaut desselben mit dem überein, welchen die im April noch unbekannten Lehnbriefe der Herzöge Heinrich und Wilhelm haben.

Wenn nun die Lehnbriefe denen, welche sie erhielten, nur ihr Recht verwahrten, aber keines gaben, und wenn das Erkenntniß von 1429 den Herzog Albrecht ganz überging, so zerfällt der östreichische Anspruch, von dem schon seit dem Ende des Jahres 1426 keine Spur mehr angetroffen wird, in Staub. Allerdings rief der Staatskanzler noch den Vorbehalt an, welchen Sigismund dem Urtheil hinzugefügt hat: „doch nehmen wir hierin aus klärlich aller andern Leute Recht, die zu demselben Lande Zu-

schen Regierung und daraus in der Vollst. Samml. IV, 379 veröffentlicht worden. Die beiden Urkunden sind gleichlautend; denn wenn es dort heißt: „von allermeniglich ungehindert, doch uns und dem Riche an unsern und sust allermeniglich an seinen Rechten unschädlich", und hier: „von allermeingelich an seinen Rechten unschädlich", so ist das ohne Zweifel nur ein Versehen. Der Schreiber oder Setzer sprang von einem „allermeniglich" auf das andere. Ob dieser Fehler schon der zweibrückischen Schrift oder nur dem Wiederabdruck in der Vollst. Samml. IV, 380 angehört, vermag ich nicht zu sagen. Es wird hier weiter bemerkt: „Unter dem nehmlichen Dato sind von K. Sigismund H. Ernst zu München, H. Henrichen zu Landshut und H. Ludwigen zu Ingolstadt, doch letzterem am 3. Oktober Briefe ertheilt worden". Der für Heinrich in der Vollst. Samml. I, 508 enthält auch das Datum des 10. März; dagegen schreibt Freyberg, Gesch. der bair. Landstände I, 440: „Späterhin erwirkte auch Heinrich eine Belehnung, vid. d. Urk. d. d. 27. Mai". Dieser Widerspruch ist noch aufzuklären. Freyberg spricht ferner I, 439 von der Belehnung des Herzogs Ernst, über die Wilhelms schweigt er, obwohl doch die betreffende Urkunde nach dem autographon bekannt gemacht worden ist.

spruch meinen zu haben". Aber der nämliche Vorbehalt findet sich bereits in den kaiserlichen Schreiben an Churmainz, wo doch Albrecht besonders aufgeführt ist, und in dem Urtheil von 1429 hat Sigismund, als ob er in die Zukunft gesehen, noch ein Wörtlein, das die Kraft des Vorbehaltes ganz abschwächt, das eben darum der vorsichtige Staatskanzler wohlweislich fortgelassen hat. Der Kaiser nimmt nämlich das Recht Aller aus, die vielleicht meinen, Zuspruch zu haben [1]). Aber wäre das auch nicht der Fall, so würde doch Niemand das, was der Staatskanzler angeführt hat, aus jenem Vorbehalt herausgelesen haben, das konnte nur dreiste Begier hineintragen.

Es ist von großer Wichtigkeit, die bisher fast unbeachtet gebliebene Thatsache festzustellen, daß der Wiener Hof bis zum 7. Mai keinen andern Besitztitel gekannt hat. Sowohl in dem Vertrage vom 3. und dem Patente vom 15. Januar als bei der am 23. März in Straubingen erfolgten Erbhuldigung wird nur auf den Lehnbrief Bezug genommen, in einem amtlichen bairischen Schreiben an den östreichischen Hofrath Lehrbach vom 22. März [2]) finden wir den Theilbrief von 1353 und den Lehnbrief von 1426 geradezu als die beiden Urkunden bezeichnet, welche dem Vertrage vom 3. Januar zur Grundlage gedient haben. Kaunitz und Maria Theresia reden ebenfalls nur von dem Lehnbriefe [3]). Wenn jener wegen des Belehnungsinstrumentes auf Struve's Corpus historiae germanicae verweist, so suchen wir an der genannten Stelle, wie erwähnt, vergeblich danach; aber wir begegnen dort einer Erzählung, von welcher noch ein Wort zu sagen ist. Struve schreibt: Sigismund habe, weil die bairischen Herzöge die Erbschaft, ohne den Kaiser zu befragen, unter sich theilten, seinem Schwiegersohn Albrecht am Donnerstag vor dem Palmsonntage, d. h. am 21. März, Niederbaiern als ein dem Reich eröffnetes Lehen zur Verwaltung übergeben unter der Bedingung, daß dasselbe nach dem Tode des Kaisers an dessen männliche Erben oder in Ermangelung solcher an Elisabeth, seine Tochter, Albrechts Gemahlin, oder wenn auch diese keine Nachkommen habe, an Albrecht und dessen Erben falle. Hier ist ein anderes Datum und ein anderer Inhalt. In der Schröterschen Schrift fanden sich nun in der That Stellen aus einer Urkunde, die vom 21. März 1426 datirt ist und solche Bestimmungen enthält, wie Struve sie anführt. Der Kaiser erklärt nämlich: weil das Niederland zu Baiern durch göttliches Verhängniß an ihn und das Reich

1) Vollst. Samml. IV, 387. 390. 260.

2) Vollst. Samml. I, 85.

3) Maria Theresia bei Arneth II, 210.

gefallen ist, und er daselbst eines Verwesers bedarf, auf den er sich verlassen kann, so ist er mit seinem Schwiegersohn in folgende Teydigung getreten. Erstens will er Zeit seines Lebens Herr[1]) dieses Landes sein, und er macht Albrecht zum unverrückten Verweser desselben. Der Kaiser verfügt weiter: wenn er männliche Erben gewinnt, so kommen diese zum Besitze von Niederbaiern, sonst aber soll es seiner Tochter und deren Erben zufallen, und wenn alle diese mit Tod abgehen, dann sollen es die Erben Albrechts, die er einem anderen Weibe verdankt, erhalten[2]).

Auch diese Urkunde hat kein Sachverständiger bis auf den heutigen Tag gesehen und unparteiisch geprüft. Bei ihr ist es aber noch weit nothwendiger, als bei dem Lehnbriefe; denn sie steht sowohl mit letzterem als mit dem kaiserlichen Schreiben vom 8. Juli 1426 in Widerspruch. Wenn sie aber auch nicht erdichtet sein sollte, so könnte sie doch nur als ein geheimes Abkommen zwischen Sigismund und Albrecht gelten, das nicht zur Ausführung gelangt ist, das der Kaiser vielmehr aufgegeben hat, weil er die Unmöglichkeit eingesehen, es zu verwirklichen. Niemals ist Sigismund Herr von Niederbaiern, nie Albrecht sein Verweser geworden; obwohl die Zahl der Urkunden, die über die Straubinger Erbfolge zu Tage gekommen sind, ganz ungemein gewachsen ist, so findet sich doch nicht die geringste Spur, daß von diesem Schriftstücke jemals öffentlich Gebrauch gemacht worden ist. Auch später hat, wie schon die bairische Ministerialdeputation richtig erwähnt, Oestreich keinen Anspruch erhoben, als die vier niederbairischen Herzöge und deren Söhne starben. Mit dem Tode Georgs des Reichen erlosch 1503 diese Linie. Maximilian I nahm an den nun ausbrechenden Streitigkeiten wiederholt als Kaiser Antheil. Er bedachte sein eigenes Interesse reichlich; aber er stützte sich dabei weder auf den Lehnbrief, noch auf die Teydigung von 1426, sondern nur auf die Versäumniß und Mühe, die er für das Haus Baiern gehabt, und den Schaden, den er dadurch erlitten, und

1) Das Wort „Herr" fehlt in der Vollst. Samml. I, 412, aber es steht ebendas. III, 225.

2) Schröter gab, wie gesagt, nur einen Auszug. Eine beglaubigte Abschrift wurde, wahrscheinlich im Mai, dem Churfürsten Carl Theodor mitgetheilt, von diesem erhielt sie der Herzog von Zweibrücken, der sie nach Berlin schickte. Der Lehnbrief und die Teydigung erschienen dann vollständig in den Beilagen der preußischen Schrift, die auf dem Reichstag am 17. Juli vorgelesen wurde. Wenn die Abschriften sowohl des Lehnbriefes als auch der Teydigung am 13. März 1778 beglaubigt worden sind, so ist das höchst wahrscheinlich eine Zurückdatirung.

bei dem, was er sich abtreten ließ, nahm er keine Rücksicht auf das Land, welches der letzte Straubinger besessen.

Die Nichtigkeit der östreichischen Forderungen steht felsenfest; aber wir wissen jetzt auch, daß sogar diejenigen, von welchen sie erhoben worden sind, an ihre Haltbarkeit nicht geglaubt haben. Maria Theresia nennt die Ansprüche wenig erwiesen und veraltet sogar nach der Aussage des Ministers. Bei solcher Ueberzeugung war es natürlich, daß der Wiener Hof Bedenken trug, den Lehnbrief, auf welchen allein er ursprünglich sein Recht gegründet hatte, zu veröffentlichen, bis er nicht mehr gut ausweichen konnte; dann that er es, und vielleicht mit gewachsener Zuversicht, weil inzwischen die Teydigung ge- oder erfunden worden war, auf die er sich später hauptsächlich stützte[1]). Man hatte sich nun einmal höchst unüberlegt in einen schlimmen Handel verstrickt und mußte sich mit dreister Stirne wohl oder übel vor der öffentlichen Meinung herauszureden oder herauszulügen suchen; aber für die Durchführung des erhobenen Anspruchs verließ man sich auf die Truppenmenge, die man in Böhmen zusammengezogen.

Im Anfange des Juli war Laudon mit dem Fußvolke des linken Flügels bis Niemes vorgerückt, nur die Reiterei blieb noch an der Isar bei Jungbunzlau stehen. Der rechte Flügel unter Lascy lagerte bei Gitschin. Während dieser sowohl zum Herzog Albert als zu der Vorhut, die in Reichenberg die Grenze deckte, durch zwei Märsche gelangen konnte, vermochte Laudon leicht an einem Tage die Truppen, die in Gabel starke Verschanzungen inne hatten, zu erreichen und in der doppelten Zeit dem Fürsten Liechtenstein zu Hilfe zu eilen, welcher an der Biele bei Türmitz in der Nähe von Aussig stand[2]). Die Stellung der Oestreicher war eine wohlgewählte, und der Kaiser durfte hoffen, nicht nur an der Elbe den König aufzuhalten, sondern auch dem Prinzen Heinrich die Spitze zu bieten, wenn derselbe von der Lausitz her in Böhmen vordringen wollte.

Die Nachricht, daß preußische Truppen am Morgen des 5. Juli durch die Hohlwege von Lewin gen Nachod aufgebrochen wären, setzte Joseph in hastige Thätigkeit. Weil sich der König selbst bei der feindlichen Vorhut befand, und der Herzog Albert das Fieber hatte, beschloß der Kaiser nach dem bedrohten wichtigen Punkte zu gehen. Er ließ sieben Gre-

1) Vollst. Samml. IV, 479. In der Begründung der östreichischen Ansprüche vom 7. Mai gedachte der Staatskanzler mit keinem Worte der Teydigung; war ihm damals die Schrötersche Schrift noch unbekannt, oder wagte er es noch nicht, auf das Machwerk sich zu berufen?

2) Arneth II, 317.

nadierbataillone nach Gerschitz marschiren, um sie für den Fall der Noth leicht heranziehen zu können, versammelte zu gleichem Zwecke den ganzen rechten Flügel in Gitschin, übertrug dem Feldmarschall Laudon die Vertheidigung Böhmens gegen Sachsen und die Lausitz hin und eilte fort[1]). Der vierte Krieg zwischen Preußen und Oestreich begann.

1) Arneth II, 320.

V.

„Unser Unglück ist bestätigt“, schrieb Maria Theresia dem Staatskanzler am 7. Juli, als sie ihn von dem Anfange der Feindseligkeiten unterrichtete; denn auch das erwartete Leid erschreckt noch. Zwar antwortete sie dem Sohne mit Ergebung, sie freute sich über dessen Entschluß, dahin, wo der König wäre, zu gehen, und bat ihn nur, seine Person nicht zu sehr auszusetzen und sich Ruhe zu gönnen; aber diese gefaßte Stimmung verwelkte so rasch wie eine abgerissene Blüthe. Maria Theresia liebte den Kaiser trotz der Mißhelligkeiten, die zwischen ihnen sowohl schon früher als auch neuerdings vorgekommen waren, mehr als die übrigen Kinder, und wenn sie an seine Lage dachte, verließ sie ihr ganzer Muth. „Es giebt nur einen Joseph, und der ist so gefährdet! schrieb sie am folgenden Tage . . . Wir haben heute früh von 8—9 gebetet und Nachmittag von 5—6; wir werden damit fortfahren, so lange der Krieg dauert; Sonntag wird Prozession sein und dreitägiges Gebet. Wir werden nichts Besseres thun können, und das ist unser einziger Trost“. Inbrünstig warf sie sich an den Stufen der Altäre nieder und rief den göttlichen Beistand an; wie sie dort Linderung fand, so erwartete sie von dort allein Hilfe.

Der Kaiser wünschte dagegen mehr von ihr. Er ersuchte sie dringend, die äußersten Anstrengungen zu machen. „Die Erhaltung der Monarchie, schrieb er, hängt bei dem verderblichen und höchst gefährlichen Kriege, der jetzt entstanden ist, von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Der Feind, mit welchem wir zu thun haben, ist uns an Stärke wirklich überlegen und bekanntermaßen zu allen Mitteln bereit, ja ein großer Kriegsmann. Wir sind in der That ohne Verbündete, folglich muß die Monarchie auch in sich selbst ihre Hilfsquellen suchen und darauf allein vertrauen“. Unter diesen Umständen schien es dem Kaiser

unverantwortlich, wenn man die Kräfte nicht unverzüglich aller Orten auf das Aeußerste spannen wollte. Daher schlug er vor, die Finanzen auf jede nur ersinnliche Art zu verbessern, sowohl durch Vermehrung der Einnahmen, der Auflagen, als auch durch Verminderung der Ausgaben; er hob die Nothwendigkeit hervor, alle Bürger vom Throne bis zum letzten Bauer in Mitleidenschaft zu ziehen und zu Opfern anzuhalten. Man müsse, rieth er weiter, in der Fremde sich Credit verschaffen unter was immer für harten Bedingungen; denn wenn das Haus brenne, dürfe man nicht handeln, ob das Wasser theuer. Außerdem begehrte Joseph eine rücksichtslose Aushebung von mindestens 40000 Mann; wer nur gewehrtauglich, sollte genommen werden. Siebenbürgen und hauptsächlich Ungarn müßten zur Erhaltung des Ganzen eben so gut beitragen, wie die anderen Länder. Endlich wäre das Aeußerste anzuwenden, um entweder durch Bündnisse — mit deutschen Fürsten — fremde Beihilfe zu bekommen oder wenigstens Truppen in Sold nehmen zu können.

Also schrieb am 7. der Kaiser. Am folgenden Tage bezog Friedrich ein festes Lager in der Nähe der Elbe und der östreichischen Verschanzungen; in Welsdorf zwischen Schurz und Jaromirsch nahm er Quartier. Auf der andern Seite marschirte der ganze rechte Flügel des kaiserlichen Hauptheeres, welches sich so in zwei Theile sonderte, von Gitschin heran. Joseph ordnete seine Truppen vor Jaromirsch; er stellte den linken Flügel unter Lascy, den rechten unter den Herzog Albert und den Feldmarschall Hadik, und am 10. übernahm er den Oberbefehl über das Ganze. Sein Hauptquartier ward Ertina. Er wartete nun täglich mit welchen Bewegungen der Feind den ernsten Kampf eröffnen würde.

Joseph war im Kriege noch ein Neuling. Er empfand es schwer, daß ihm nächtlicher Kanonendonner, obwohl derselbe wenig oder gar nicht schadete, doch den Schlaf sehr einschränkte. Des Tages gönnten ihm Fliegen und Beschäftigungen keine Ruhe, und wenn er Abends die Augen schloß, quälten ihn die Sorgen um die Zukunft. „Unsere Lage ist wirklich sehr kritisch, gestand er am 11. mit unkluger Offenherzigkeit seiner Mutter, der Feind ist überall stärker, als wir, und dabei sehr geschickt und kühn; wir werden viel Noth haben. Aber wenn wir uns hier nicht halten, müssen wir uns entschließen, dem Könige Böhmen preiszugeben. Nur ein günstiger Augenblick, ein wenig göttliche Gnade könnten allen Uebelständen abhelfen .... Ließe der Friede sich unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen herstellen, so würde das ein großes Glück sein; aber ich sehe keine Möglichkeit". Und am folgenden Tage schrieb er: „Gewiß ist der Krieg etwas Schreckliches, die Leiden, die er

verursacht, sind entsetzlich, und ich kann Eurer Majestät schwören, daß die Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht habe, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Gäbe es ein Mittel ihn abzukürzen, oder könnte man Frankreich und Rußland bewegen, einen billigen Vergleich zu vermitteln, so würde dies das Beste sein. Ich sage das gewiß nicht als Memme, sondern als Mensch und Bürger; denn es ist fürchterlich, zu sehen, was die Leute seit acht Tagen gelitten haben und was sie noch leiden werden". Diese Worte sind ganz geeignet empfindsame Seelen zu rühren, aber den Staatsmann lassen sie kalt; denn wie unüberlegt war es doch, die Pein einer ohnehin schmerzensreichen Mutter durch solche Mittheilungen noch zu verschärfen, während nur etliche durchaus unbedeutende Scharmützel stattgefunden, nur sehr wenige Menschen verwundet und getödtet worden waren? Auch den echten Menschenfreund blenden dergleichen Auslassungen nicht; denn schöne Reden von Friedensliebe, die sich nicht thätlich erweisen, gleichen dem Glauben ohne die Werke, von welchem der Apostel Jakobus spricht. Und der Augenblick der Prüfung erschien schneller, als der Kaiser ahnte.

Maria Theresia war seit dem Anfange des Krieges nur mit den Briefen beschäftigt, welche sie von ihrem Sohn empfing. Er stand, wie er am 8. ihr gemeldet, am Vorabend großer Ereignisse. Jedoch ihr fehlt alles Vertrauen auf Sieg, sie ist schon froh, wenn es nur keine unordentliche Flucht giebt. Und so denkt sie, bevor sie noch die Andeutungen gelesen, die Joseph am 11. machte. Traurige Bilder aus dem siebenjährigen Kriege steigen vor ihr auf, und sie mahnt Joseph, kaltblütig zu bleiben. Sie verspricht, seine Forderungen nach Kräften zu erfüllen. Alles freilich schien ihr nicht ausführbar; manche Maßregel erforderte Zeit oder konnte den Versuchen, Geld vom Auslande zu bekommen, schaden. „Und wo sind, fragte sie, fremde Truppen zu finden? Die Katholiken haben beinahe keine, die Protestanten sind insgesammt gegen uns". Aber es gilt, ihren Joseph und die Trümmer seines Erbgutes zu retten, und dafür ist sie bereit, alle Mittel anzuwenden; denn der Degen allein genüge nicht. Sie ermahnt den Kaiser, wo möglich auf dem Schlachtfelde Frieden unter jeglicher Bedingung zu schließen; das würde, meint sie, keine Schwäche sein, und wenn es eine sei, dann möge er sie auf ihr graues Haupt werfen, das nur dazu tauge. Sie will ihren Sohn in diesen Bemühungen unterstützen und in der nämlichen Richtung arbeiten, um ihn so schnell als möglich aus der grausamen und gefährlichen Lage zu reißen; Zeitgewinn bringe nur Verlust. Der Gedanke, daß es um die Rettung ihres Sohnes sich handelt, richtet sie auf, sie glaubt, die alten Kräfte, das Feuer, welches vor 25 Jahren sie belebte, zu fühlen. Aber wie, wenn Joseph in einem Augenblicke der Verzweiflung den Tod im Gewühle des Kampfes

sucht! „Nur erhalte Dich, fleht sie, denn ich erliege sonst, und der gute Gott wird Dir helfen. Ich weiß, Du erwartest von ihm allein Beistand und wirst aus seiner Hand annehmen, was er Dir schickt, als sein Geschöpf, dem er nichts verdankt und welches ihm Alles schuldig ist".

Joseph war am Abend des 12. Juli damit beschäftigt, über das, was in den letzten 24 Stunden vorgekommen war, seiner Mutter Bericht abzustatten. Es hatte sich noch immer nichts Bedeutendes ereignet; aber er beklagte schon, wie wir wissen, die Leiden des Krieges. Da brachte man ihm den Brief, den ihm die Kaiserin vor anderthalb Tagen geschrieben. Er las und wurde zu Thränen gerührt. Er erblickt wieder die große, die unvergleichliche Maria Theresia vor sich, die alle Mittel gebrauchen und finden wird, um ihre Heere, ihre Staaten, ihren Ruhm zu behaupten. Er ist glücklich, eine solche Mutter und Herrscherin zu besitzen, und er gelobt, das kostbare Blut, das er von ihr empfangen, nicht Lügen zu strafen. „Aber ich wag' es noch einmal zu sagen, fügt er hinzu, man muß alle Anstrengungen machen, um diesem Feinde die Spitze zu bieten".

Joseph hatte zu schnell gelesen und seine Mutter nicht verstanden. Wohl will sie Rekruten und Geld für einen zweiten Feldzug schaffen; aber zugleich dürstet sie mehr denn je nach Frieden, und sie wagt einen außerordentlichen Schritt. Als der Einmarsch der Preußen in Böhmen und Riedesels Abreise drückend auf ihrer Seele lasteten, hatte der Staatskanzler, um sie zu trösten, ihr vorgeschlagen, den Freiherrn von Thugut, der früher in Constantinopel Gesandter gewesen war, in das feindliche Hauptquartier zu schicken und zu versuchen, ob sie mit dem Gegner sich verständigen könnte [1]). Dem gegebenen Rathe folgend, schrieb Maria Theresia, doch nicht ohne Ueberwindung, an den König. Sie bezeichnete demselben ihr Alter, ihre weltbekannte Friedensliebe und mütterliche Besorgniß — denn bei dem Heere ständen zwei von ihren Söhnen (Joseph und Maximilian) und ein geliebter Eidam — als die Gründe, welche sie bestimmt hätten, ohne von ihrem Vorhaben den Kaiser in Kenntniß zu setzen, die bisher von diesem geleiteten und zu ihrem größten Bedauern abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen und wo möglich zu Ende zu bringen. Welches aber immer der Ausgang wäre, so bat sie die Sache geheim zu halten. Aus Furcht vor Joseph zögerte sie noch mit der Ausführung ihres Planes; als aber dessen Briefe vom 8. und 9. ihr anzeigten, daß die Heere kampfbereit einander gegenüberständen, da meldete sie dem König in einer Nachschrift, sie wäre dadurch bewogen worden, die Sendung zu beschleunigen. „Ich gedenke, fuhr sie

1) Arneth II, 381.

fort, nach Thuguts Abreise dem Kaiser einen Courier zu schicken, um so vielleicht übereilte Schritte zu verhindern"[1]). Versehen mit einem Passe des russischen Gesandten, des Fürsten Galizin, als ob er in dessen Diensten stände, verließ Thugut in der Frühe des nächsten Tages Wien.

Maria Theresia hatte sich zu dem, was sie gethan, entschlossen, ehe sie die unklugen Offenherzigkeiten ihres Sohnes gelesen. Erst nachher empfing sie das Schreiben, worin der Kaiser am Schlusse von Sehnsucht nach Frieden gesprochen; sie bedauerte, daß sie es nicht früher bekommen, sie würde sonst mit leichterem Herzen Thugut abgesendet und sich bestimmter gegen den König erklärt haben. Sie konnte nicht ausdrücken, was sie dieser Schritt gegenüber dem Ungeheuer gekostet und wie sie gefürchtet, daß Joseph ihr Vorhaben nicht passend finden würde. Jetzt war es ihr wenigstens ein Trost, daß sie seinen Wünschen zuvorgekommen wäre.

Mutter und Sohn verstanden einander nicht mehr. Letzterer meinte, wie wir wissen, eine fremde Vermittelung; ein Entgegenkommen gegen Preußen lag außer seinem Gesichtskreis, und er glaubte zu vergehen, als er die Nachricht erfuhr. „Was für einen Schritt hat man in diesem Augenblick Ihnen anrathen können? schrieb er zurück. Unmöglich kann der König, dadurch aufgebläht, andere Bedingungen stellen, als lächerliche, unerträgliche. Hiermit wird eingestanden, daß die gesammten Streitkräfte der Monarchie nichts bedeuten, und daß wir, wenn er etwas will, genöthigt sind, es zu unterschreiben". Hundertmal lieber möchte Joseph in dem gegenwärtigen Feldzuge bis Kuttenberg und Czaslau zurückweichen, als einen solchen Vorschlag machen. Während der Krieg begonnen hätte, die Bauern geplündert würden, die Heere noch unversehrt wären, sich im voraus beugen und unterwerfen, dieser Entschluß erschien ihm nicht ganz mit Unrecht so schädlich als möglich, und es kam ihm der Gedanke, Thugut aufheben zu lassen; aber dazu war es wieder zu spät. Und zeigte die Kaiserin durch das, was sie gethan, nicht an, daß sie sein Verfahren mißbilligte, verurtheilte? „Was bleibt mir weiter übrig, schrieb er, als Alles stehen und liegen zu lassen und fortzugehen, ich weiß nicht wohin, nach Italien, ohne Wien zu berühren, um zu spielen und die Sache wenigstens einigermaßen wahrscheinlich zu machen". Er erklärte noch einmal, wohin seine früheren Aeußerungen gezielt hätten, und fuhr dann fort: „Ich bin in der schrecklichsten Lage. Die Ehre der Monarchie, das Ansehen der Kaiserin und das meinige sind bloßgestellt, und will ich beides retten, so bin ich in der traurigen Nothwendigkeit, die Welt von der Verschiedenheit unserer Ansichten in Kenntniß

1) Der Briefwechsel Maria Theresias mit Friedrich steht in des Letzteren Oeuvres, VI, 195 ff.

zu setzen und die persönliche Schwäche Ew. Majestät zu bestätigen. Alles Geld ist weggeworfen, der öffentliche Credit gemindert, während die preußische Macht und der preußische Despotismus um das Doppelte wachsen werden. Ich kann noch nicht sagen, was ich thun werde".

Gefaßter schrieb Joseph des Abends, als er wie gewöhnlich Bericht über das erstattete, was beim Heere vorgekommen war. Er nahm nichts von dem zurück, was er am Morgen geäußert, aber er bemerkte doch: „Ein Unterthan, ein Sohn muß sogar das hinunterschlucken können, was ihn bitter schmerzt. Ich werde meine persönliche Pflicht hoffentlich niemals vergessen und der Stellung, die ich inne habe, weder Schande machen noch schaden". Aber die quälenden Gedanken, die er mit sich allein herumtragen mußte, zehrten weiter an ihm, und mit Ingrimm erfuhr er am 18. von Ueberläufern die Ankunft eines russischen Abgesandten im preußischen Hauptquartier; denn er merkte, wer gemeint war.

Den Tag vorher hatte sich wirklich in Welsdorf ein Fremder eingefunden, der sich als einen Secretär des Fürsten Galizin bezeichnete und den König zu sprechen wünschte. Friedrich mag eben so erstaunt gewesen sein, wie Joseph, als Thugut sich zu erkennen gab und seinen Auftrag ausrichtete. Die Vorschläge, welche derselbe mitbrachte, lauteten: Die Kaiserin behält von dem, was sie durch den Vertrag vom 3. Januar gewonnen hat, einen Landstrich von einer Million Einkommen und giebt das Uebrige wieder zurück; sie wird sich mit Carl Theodor über einen freiwilligen Tausch dieses Besitzes gegen einen anderen Theil Baierns einigen, welcher einen gleichen Ertrag bringt und weder an Regensburg stößt, noch das Churfürstenthum so entzweischneidet, wie es gegenwärtig der Fall ist. Sie wird ihre guten Dienste mit denen des Königs verbinden, um einen Vergleich über die Allodialerbschaft zwischen Carl Theodor und Friedrich August von Sachsen herbeizuführen.

Die Unterredung dauerte vier Stunden; aber der Bericht, welchen Thugut darüber abgefaßt hat, ist leider noch nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, und während der König den Prinzen Heinrich im April von der Unterhandlung mit dem Kaiser ausführlich in Kenntniß gesetzt hatte, schwieg er diesmal, um nicht in dem friedfertigen Herzen des Bruders, der eben in Böhmen einfallen wollte, die erloschenen Hoffnungen wieder anzufachen und den kaum entzündeten Kriegseifer zu dämpfen. Der König antwortete der Kaiserin: „Des Charakters Ew. Majestät war es würdig, Beweise von Hochherzigkeit und Mäßigung in einer streitigen Angelegenheit zu geben, nachdem Sie Ihr väterliches Erbe mit einer heldenmüthigen Festigkeit behauptet haben. Die zarte Neigung für den Kaiser, Ihren Sohn, und verdienstvolle Prinzen muß Ihnen den Beifall aller empfindsamen Seelen gewinnen, und das vermehrt wo möglich die

Hochachtung, die ich für Ihre geheiligte Person hege". Die überreichten Vorschläge wies Friedrich nicht zurück, aber er fügte noch einige Fragen hinzu: Will die Kaiserin nicht ihren Rechten auf einige sächsische Lehen entsagen? Könnte man nicht den Herzog von Mecklenburg durch ein kleines Reichslehen zufriedenstellen? Wird Oestreich auch zugeben, daß die Erbfolge in Ansbach und Baireuth so geregelt werde, wie es vertragsmäßig festgesetzt ist, und daß der Churfürst von Sachsen sich eben so in den beiden Markgrafschaften huldigen läßt, wie der König von Preußen in der Lausitz? Wird man die Blokade von Regensburg aufheben, wo der Reichstag versammelt ist?

Ueber diese Forderungen, bemerkte Friedrich in seinem Schreiben, hätte man sich zum Theil schon geeinigt, andere dürften keine Schwierigkeiten machen. Wenn Maria Theresia die hinzugefügten Artikel annähme, so könnte die Unterzeichnung der Präliminarien vor sich gehen. Er versprach, seine Minister kommen zu lassen, damit sie die letzte Hand an das Werk legten. Und um die mütterlichen Gefühle der Kaiserin zu beruhigen, gab er noch die Versicherung, er werde, bis ihre Antwort eintreffe, so verfahren, daß sie für ihr Blut und für den Kaiser, den er trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten über die deutschen Angelegenheiten liebe und schätze, nichts befürchten dürfe. Friedrich rechnete, daß Thugut in 6—7 Tagen wieder bei ihm anlangen könnte; bis dahin standen aber große kriegerische Thaten nicht in Aussicht, obwohl Verabredungen getroffen waren, die entscheidend werden konnten.

Der König hatte den 8., wie erwähnt, mit einer starken Vorhut das Lager von Welsdorf bezogen, aber bald gesehen, daß es ihm unmöglich werden würde, durch die Feinde, die in ihrem wohlverschanzten Lager von Jaromirsch bis über Arnau hinaus standen, glücklich durchzubrechen. Darum beschloß er, den Erbprinzen von Braunschweig, welcher sich noch bei Nachod befand, mit einer großen Heeresabtheilung nach Mähren zu schicken. Er wollte den Kaiser hierdurch nöthigen, das Gleiche zu thun, und allmählich den Krieg in dieses Land spielen, wo die Feinde nicht Zeit haben würden, sich so stark zu verschanzen, wie sie es an der Elbe gethan hatten. Er hoffte die günstige Gelegenheit, nach welcher er sich sehnte, in Mähren zu finden. Er unterrichtete den Prinzen Heinrich am 10. von seinem neuen Entschluß und meldete den 11., daß er in etlichen Tagen den Anfang machen würde. Der Generallieutenant von Stutterheim ging am 14. wirklich mit sieben Bataillonen nach Oberschlesien. Aber am 16. empfing der König von seinem Bruder einen Brief, der ihn anderes Sinnes machte.

Der Prinz Heinrich stand um diese Zeit noch in der Nähe von Dresden. Die Sorge für die Verpflegung der Truppen, ungefähr

80000 Mann, von denen 18000 Sachsen waren, hielt ihn zurück, sich vor dem 16. in Bewegung zu setzen. Er entwickelte dem König am 13. den Plan, welchen er entworfen. Er habe, schrieb er, nur zwei Möglichkeiten vor sich. Er könne nach Böhmen über Basberg — durch das Erzgebirge — marschiren auf der Hauptstraße und schlechten Nebenwegen, wo die Geschütze nicht fortkommen; aber er müsse dann mit getrennten Abtheilungen einrücken, habe Schwierigkeiten in Betreff der Lebensmittel und laufe Gefahr, die feindliche Hauptmacht nach der Lausitz vordringen zu sehen. Er würde, wenn er in Böhmen angelangt wäre, die gesammten Engpässe hinter sich haben und nicht im Stande sein, alle Schläge, die dort geführt werden könnten, glücklich abzuwehren. Deshalb hielt er es für besser, nur zum Scheine diesen Plan zu verfolgen, bei Pirna zwei Brücken über die Elbe schlagen zu lassen, auf Stolpen und Neustadt zu marschiren und durch ein besonderes Corps Besitz von Tetschen zu nehmen. Die Lebensmittel kämen dann zu Wasser bis an den Königstein, Sachsen und die Lausitz wären gedeckt, die östreichischen Verschanzungen auf dem linken Ufer des Stromes würden unnütz, er könnte Laudon durch den Marsch auf Böhmisch-Leipa zurücktreiben, ihn von der Elbe trennen und mit der Zeit vielleicht eine Verbindung mit Friedrich gewinnen. Zwanzig Bataillone sollten diesseits bei Gamig bleiben und später, wenn er die jenseitigen Höhen besetzt hätte, nach Aussig vorrücken [1]). Bei diesem Plane rechnete der Prinz darauf, daß der König Böhmen nicht verlassen würde; bald darauf erfuhr er aber dessen Absicht, nach Mähren zu gehen, und er beschloß nun wirklich, über Basberg und Einsiedel vorzudringen.

Wie im Nordosten, so hatten sich die Oestreicher auch im Nordwesten nur auf die Vertheidigung eingerichtet. Der linke Flügel des kaiserlichen Hauptheeres war im Anfange des Juli, wie erwähnt, unter Laudons Führung bis Niemes gerückt. Bei Aussig lagerte der Prinz Carl von Liechtenstein mit ungefähr 12—15000 Mann, andere vorgeschobene Posten befanden sich hinter starken Verschanzungen in Gabel und Reichenberg. Bedeutende Verhaue versperrten außerdem die Wege, die aus der Lausitz und Sachsen zu beiden Seiten der Elbe nach Böhmen führen. Von Niemes konnte Laudon sowohl Aussig als Gabel leicht erreichen. Aber er blieb nicht lange dort, sondern verlegte das Hauptquartier weiter südlich nach Gasdorf bei Leitmeritz. Er mußte doch glauben, von hier aus dem Feinde besser den Eingang verwehren zu können, mochte derselbe nun am linken Ufer der Elbe vordringen oder von der Lausitz

1) Schöning 93. Statt Gamig sollte man nicht Gabel, sondern Aussig vermuthen. Wahrscheinlich muß es aber heißen: J'espère obliger à la retraite ce corps par le corps qui reste au camp de Gamig.

her einfallen wollen. Die Truppen, über die er gebot, rechnete der Prinz auf 60000 Mann.

Die Hoffnungen des östreichischen Volkes scheinen sich hauptsächlich an Laudon geheftet zu haben. Wenigstens in Wien herrschte für ihn eine unglaubliche Begeisterung. Mit Entzücken erfuhren die Bewohner der Hauptstadt, daß er unabhängig vom Kaiser handeln sollte; bereits am 16. erzählte man sich dort, er wäre nach Glogau marschirt und hätte dem Könige die Oder und damit Schlesien genommen. An solchen Luftgebilden weiden sich die Wiener gern [1]). Doch der alte Feldmarschall wartete ruhig in Gasdorf ab, was die Preußen thun würden. Seine Vermuthungen kennen wir nicht; aber Joseph wunderte sich sehr, daß Heinrich, der sich mit den Sachsen vereinigt oder sie, besser gesagt, sich einverleibt hätte, die Grenze bisher keineswegs überschritten. „Das ist unbegreiflich, schrieb er am 18. an seinen Bruder Leopold, und es muß etwas unter der Karte stecken, was ich noch nicht weiß."

Eben damals aber war das Heer des Prinzen in Bewegung. Der Generallieutenant v. Platen bezog bei Maxen und Hausdorf ein Lager. Möllendorf marschirte mit 15 Bataillonen und 30 Schwadronen gen Freyberg, und auf schwierigen Wegen folgte Heinrich nach Frauenstein, 4 Meilen südwestlich von Dresden gelegen, wo er am 19. anlangte. Hier empfing er einen Brief vom Könige. Kaum hatte nämlich dieser den ursprünglichen Plan des Prinzen gelesen, so war er entschieden, in seiner Stellung auszuharren und von weiteren Truppensendungen nach Oberschlesien abzustehen. Die sieben Bataillone konnten genügen, um im Vereine mit denen, welche der Generallieutenant Paul v. Werner bereits hatte, den Feinden, die unter dem Marchese Botta d'Adorno in Mähren standen, die Spitze zu bieten. Je unzufriedener der König mit seiner erzwungenen Unthätigkeit gewesen war, desto mehr erging er sich in Lobsprüchen über Heinrichs Plan, dessen Ausführung ihm äußerst vortheilhaft erschien. „Ein Gott giebt Ihnen denselben ein, schrieb er am 16. zurück; nichts Besseres kann ausgedacht werden, als was Sie vorschlagen; ich preise den Himmel für den klugen und bewunderungswürdigen Entwurf, den Sie von ihm empfangen haben." Er versprach, sogleich höher die Elbe hinauf gen Arnau Truppen zu schicken, um den Feind in jener Gegend zu fesseln und sogar zu versuchen, was sich etwa dort würde ausführen lassen.

Der König richtete sich nun zu einem längeren Aufenthalt ein. Er änderte den 17. das Lager, indem er den linken Flügel mehr auf die Berge zurückzog, wo derselbe sich an die Aupa lehnte; die Stellung

1) Vergl. Arneth III, 103, wo Maria Theresia von den Bewohnern ihrer Hauptstadt sagt: extrême comme on est.

wurde dadurch entfernter von den Feinden und, wie Joseph bemerkte, noch unangreifbarer als vorher. Aus Nachod kam der Erbprinz von Braunschweig am folgenden Tage mit dem übrigen Heer an, und nur ein kleiner Theil blieb, um eine Verbindung mit der Grafschaft Glatz zu unterhalten, unter dem Generallieutenant v. Wunsch auf den Höhen von Nachod zurück [1]). Die Feldbäckerei rückte hierher vor.

Als nun der König am 19. erfuhr, wie sein Bruder wirklich über Einsiedel und Basberg in Böhmen eindringen wollte, griff er sogleich zur Feder. Er sprach die Hoffnung aus, daß Heinrich seinen Brief vom 16. empfangen hätte und demgemäß handeln würde. „Mich verlangt sehr, fuhr er fort, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, und gewiß, wenn Sie Ihrem ersten Plane folgen, so kann ich beinahe mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich den Feind von hier wegbringen werde."

Denselben Tag gelangte, wie gesagt, das Schreiben Friedrichs vom 16. in die Hände des Prinzen, und dieser traf sogleich Vorkehrungen, um an die Elbe zurückzugehen. Inzwischen war Möllendorf ungehindert weiter marschirt; am 20. drang er bis Basberg in Böhmen vor, er fand die Straße ganz offen und stieß beinahe auf keinen Widerstand, Streifwachen kamen bis Kommotau und Kaden. Die Nachricht davon flog nach Prag und verbreitete dort die äußerste Bestürzung. Eine Maßregel, die mit dem Einfall in keiner Verbindung stand, erhöhte noch den Schrecken. Joseph hatte, bevor er sich von Laudon getrennt, mit diesem die Abrede getroffen, sie wollten, wenn sie geworfen würden, in der Richtung auf Mähren und Wien sich zurückziehen und nicht nach Prag; sein Gedanke war, diese Stadt lieber offen dem Feinde zu überlassen, als sie von Neuem einem Brande auszusetzen. Und so hatte denn Joseph schon am 15. Befehl gegeben, die Kassen zum Wegbringen bereit zu halten. Er wollte ferner allzu vorsorglich die dort befindlichen Vorräthe von Waffen und Geschütz fortschaffen lassen. „Es ist oft sehr gefährlich, antwortete Maria Theresia, zu viel Unruhe zu zeigen." Sie war überhaupt mit dem Plane, daß Prag so leicht aufgegeben werden sollte, ganz unzufrieden und wünschte, daß davon nichts verlauten möchte. „Welche Bestürzung wird das verursachen, bemerkte sie, und welchen Eindruck auf den grausamen Feind hervorbringen?" Aber der Befehl war ertheilt, ehe diese Zeilen an Joseph gelangten, die Ausführung traf noch dazu mit Möllendorfs Einfall zusammen, und als nun die be-

1) Seyfart, Unparteiische Geschichte des baierschen Erbfolgekrieges 176. Ich habe für meine Darstellung des Krieges neben den Briefen, die Schöning und Arneth veröffentlicht haben, hauptsächlich dieses recht nützliche Buch gebraucht; es enthält die preußischen und östreichischen Berichte über die militärischen Vorfälle.

stürzten Prager die Artillerie abziehen sahen, stieg natürlich die Angst, und Alles wollte sich retten. Boten auf Boten ritten mit rasender Schnelligkeit nach der Hauptstadt des Kaiserstaates und trugen auch dorthin den Schrecken, der um so größer war, je mehr die Wiener gerade von Laudon erwartet hatten. Inzwischen war dieser über die Elbe an die Moldau gegangen, „um Prag noch einige Zeit zu decken," wie Joseph an Maria Theresia schrieb, wenige Worte, die aber darthun, wie gering seine Zuversicht war. Er sprach der Mutter schon von der Möglichkeit, daß er, im Rücken gefaßt, nach Nechanitz oder Pardubitz zurückwiche, um sich dann hinter der Elbe bei Kolin aufzustellen, und setzte vorwurfsvoll hinzu, wiederum sei in dem festungslosen Böhmen eine Vertheidigung fast undenkbar. Doch die Gefahr zog vorüber, wie ein kurzer Gewitterschauer. „Laudon sendet mir die überraschende Nachricht, schrieb Joseph am 23. [1]) seiner Mutter, daß Möllendorf nach zwei Tagen wieder umgekehrt ist, offenbar auf Befehl des Königs, und daß sie versuchen wollen, durch die Lausitz zu dringen. Das ist mir unendlich unbequemer und könnte mich nöthigen, meine Stellung hier zu verlassen, wo ich den König mit seinem ganzen Heere seit 18 Tagen aufhalte".

Der Kaiser hatte sich während dieser Zeit einigermaßen in sein neues Handwerk gefunden. Schrecklich erschien ihm freilich der Krieg noch immer, und die Verwüstung der Felder und Dörfer, die Klagen der armen Bauern, das Verderben so vieler Unschuldigen thaten ihm weh. Und wie war sein Leben! Am 18. beschrieb er es seinem Bruder: „Vor Tagesanbruch muß man aufstehen und draußen sein, denn das ist der kritische Moment, daher sitzt man um drei Uhr früh zu Pferde, dann folgt die Hitze des Tages.' Beim Eintritt der Kühle, vor acht, muß man schlafen gehen. Während ich im Bette liege, kommt man mich noch zwei= bis dreimal mit Berichten wecken. Zuweilen muß ich schreiben. Schwer schläft man wieder ein, nur die Müdigkeit bewirkt es. Dazu die Bedeutung der geringsten Kleinigkeit, welche doch die größten Folgen nach sich ziehen kann, die Sorge, die man hat, ob man richtig combinirt. Kurz, ich gebe die Versicherung, es ist ein Hundeleben; allmählich gewöhnt man sich daran." Aufmerksam folgte der Kaiser jedem Schritte, den Friedrich that. Als Letzterer am 20. den Generalmajor v. Anhalt die Elbe höher hinauf gen Pilnikau schickte, verstärkte Joseph eilig den Grafen d'Alton, der bei Arnau stand, durch fünf Grenadierbataillone und ein Dragonerregiment und eilte selber hin, um nach den Dingen zu sehen. Und als am 22. preußische Truppen unter dem Generalmajor v. Dallwig abermals nach jener Gegend zogen

1) Bei Arneth II, 364 steht irrthümlich der 24.

und sich bei Soor lagerten, sandte der Kaiser noch fünf Grenadierbataillone, zwei Regimenter Infanterie und ein Kürassierregiment gen Arnau, so daß dort 24 Bataillone Fußvolk, 3 Reiterregimenter und 6 Divisionen Husaren, über welche der Feldzeugmeister Graf Siskovich gesetzt wurde, den wichtigen Posten vertheidigten.

Der König überzeugte sich auch bald, daß er dort eben so wenig, wie vor Jaromirsch, ausrichten würde; so groß waren die Schwierigkeiten, die er fand. Der linke Flügel der Oestreicher konnte nicht umgangen werden, weil er an das Riesengebirge stieß. Ihre Schanzen waren sämmtlich mit Pfahlwerk umgeben und unterminirt, und die Steilheit der Böschungen machte jeden Angriff unmöglich. Um den Feind aus seinen Befestigungen zu ziehen, dachte Friedrich von Neuem daran, wenn der Prinz Heinrich Leitmeritz genommen hätte und wieder über die Elbe zurückgegangen wäre, den Krieg allmählich nach dem benachbarten Kronlande zu spielen, wo ein minder störrischer Boden ihm vielleicht eine Gelegenheit bieten würde, „diese verfluchte Brut auf die Finger zu klopfen und Böhmen in Mähren zu erobern". Ob er auf die Unterhandlung, welche Maria Theresia begonnen, irgend welche Hoffnungen gebaut hat, wissen wir nicht, weil er darüber gegen den Bruder beharrlich schwieg [1]). Am 25. empfing er von der Kaiserin ein Schreiben. „Ich habe zu meiner großen Zufriedenheit gesehen, antwortete sie, daß Ihre Gesinnungen für den Frieden mit den meinigen übereinstimmen." Sie versprach dann, ihm die verlangten Aufklärungen zu geben, sobald sie sich mit ihrem Sohne verständigt hätte. Friedrich ließ nicht nur den Aufschub sich gefallen, sondern er wiederholte die Versicherung, daß inzwischen nichts Entscheidendes vorfallen würde. Seine militärische Lage vertrug sich aufs Beste mit der politischen.

An dem Tage, wo Maria Theresia den König um die neue Frist bat, hatte sie dem Staatskanzler den Auftrag ertheilt, über die Vorschläge, die sie aus Welsdorf empfangen, ein Gutachten abzugeben, und Joseph dann von Allem unterrichtet. Möllendorfs Einfall verstärkte noch ihre Friedensneigung; durch den Verlust Böhmens, meinte sie, würden ihre Hilfsmittel an Geld und Menschen sich verringern und die des Königs außerordentlich zunehmen. „Er wird umsonst leben, schrieb sie weiter, und sich dort rekrutiren; der Böhme wird lieber bei ihm bleiben als der Deutsche." Wie denkt Mutterliebe doch an Alles! Maria Theresia wußte, daß geheimes Leid den Schmerz verdoppelt, und sie hatte deshalb nichts dagegen, wenn sich Joseph dem Feldmarschall

1) Der Prinz Heinrich, welcher durch den Grafen v. Finckenstein unterrichtet worden war, verwunderte sich darüber nicht wenig. Militärischer Nachlaß des Grafen Henckel v. Donnersmarck, Theil II, Heft 2, S. 171.

Lascy, der sein militärischer Rathgeber war, anvertrauen wollte, um die Betrachtungen, die ihn quälten, nicht so in sich zu verschließen.

Bald darauf kehrte Cobenzl nach Wien zurück und erzählte der Kaiserin von einem Nachtrage zu dem preußischen Manifeste. Friedrich hatte nämlich eine Urkunde von der höchsten Bedeutung für den vorliegenden Streit, die ihm wohl aus München oder Zweibrücken zugeschickt worden war, nach einer beglaubigten Abschrift des Jahres 1569 dem Reichstag und den fremden Gesandten mitgetheilt [1]). Danach sollte der Herzog Albrecht von Oestreich am 30. November 1429 gegen gewisse Vortheile, die ihm von den vier bairischen Herzögen bewilligt worden, allen Ansprüchen entsagt haben. Diesen Verzichtbrief, welcher natürlich überall das größte Aufsehen erregte, versprach Cobenzl der Kaiserin zu bringen. Die Veröffentlichung kam ihr fast erwünscht; denn Alles, was den Frieden befördern konnte, war ihr lieb. „Ich würde die Urkunde, wenn sie echt ist, schrieb sie am 24. an Joseph, in diesem Augenblick als eine Fügung der Vorsehung betrachten, um mit Ehren den unrechtmäßigen Besitz wieder aufzugeben." Sie nahm an, daß der Kaiser denselben ohne begründeten Anspruch nicht würde behalten wollen. „Wir müßten sehr glücklich sein, fuhr sie fort, wenn wir uns nur für die ungeheuren Kriegskosten und das Verderben des armen Böhmens aus unserer Lage retten könnten."

Am Abend schickte Kaunitz ihr gewisse Punkte zu, über welche sie sich mit dem Kaiser verständigen sollte, bevor er an die Arbeit ginge. Der Staatskanzler befand sich in einer verzweifelten Lage. Joseph hatte seit der Mitte des Juni allen Verkehr mit ihm abgebrochen und erging sich in starken Ausfällen gegen ihn; denn er wollte nun einmal seinen Willen durchsetzen. „Ich glaube, sagte Kaunitz in jenen Tagen einmal zu dem französischen Gesandten, es giebt nicht zwei unglücklichere Wesen, als die Kaiserin und mich. Die Nachwelt wird mit weniger Strenge mich beurtheilen, als meine Zeitgenossen; denn man wird in den östreichischen Archiven den Beweis finden, daß ich es weder an Rath fehlen ließ, noch unter gewissen Verhältnissen schwankte; doch ich mußte gehorchen und handeln, als ob Alles nach meiner Ueberzeugung geschähe" [2]). Der Staatskanzler spielt hier wohl auf den Notenwechsel an, der bei Gelegenheit der Berliner Unterhandlung zwischen den beiden feindlichen Höfen stattgefunden hat; aber der Staub der Verborgenheit deckt noch immer die Beweise, von denen er ein gerechteres Urtheil erwartete. Weil er nun keine Brücke der Vermittelung zwischen den Ansichten der Mutter

1) Vollst. Samml. I, 552.

2) Raumer V, 335.

und des Sohnes auffand, so überließ er es ihnen, sich zu verständigen. Auch hiervon unterrichtete Maria Theresia den Kaiser. „Wir waren eine Großmacht, schrieb sie bei dieser Gelegenheit, wir sind es nicht mehr, wir müssen das Haupt beugen und zum Mindesten die Trümmer retten und die Völker, die uns bleiben, glücklicher machen, als sie seit meiner unseligen Regierung es waren, weil wir trotz unserer Verluste doch den alten Vorrang behaupten wollten.“ Noch einmal bat sie mit Innigkeit Joseph, ihnen, die es so sehr verdienten, Ruhe, Frieden und Glück wiederzugeben. „Thugut muß zurückkehren, fuhr sie fort, wir müssen uns verständigen,“ und da die Zeit drängte, flehte sie Gott an, das Herz ihres Sohnes zu rühren und zu erleuchten, und mit Ungeduld wartete sie auf dessen Antwort.

Wie schlimm erging es doch der armen Kaiserin! Auch dem erneuten Auftrage versagte sich Kaunitz; eben so blieb Joseph bei seiner früheren Meinung stehen und bat mit allen auf diese Sache bezüglichen Fragen verschont zu werden. Ueber den Verzichtbrief schwieg er. Da gerieth Maria Theresia in die peinlichste Verlegenheit. Sollte sie dem Verdachte Nahrung geben, als hätte sie mit dem Gegner ihren Spott getrieben oder ihn hintergangen? „Die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, meinte sie, ist immer das Beste und besteht allein auf die Länge.“ Sie wollte lieber getäuscht werden als täuschen. Es machte bereits Aufsehen, daß Friedrich seine Minister eilig aus Berlin kommen ließ. Also mußte Thugut nach Welsdorf zurückkehren. Aber wenn Joseph weiter hartnäckig jede Mitwirkung verweigerte? Dann blieb ihr nichts übrig, als dies dem Könige zu erklären und die Unterhandlung schmerzvoll abzubrechen; denn ohne die Theilnahme des Kaisers und Thronfolgers, glaubte sie, würde weder Friedrich mit ihr, noch sie mit ihm etwas abschließen können.

Vier qualvolle Tage rang sie gleichsam mit sich selber. Sie war so niedergeschlagen, daß sie meinte, es wäre nicht zu verwundern, wenn sie erläge; stets finde sie Widerspruch, von dem, was sie vorschlage, werde nichts gebilligt, und so fehle denn allen Handlungen und Unterhandlungen des Wiener Hofes der nothwendige Zusammenhang. Sie beschloß endlich, Thugut abermals abzusenden; aber vorher unterrichtete sie Joseph davon. Sie wiederholte diesem die verschiedenen Aeußerungen, die er über die militärische Lage gethan, die schlimmen Aussichten, die er ihr gemacht. Sie erblickte nichts Demüthigendes darin, wenn sie den Frieden jetzt anböten, wo ihre große Schwäche noch keineswegs an den Tag gekommen wäre. Sie beschwor Joseph, ruhig zu überlegen; das Heil der Monarchie, ja, sein eigener Ruhm hinge davon ab. Unmöglich könnte seine Mutter, seine Freundin die Absicht haben, ihn bloßzustellen.

Sie hatte sogar nichts dawider, wenn er hinterher ihren Schritt mißbilligen und erklären wollte, daß er in das Ergebniß der Unterhandlungen nur aus Achtung gegen sie willigte.

Verlassenheit und unversiegliche Friedensliebe bewogen die bedauernswerthe Kaiserin noch zu einem andern Schritt. Ohne daß Joseph es erfuhr und Kaunitz darum wußte, wendete sie sich an den Grafen Mercy, ihren Gesandten in Versailles. Sie klagte demselben ihre Noth und verlangte seinen Rath über eine Vermittelung. Sie wünschte zu hören, ob man auf Frankreich dabei zählen dürfte, Rußland oder das Reich einmischen oder letzteres für neutral erklären sollte, damit die Unkatholischen, die insgesammt auf preußischer Seite ständen und Truppen hätten, sich nicht etwa gleich den Sachsen mit dem Könige verbänden. „Die Hannoveraner, schrieb sie weiter, ziehen sich gegenwärtig in Mühlhausen zusammen, die Hessen und andere kleine sächsische Fürsten thun desgleichen.“ Und diese Nachricht kann nicht grundlos gewesen sein. Bereits im Juni hatte Friedrich dem Bruder gemeldet, daß ihm die Hannoveraner viel guten Willen zeigten, daß er alle Hoffnung hätte, 20000 Mann von daher zu erhalten [1]); auch an die kleinen thüringischen Fürsten, wie Gotha, Weimar, Rudolstadt, wies er den Prinzen, und am 24. Juli schrieb er: „Die Hannoveraner wollen in den Bund der Reichskreise treten und 20000 Mann stellen. Man rechnet darauf, Truppen aus Münster, Hessen und selbst aus Dänemark mit ihnen zu vereinigen und dieses Corps, welches vielleicht gegen Ende des Septembers versammelt sein wird, auf 30000 Streiter zu bringen.“

Maria Theresia erging sich dann in Klagen über die Unthätigkeit der östreichischen Diplomatie. „Wir haben Jedermann vernachlässigt, bemerkte sie, wir sagen nichts, und der König nimmt alle Welt durch seine Schriften und Liebkosungen, seine großen und kleinen Abgesandten ein. Wir sehen nur, wie geschickt er Frankreich behandelt, und wir bleiben mit untergeschlagenen Armen. So sehr ich den Fürsten Kaunitz liebe und schätze, hierüber habe ich mich oft mit ihm gestritten, um ihn zu treiben; aber Sie kennen den großen Mann, in diesem Punkt ist er mehr als schwach und vermag nicht sich zu ändern, das ist gegen seine Natur .... Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er

1) In den Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg 327 findet sich aus einem Schreiben Finckensteins vom 10. Juli dieselbe Nachricht mit dem Zusatze, daß man in Hannover wünsche, der früher erwähnte Bund möge sich auf den ober- und niedersächsischen Kreis beschränken, zu welchen Preußen den westphälischen hinzuzufügen beabsichtige. Statt eines allgemeinen Bundes wollte hiernach also Hannover nur einen Sonderbund gründen und Preußen darauf mit einer kleinen Erweiterung eingehen.

allein gegenwärtig mehr arbeitet als früher, aber doch nicht genug." Sie klagte weiter, daß der Staatskanzler in seinem Amte Niemand hätte, der ihn mit Rath unterstützen könnte. Zuletzt erklärte sie auch hier, daß sie ungeduldig auf Antwort wartete. Leider kennen wir dieselbe nicht; auch war sie ohne Bedeutung für die Noth des Augenblicks, welche noch immer stieg; denn eben suchte der Prinz Heinrich den kühnen Plan auszuführen, der ihm die volle Bewunderung des Königs eingetragen.

Am 22. Juli war er wieder nach dem Lager bei Gamig aufgebrochen, wo sein Heer am nächsten Tage, von der großen Hitze sehr ermüdet, ankam. Alles Zerbrochene ward ausgebessert und für die Verpflegung gesorgt. Es mußten sehr viele Wagen zusammengebracht werden, weil Heinrich mindestens für einen Monat Mehl mitnehmen wollte. Der niedrige Wasserstand der Elbe verzögerte gleichfalls den Marsch, da er Brückenböcke nothwendig machte. So brauchte der Prinz drei Tage mehr, als er ursprünglich gerechnet. Er nahm an, daß Laudon hinter Leipa sich aufstellen würde, den linken Flügel an Tetschen gelehnt und vor sich den Polzenbach; es war Heinrichs Absicht, in diesem Fall über Zittau auf Gabel zu manövriren, in Wahrheit aber eine Gegend zu wählen, die noch kein Heer betreten, um sich den Erfolg zu sichern. Er wollte, so lange die Hohlwege vor ihm lagen, mit getrennten Abtheilungen marschiren, wodurch er hoffte, sich das Einrücken in Böhmen zu erleichtern und den Feind zu überraschen. „Das ganze Unternehmen, schrieb er am 27. an seinen Bruder, hängt von Laudons Haltung ab; wenn sich dieser irre führen läßt, kann ich viel gewinnen, wenn er aber rechtzeitig seine Stellung nimmt, so vermag ich nichts auszurichten."

An demselben Tage begann der Aufbruch. Nachdem zur Verstärkung des Generalmajors v. Podgurski, welcher bereits mit fünf Bataillonen und zwanzig Schwadronen auf dem jenseitigen Ufer bei Neukirch lagerte, schon um 12 Uhr ein Grenadierbataillon fortgezogen war, überschritten gegen Abend zwölf Bataillone und zehn Schwadronen Sachsen unter dem Grafen Solms die Elbe bei Pillnitz. Die beiden Corps hatten Befehl, jedes für sich auf der linken Seite des Hauptheeres zu marschiren, auf der rechten sollte Möllendorf nachkommen, der erst am 26. von seinem Zuge zurückgekehrt war. Der Generallieutenant v. Platen blieb mit 21 Bataillonen und 40 Schwadronen, von denen fast die Hälfte Sachsen waren, bis auf Weiteres bei Maxen und Hausdorf stehen.

Am 28. in der Frühe setzte sich Heinrich mit seinen Truppen in Bewegung. Zuerst ging es in Freundes Land vorwärts; aber die Hohlwege des Sandsteingebirges erschwerten sehr den Marsch. Für die halbe Meile von Radewalde bis Hohenstein brauchte man neun Stunden; die

letzten Bataillone hatten acht Stunden lang in dem stärksten Regen auf einem Flecke stehen müssen. Ueber Hainspach rückte man in Böhmen ein und bezog am 30. bei Rumburg ein Lager. Die Vorhut, welche der Generallieutenant von Belling führte, rückte bis Schönborn und Schönlinde. Bei letzterem Orte stieß sie auf etwa hundert feindliche Reiter und nahm 35 Husaren und Dragoner nebst einem Rittmeister und einem andern Offizier gefangen.

Am folgenden Tage machte der Prinz Heinrich Rast, und alles Schadhafte wurde wieder ausgebessert. Dagegen marschirte Belling weiter über Georgenthal hinaus und warf die Kaiserlichen, auf die er auch hier traf, zurück. Westlich von der Lausche, der höchsten Spitze des Lausitzer Gebirges, giebt es eine Menge von kleineren Erhebungen, und zahlreiche Wälder bedecken den Boden. Belling besetzte nun die Pässe dieser Gegend und den wichtigen Tollenstein. Am 1. August marschirte Heinrich auf sehr schlimmen Wegen, die ein anhaltender Regen noch mehr verdarb, bis Georgenthal nach. Links von ihm stand Podgurski bei Waltersdorf und weiter zurück zwischen Ober- und Nieder-Haynewalde der Graf Solms mit den Sachsen. Möllendorf, welcher erst am 29. Juli aufgebrochen war, zog durch die Hohlwege von Hohenstein und Saupsdorf und fiel über Hermsdorf in Böhmen ein. Vier Verhaue mußten hier aufgeräumt werden, von denen der letzte besetzt war. So entspannen sich kleine Gefechte mit Kroaten. In einem Gehöfte, wo dieselben ihr ganzes Gepäck hatten, lagen etliche zwanzig Mann mit einem Oberlieutenant; diese wollten sich nicht ergeben, und indem das Haus in Brand gerieth, kamen sie insgesammt um. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August langte Möllendorf in Dittersbach an.

Die großen Schwierigkeiten, welche bis hierher zu besiegen gewesen waren, lagen nur in der Beschaffenheit des Landes, nicht in dem Widerstande, welchen der Feind leistete. Woher kam denn aber dies? Nachdem Möllendorf von Basberg wieder nach Sachsen umgekehrt war, hatte doch Laudon nicht nur richtig vermuthet, daß der Gegner sich nach der Lausitz wenden würde, sondern auch Muße genug gehabt, Vorkehrungen zu treffen. Leider fehlt uns beinahe jeder Aufschluß über die Handlungsweise des alten Feldmarschalls in diesem bedeutungsvollen Zeitabschnitt. Er war nach Gasdorf zurückgegangen; aber was er weiter für Pläne verfolgte, wissen wir nicht. Erst am Abend des 30. Juli erfuhr Joseph von ihm, daß die Feinde nach der Lausitz marschirten, und kleine Heeresabtheilungen über Hainspach und Rumburg in Böhmen eingefallen wären. Laudon sah in denselben nur ein preußisches Corps und beharrte bei dem Glauben, Heinrich zöge nach Zittau. Er setzte

sich nun, freilich etwas spät, auch dahin in Bewegung und suchte vor dem Prinzen nach Gabel zu gelangen, wo der Feldmarschall-Lieutenant Graf Gyulay stand. „Ich erwarte mit Ungeduld weitere Nachrichten, schrieb Joseph an seine Mutter; denn ich würde meinen Posten ebenfalls aufgeben müssen, wenn sich Laudon dort nicht halten könnte." Letzterer rückte den 1. August nach Neuschloß vor, welches ungefähr eine Meile südlich von Leipa liegt, und hier gingen ihm endlich die Augen auf; denn er erkannte, daß das, was ihm ein preußisches Corps geschienen, die Hauptmacht war. Gyulay verließ die starken Verschanzungen von Gabel, weil er umgangen und abgeschnitten zu werden fürchtete. Der Kaiser erschrak desgleichen. Er hatte den letzten Brief seiner Mutter noch nicht empfangen. Indem er ihr am Abend von der veränderten Lage Nachricht gab, sprach er sich am Schlusse dahin aus: es würde, sobald einmal ein unglücklicher Friede geschlossen werden sollte, noch am ehrenvollsten sein und einigen Trost gewähren, wenn dies geschähe, während die Heere die gegenwärtige Stellung inne hätten; denn auch die seinige schien ihm gefährdet, und er glaubte sowohl d'Alton als sich selbst bedroht, falls der Feind vor Laudon nach Gabel käme; sie müßten zurückgehen, und die Kreise Königgrätz, Bidschow, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz wären verloren.

Mit erleichtertem Herzen sah dagegen der Prinz Heinrich, daß es ihm gelungen, den Feind zu täuschen; aber er fühlte sich noch immer nicht frei von einer geheimen Angst. Er wußte, wie schlimm er daran wäre, wenn ein Glied seiner Kette reißen sollte. Die Verpflegung der Truppen wurde schwieriger, je weiter man vorrückte. Niemals verliert außerdem der vorsichtige Feldherr aus dem Auge, wie sich das Glück wenden kann. Heinrich dachte mit Schauder an die entsetzlichen Wege, die er theils hinter sich, theils noch vor sich hatte, wo seine Kanonen, seine Pulverkarren und Wagen zerbrachen oder umstürzten. Dort zurückzuweichen, von wo er gekommen war, schien ihm ganz unmöglich, und er suchte sich darum die Ausgänge nach Zittau offen zu halten. Besonders machte Gabel ihn besorgt, und er glaubte nicht eher froh sein zu dürfen, als bis er „dieses Nest" in seiner Gewalt hätte. Dem Feldmarschall Laudon, dessen Aufbruch von Gasdorf er noch nicht kannte, traute er, beinahe wie die Wiener, die Kühnheit zu, bei der ersten günstigen Gelegenheit einen Anschlag auf die Lausitz und Berlin auszuführen. „So lange Sie in Böhmen bleiben, schrieb er am 1. August von Georgenthal an seinen Bruder, und besonders wenn Sie nach Trautenau marschiren, und ein Corps Mittel findet über Hohenelbe hinaus zu dringen, können die Dinge gut gehen; aber wenn Sie das Land verlassen, muß ich das nämliche thun, und ich werde die größte Noth haben, aus

diesen schrecklichen Hohlwegen herauszukommen, wenn man von der feindlichen Hauptmacht Truppen hierher absendet."

Während der Brief in Ziffern umgesetzt wurde, kam von der Vorhut die Meldung, sie wäre bei Böhmisch-Zwickau auf einen stärkeren Feind gestoßen. Heinrich wußte noch nicht, wie es in Gabel stand, und glaubte, daß von dort Verstärkungen eingetroffen wären. Sogleich ließ er ein Dragonerregiment und vier Bataillone vorrücken, und Podgurski ward angewiesen, von Neu-Waltersdorf über Johnsdorf und Krumbach zu marschiren, um den Rückzug nach Gabel abzuschneiden; er sollte sich dann dieses Ortes im Vereine mit Belling bemächtigen. Aber Letzterer hatte die Verstärkung nicht abgewartet, sondern den Feind angegriffen. Es war ein vorgeschobenes Corps Laudons und bestand aus vier Bataillonen, von denen zwei Italiener, die andern beiden Kroaten waren, mit Scharfschützen, leichter Reiterei und Artillerie. Wenn der Generalmajor de Vins, welcher diese Truppen befehligte, wie es wahrscheinlich ist, die Päſſe von Georgenthal und den Tollenstein besetzen sollte, so kam er zu spät. Er ging überdies ohne Vorsicht zu Werke, sah sich umgangen und rettete sich in die Wälder. Jene vier Bataillone mit dem Dragonerregiment aber bezogen ein Lager auf den Höhen von Zwickau. Mit einigen Worten gab Heinrich dem Bruder noch von dem Vorgefallenen Nachricht. „Ich bin so ermüdet und entkräftet, schloß er, daß ich kaum weiß, was ich schreibe."

Während der Nacht suchte der geworfene Feind einen Ausweg, er stieß auf die Feldwachen im Rücken des preußischen Heeres, diese gaben Feuer und verwundeten zwei kaiserliche Offiziere. Die Truppen traten unter das Gewehr, und der Feind entwich nun abermals in die Wälder; aber in den nächsten Tagen wurde der größte Theil gefangen eingebracht. Heinrich berechnete den Verlust der Oestreicher auf 3000 Mann, von denen ungefähr die Hälfte den Preußen und Sachsen in die Hände fiel; darunter befanden sich beinahe 500 Kroaten, meist Peterwardeiner, gerade die besten, sammt allen Artilleristen; Kanonen und Fahnen waren ebenfalls erbeutet worden. Nur de Vins hatte mit seiner Vorhut, die auch aus Kroaten bestand, sich gerettet und schob die Schuld des Unfalles auf den gefangenen Obersten Bossi.

Am nächsten Morgen gegen vier Uhr brach der Prinz Heinrich von Georgenthal auf. Am Tollenstein vorbei durch einen fünf Viertelmeilen langen Wald in einem Engpaß auf einem Knüppeldamm und lauter Steinwegen, wo 1000 Mann mit zwei Kanonen genügt hätten, um das ganze Heer aufzuhalten, zog er unangefochten bis nach Röhrsdorf. Belling und Podgurski dagegen rückten nach Gabel vor, und die Sachsen kamen am 3. dahin, während auf der rechten Seite Möllendorf bis Kamnitz marschirte.

Der Prinz blieb in seiner Stellung an diesem Tage stehen. Trotz des glänzenden Erfolges, den er davon getragen, schrieb er an seinen Bruder: „Ich möchte das Unternehmen nicht wieder versuchen, und wenn man mir drei Königreiche gäbe; ich rathe Niemandem es nachzuahmen. . . . Das werden die letzten Dienste sein, die ich leisten kann. Ich will die größten Anstrengungen machen, um diesen Feldzug auszuhalten; weiter reichen aber meine Kräfte nicht, und ich bin außer Stande, das Gewicht einer Stellung zu ertragen, die eine fortwährende Spannung des Geistes verbunden mit einem festen und starken Körper verlangt." Uebrigens war er glücklich, Gabel und Zwickau zu haben. Von hier besaß er einen Ausgang nach Zittau, und dort ließ er die Sachsen bis an die Zähne sich verschanzen. Zum Rückzuge gezwungen zu werden schien ihm noch immer möglich, und er wünschte darum, sich wenigstens bessere Wege dafür offen zu halten. So viel er erfuhr, war Laudon nach Hühnerwasser und Weißwasser gezogen; er vermuthete nun, daß dieser ihn bei Gabel umgehen wollte; denn er ahnte nicht, wie kläglich es im Lager des Gegners aussah.

Der überlistete Feldmarschall war sehr kleinmüthig geworden; er bewegte sich am 2. wirklich in südöstlicher Richtung nach Hirschberg, jedoch nicht, um von dort aus Pläne zu verfolgen, wie sie der Prinz ihm zuschrieb, sondern um bei weiterem Vordringen des Feindes nach Kosmanos in der Nähe von Jungbunzlau zu marschiren und hinter der Iser Stellung zu nehmen. Er schickte zu dem Ende bereits Gyulay nach Turnau. Der Fürst von Liechtenstein blieb dagegen wenigstens vorläufig noch in Leitmeritz stehen, wohin er von Aussig schon gewichen war; aber er konnte sich dort nicht halten, wenn Laudon weiter zurückging, und wurde für diesen Fall angewiesen, die Richtung auf Prag zu verfolgen. Indem nun der Prinz Heinrich an diesem Tage noch bis Röhrsdorf vordrang, hatten die Preußen die größten Schwierigkeiten überwunden; denn das Hauptgebirge lag ihnen im Rücken. Das bestimmte denn nun auch Laudon, hinter der Iser Zuflucht zu suchen.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck alle diese Meldungen auf den Kaiser machten. „Ich bin fest entschlossen, schrieb er am 2. seiner Mutter, anstatt die Dinge so fortgehen zu lassen, lieber eine Schlacht zu wagen und den König anzugreifen, wo und wie schwierig es auch immer sein wird. Beinahe wie Verzweifelte müssen wir draufgehen, um eine Wendung hervorzubringen." Der Herzog Albert, Lascy und Hadik stimmten ihm wenigstens darin bei, daß man, wohl oder übel, etwas zu thun genöthigt wäre. Joseph empfing an demselben Tage Maria Theresias Brief vom 31. Juli, und er antwortete diesmal nicht mehr so schroff abweisend, wie ehedem. Ohne sich ausdrücklich

auf das, was sie geschrieben, zu beziehen, bat er nur, sie möge seinen Namen nicht einmischen, weil er von seiner Meinung und Ueberzeugung nicht abgehen könne; doch er werde jederzeit wissen, was er der Mutter schuldig sei, und sie niemals einem Schauspiel aussetzen.

Am folgenden Tage zeigte Laudon ihm noch einmal die Nothwendigkeit an, nach Kosmanos zu marschiren. Wie Joseph im Glücke zu viel hoffte, so übertrieben waren seine Befürchtungen im Unglück. Er besorgte nun, daß der Prinz Heinrich binnen zwei Tagen die Iser gleichfalls überschreiten würde; seine Stellung war dann unhaltbar geworden, und deshalb entwarf er mit seinen Marschällen schon am 3. einen Rückzugsplan. Er gedachte den Herzog Albert hinter die Adler zu schicken, um Friedrich an der Belagerung von Königgrätz zu hindern; Wurmser sollte mit seinen Husaren und drei Regimentern Infanterie von Opotschno aus die Verbindungen des Feindes bedrohen, und die Kroaten hinter den Teichen vor Pardubitz Stellung nehmen. Er selbst wollte bei dieser Stadt auf dem linken Ufer der Elbe mit den Truppen, die er im Anfange des Krieges nach Jaromirsch geführt, Stand fassen, um von hier aus entweder seinem Schwager oder Laudon, von dem er annahm, daß er etwa nach Brandeis zurückweichen würde, Verstärkungen zu senden, je nachdem es die Bewegungen der Preußen erforderlich machten. Der Plan war nur für den Fall der Noth entworfen, und Joseph dachte noch immer daran, lieber eine Schlacht zu wagen. Unter solchen zweifelhaften Aussichten begab er sich zur Ruhe; bevor aber noch der nächste Morgen graute, ward er aus dem Schlafe geweckt, um neue Vergleichsvorschläge Friedrichs, die Maria Theresia ihm gesendet, in Empfang zu nehmen und seine Meinung darüber auszusprechen.

Am 28. Juli hatte nämlich der König, um die Unterhandlung abzukürzen, einen vollständigen Friedensplan aufgesetzt, welcher sich von dem des 20. Mai nicht unwesentlich unterschied. Während er früher der Kaiserin zwei Bezirke zugestanden, bot er ihr jetzt nur einen an, nämlich das Land, das, zwischen Salza, Inn und Donau gelegen und an Oberöstreich grenzend, diese Provinz trefflich abrundete; dafür sollte sie aber auch Limburg und Geldern behalten und überhaupt nichts abtreten, sondern eine Million Thaler an Sachsen zahlen und gewissen oberlehnsherrlichen Rechten entsagen, von denen schon bei der Unterhandlung in Berlin die Rede gewesen war. In Bezug auf Ansbach und Baireuth wiederholte Friedrich seinen früheren Vorschlag und erwähnte so noch einmal des Planes, für die beiden fränkischen Markgrafschaften die Lausitz einzutauschen. Aber die Aussichten für diese Abrundung des preußischen Staates mögen sich schon damals als gering erwiesen haben, wenigstens wurde der Churfürst von Sachsen diesmal minder bedacht,

als im Mai; denn er sollte neben der von Oestreich zu zahlenden Summe von einer Million Thalern nur Mindelheim und den ganz kleinen Bezirk von Rothenberg, der im Nürnberger Gebiete lag, von Baiern als Vergütung für seine Allodialansprüche bekommen, dagegen alle Reichslehen, welche der Kaiser als erledigt eingezogen, von diesem an Carl Theodor übertragen werden. Am 20. Mai hatte ferner zwar Friedrich von Mecklenburg geschwiegen, aber schon früher gegen den Kaiser von einer Entschädigung gesprochen; er schlug nun vor, dem Schweriner Herzog entweder ein kleines Reichslehen zu geben oder ihm, wie er bereits am 17. Juli gerathen, das Privilegium de non appellando zu ertheilen, welches jede Berufung von den Landesgerichten an die Reichsgerichte verbot. Endlich sollte, was ohne Zweifel schon von Anfang an die Absicht des Königs gewesen war, für den Uebergang aller Gebiete, welche dem Churfürsten Karl Theodor aus der bairischen Hinterlassenschaft bleiben würden, auf die zweibrückische Linie vertragsmäßig Sorge getragen werden. Friedrich wollte jeden neuen Zündstoff vorsichtig bei Seite schaffen und die Angelegenheit unter seiner Mitwirkung so weit ordnen, daß alle Nebenunterhandlungen zwischen einzelnen betheiligten Mächten wegfielen.

Indem der König diesen Plan einschickte, bat er die Kaiserin, sie möchte seine Vorschläge, wenn sie dieselben nicht annähme, wenigstens als einen Beweis von der Aufrichtigkeit, mit welcher er auf ihre friedlichen Absichten einginge, betrachten und seinem Wunsche beimessen, so vielen unschuldigen Völkern die Leiden zu ersparen, die der Krieg unvermeidlich nach sich zöge.

Maria Theresia mußte nun von Neuem überlegen. Sie fand die zuletzt aufgestellten Bedingungen schlechter als die vom 17. Juli; doch es wunderte sie nicht. „Das ist preußische Weise, meinte sie, und vielleicht hat die Ankunft der Minister dazu beigetragen, die an Sachsen und Zweibrücken verkauft sind.“ Finckenstein und Hertzberg gegen die hier ausgesprochene Verdächtigung zu vertheidigen ist unnöthig; ob sie wirklich die früheren Vorschläge zu günstig für Oestreich erachtet und den König zu Aenderungen bewogen haben, oder ob er Manches für die folgenden Unterhandlungen aufgespart oder besondere Gründe für sein damaliges Verfahren gehabt hat, das muß dahingestellt bleiben.

Die Kaiserin ließ nun Thugut nicht abreisen, sondern ersuchte den König, weil die von ihm überschickten Vorschläge zu ihrem großen Bedauern den Stand der Dinge so sehr veränderten, um eine neue Frist. Sie wollte doch erst die Meinung ihres Sohnes hören, dessen Rath und Mitwirkung sie seltsamer Weise zu erlangen hoffte. Sie war bereit, Alles wieder herauszugeben, wenn nur der Schein gewahrt würde. Letz-

teres geschah nach ihrer Ansicht, wenn die Könige von Preußen so lange darauf verzichteten, Baireuth und Ansbach mit Brandenburg zu vereinigen, als mehrere Prinzen des Hauses Hohenzollern lebten. Ja, sie zog eine solche Beilegung des Streites allen übrigen vor. Aber sie war doch zu verständig, um zu glauben, daß der König dies annehmen würde. Folglich mußten weitere Vorschläge folgen. Im Februar hatte Joseph, wie bereits erzählt worden ist, dem Churfürsten Carl Theodor angeboten, der obere Theil des Inn sollte bis Wasserburg die Grenze bilden und von da über Landshut, Langquaid, Perbing, Donaustauf, Nittenau, Neuburg, Roetz und Waldmünchen eine Linie gezogen werden. Nur dem Sohne zu Liebe gewann es Maria Theresia über sich, diesen Vorschlag dem Könige zu machen. „Wenn Friedrich durchaus die Lausitz haben will, meinte sie, so kann er darüber hinweggehen, indem er seinen Verbündeten verräth; aber gern wird er nicht zustimmen.“

Die zweite Grenze hatte sie eigenhändig und ohne daß Kaunitz darum wußte, mit rothen Punkten auf einer Karte bezeichnet; dieselbe ging am Inn weiter hinab, als die vorige, nämlich bis Marktel, und berührte dann Pfarrkirchen, Osterhofen, Viechtach und Waldmünchen. Der Theil Baierns, welcher an Oestreich nach der so gezogenen Linie kommen sollte, war bedeutend kleiner; aber nun blieb auch die Lausitz außer Betracht, es ist sogar fraglich, ob in diesem Falle die Kaiserin Lust hatte, den Anfall der fränkischen Markgrafschaften an Brandenburg zuzugeben. Ihrem Briefe mangelt es leider an der wünschenswerthen Deutlichkeit, und die Papiere, welche sie dem Sohne mitschickte, sind uns unbekannt.

Um Joseph willfähriger zu machen, schrieb ihm Maria Theresia, daß der junge Lehrbach in Ansehung der von Carl Theodor zurückverlangten Aemter die Sache sehr zweifelhaft gefunden hätte; neun müßten bereits erwiesenermaßen wieder an Baiern kommen, und von den übrigen fürchtete sie, daß mindestens acht für Oestreich ebenfalls verloren wären. Lehrbachs Entgegnung nannte sie geradezu pedantisch und sophistisch, und die Zurückgabe der ersten neun Aemter hatte sie nur in der Hoffnung hinausgeschoben, daß man sich über die Grenze bald verständigen würde.

Maria Theresia legt nun das Geschick der Monarchie in die Hände des Kaisers; aber darauf macht sie ihn aufmerksam, daß er sein Handeln auch vor sich und bei Gott verantworten müsse. Sie ruft ihm ins Gedächtniß zurück, wie die ersten Leiden des Krieges ihn gerührt haben, und frägt, ob er etwa schon mit dessen unglücklichen Folgen vertraut geworden sei. Sie ermahnt ihn, mit Bedacht und ohne Vorurtheil zu überlegen. Die Entscheidung, die er treffen wird, verspricht sie auszu-

führen; aber sie verlangt, daß dieselbe deutlich sei, und daß Joseph, wenn er sich für den Frieden erkläre, keineswegs an der Stelle der von ihr bezeichneten Grenzen ganz andere vorschlage, sondern nur kleine Berichtigungen anbringe. Tritt er dagegen für die Fortsetzung des Krieges ein, so fordert sie von den vier Marschällen ein rein militärisches Gutachten, ob es möglich sei, in der gegebenen Lage bei den Streitkräften, die beide Theile haben, so in der Vertheidigung zu bleiben, daß der Feind nirgends auf östreichischem Boden Winterquartiere beziehen könne, und den Uebergang zum Angriffe von den Ereignissen zu erwarten.

Im Augenblicke war ein solches Gutachten wirklich schwer abzugeben; aber die Kaiserin wußte noch nicht, wie gewaltig die militärische Lage sich inzwischen geändert hatte. Mit der äußersten Bestürzung empfing sie die betrübende Kunde davon, und die Aussicht auf einen verzweifelten Kampf, welche Joseph ihr machte, war für sie schrecklich. Sie schickte sein Schreiben vom 2. August an Kaunitz mit einigen begleitenden Zeilen: „Senden Sie mir Binder her, wenn Sie nicht selbst kommen können. Nach diesem Briefe muß Thugut ohne Säumen zurückgeschickt werden. Jetzt ist mir Ihr Rath, Ihre Standhaftigkeit sehr nothwendig; denn die meinige fängt an zu wanken".

Ob der Staatskanzler oder an seiner Stelle der Geheime Rath Binder gekommen ist, und was sie beschlossen haben, wissen wir nicht[1]). Vermuthlich mahnte Kaunitz aus Furcht vor Joseph, man möge noch dessen Antwort abwarten. Dieselbe traf am 5. Mittags ein. Der Kaiser stellte zwar die Entscheidung gänzlich dem Willen der Mutter anheim, äußerte sich aber diesmal nicht so ergeben, wie in den Tagen vorher; denn die neuen noch ungünstigeren Bedingungen hatten ohne Zweifel seinen Stolz empfindlich verwundet. Er sprach wiederum davon, entweder müsse die Mutter den letzten Mann und den letzten Thaler wagen, alle

1) Maria Theresia an Joseph am 15. Mai: J'expédie le garde à l'ordinaire sans savoir si Kaunitz vous enverra des dépêches ou non, ne l'ayant vu depuis le courrier de Cobenzl. J'ai cru qu'il viendra aujourd'hui; je ferai chercher demain Binder, ne doutant point qu'ils travaillent à vous envoyer un courrier. Am 22. Mai: Je n'ai pas vu Kaunitz depuis le 3 de mai; j'ai fait chercher Binder .... Je lui ai donné des notes pour en parler à Kaunitz et lui marquer que je voudrais lui parler .... J'ai fait dire tout ceci à Kaunitz avant-hier par Binder; voilà deux jours encore de passé, pas un signe de vie! Je ne peux me rendre comme vous chez lui pour l'exécuter. Joseph an Leopold 22. März 1779: Voici trois jours qu'il a écrit cet avertissement, et il n'a pas envoyé une feuille de papier, ainsi que S. M. n'en sait pas encore un mot. Néanmoins lui va à son manège, à tous les concerts, ne se dérange pas. Am 14. April: Le prince Kaunitz n'est plus à voir, il faut lui arracher chaque lettre qu'il reçoit, et pour les réponses la même chose.

Mittel gebrauchen und den Krieg auf Tod und Leben führen, oder sie müsse, wenn sie dieses große Spiel nicht spielen wolle, so schnell als möglich und auf jede Bedingung hin Frieden schließen. Ihrer Entscheidung verhieß er sich zu fügen und von seiner Mitregierung kein Recht des Einspruches herzunehmen; aber er stellte der Mutter zugleich in Aussicht, daß er die nothwendigen Maßregeln treffen würde, damit der Staat unter dieser Meinungsverschiedenheit nicht mehr litte. Die Punkte, welche die Mutter auf der mitgeschickten Karte gezogen, mißfielen ihm gänzlich, und wenn einmal ein solcher Schritt geschehen sollte, so erschien es ihm viel besser, dem Churfürsten Carl Theodor Alles zurückzugeben, die Entscheidung in Bezug auf Sachsen und die übrigen Prätendenten dem Reichstage zu übertragen und den König nichts gewinnen zu lassen. Joseph wünschte wenigstens eine Leidenschaft zu befriedigen, den Haß gegen Preußen. Er verlangte von den Marschällen kein Gutachten. „Was könnten sie mir sagen, schrieb er, das ich nicht wüßte?“ Da Laudon bereits daran verzweifelte, die Iser zu behaupten, so begehrte der Kaiser einen schnellen Entschluß von seiner Mutter, und sie willfahrte denn auch diesem Wunsche des Sohnes gern. Mit den Bedingungen, welche Joseph gesehen, reiste Thugut in der folgenden Nacht zum Könige, den er vor neunzehn Tagen verlassen.

Die Kaiserin bat alsdann ihre Tochter, die Bemühungen des Grafen Mercy bei Ludwig XVI zu unterstützen. Sie verlangte keine wirkliche Theilnahme am Kriege; sie wollte zufrieden sein, wenn Regimenter und Generäle bestimmt oder zusammengezogen würden, um den Oestreichern zu Hilfe zu kommen, wenn die Hannoveraner oder Andere mit dem Feinde sich verbänden. „Frankreich wird niemals einen aufrichtigeren Freund und Verbündeten haben als uns, bemerkte sie, so viel wir es auch äußerlich an Aufmerksamkeiten und Liebkosungen fehlen lassen“[1]. Ferner setzte sie Joseph von der Abreise Thuguts in Kenntniß. Sie beschwor ihn wieder, sich zu schonen und zu erhalten und nicht in Verzweiflung zu fallen. Jeden Schimpf war sie bereit auf sich zu nehmen, sie wollte mit Freuden in die Grube fahren, wenn sie nur ihn und ihre Länder retten und auf sein Herz rechnen könnte, daß er sie beklagen und nicht hassen und die treue Liebe, die sie ihm vor allen ihren Kindern geschenkt, anerkennen würde. Die große Herrscherin suchen wir vergebens; aber mit gerührter Seele begleiten wir die zärtlichste der Mütter auf ihrem leidvollen Pfade.

In denselben Tagen nagte der Unmuth auch an dem Herzen Friedrichs. Er schätzte die Truppen, die ihm gegenüberstanden auf 80,000

1) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 6. August.

Mann, sie sollten 1000 Kanonen und 300 Minen haben; die Feinde vermehrten letztere noch immer und fuhren fort sich zu verschanzen. „Eher könnte man Lille in Flandern belagern als sie", meinte der König. Er sann umsonst auf Mittel, den Oestreichern in den Rücken zu kommen; die Wege, welche sich dafür etwa finden ließen, waren für die Geschütze nicht zugänglich und deshalb unbrauchbar. Die Schwierigkeit der Verpflegung hielt ihn schlechterdings ab, nach Hohenelbe, wie der Prinz Heinrich ihm vorgeschlagen, ein Corps zu schicken; er fürchtete ferner, wenn dasselbe nach Gabel zu gelangen suchte, daß die Oestreicher ihre dritte Linie sammt der Reserve dagegen absenden würden, und er wollte seine Truppen um keinen Preis einem Unfall aussetzen, wie er im Jahre 1759 bei Maxen sich ereignet hatte.

Je weniger nun Friedrich selbst in der Lage war, Vortheile zu gewinnen, desto mehr erfreuten ihn die Nachrichten von dem Vordringen seines Bruders; er dankte daher demselben äußerst herzlich. Dem Generallieutenant von Belling hatte der Prinz Heinrich 1000 Thaler zum Lohne für die geleisteten großen Dienste geschenkt und ihn dann noch dem König empfohlen. Friedrich verehrte dem tapfern und glücklichen Kriegsmanne den schwarzen Adlerorden und eine jährliche Zulage von 1000 Thalern, er bewilligte ferner mit Vergnügen drei Beförderungen, eben so viel Adelsbriefe und zwölf Verdienstkreuze, um welche Heinrich gebeten. Eben war ihm ein bedeutender Mehltransport im Gläzischen von dem kecken Feinde verbrannt worden. „Aber Sie haben ein gutes Pflaster auf diese Wunde gelegt, scherzte der König, und ich denke so nicht mehr daran".

Auch aus Petersburg empfing er um diese Zeit fröhliche Botschaft, die er dem Bruder schleunig mittheilte. „Sie haben weit mehr gethan, als Sie glauben, schrieb er. Sie haben ein feindliches Corps in Böhmen aufgehoben; das ist viel. Aber Ihr Brief an die Kaiserin von Rußland hat mehr bewirkt, als eine Schlacht. Sie hat sogleich beschlossen, sich für uns offen zu erklären; sie will die Oestreicher aus Lodomirien und Pokutien vertreiben und das Haus Habsburg zwingen, Gerechtigkeit und Billigkeit in Deutschland wieder herzustellen. Was bin ich Ihnen nicht schuldig? Sein Sie versichert, daß die Erinnerung daran nur mit meinem Leben erlöschen und meine Erkenntlichkeit, sobald ich nur im Stande bin es zu thun, nicht unfruchtbar sein wird".

Inzwischen war der Gefeierte nicht müßig geblieben, sondern schon am 4. wieder aufgebrochen und bis nach Schwoike gekommen. Er lagerte sich dergestalt, daß er jeden Versuch des Feindes auf Gabel vereiteln konnte; denn er wollte sich um keinen Preis den Rückzug über Zittau abschneiden lassen. In diese Stadt wurde die Feldbäckerei ver-

legt. Auf dem rechten Flügel marschirte Möllendorf am 5. bis Langenau; der Husarenoberst von Usedom besetzte Sandau mit seinem Regiment und einem Freiwilligen-Bataillon und ging, als ihm ein Grenadierbataillon am 6. gefolgt war, mit seinen Truppen auf Kundschaft nach Graber. Der Feind wich nach kurzem Scharmützel zurück, worauf ein Rittmeister mit hundert Pferden bis nach Leitmeritz vordrang und die in dem dortigen Magazin befindlichen Vorräthe verzeichnete. Denselben Tag war Heinrich in Gabel, wo er Belling und Podgurski anwies, einen Streifzug gen Aycha zu unternehmen [1]). Die vielen Wälder, an denen Böhmen reich ist, erschwerten es dem eindringenden Feldherrn sehr, genaue Nachricht von der Stellung der Kaiserlichen zu erlangen. Platen empfing nun auch Befehl, wenn Liechtenstein Türmitz verlassen haben sollte, von Maxen und Hausdorf aufzubrechen.

Dachte denn aber Laudon, so frägt man verwundert, an gar keinen Widerstand mehr? Am 5. hatte Joseph ihm acht Bataillone zur Verstärkung und den Feldmarschall-Lieutenant Rouvroy, um den er gebeten, mit dem Auftrage geschickt, daß er am folgenden Tage versuchen sollte, wenigstens die feindliche Vorhut zurückzuwerfen. Aber er wagte das nicht, er suchte vielmehr eine neue Stellung, wo er den Prinzen Heinrich aufhalten und dessen Annäherung an den König verhindern könnte. Laudon hatte den einen Theil des gesammten Vertheidigungsplanes durchlöchert, und wenn er noch weiter zurückging, so warf er auch den andern über den Haufen. Schon traf Joseph in der Stille Vorbereitungen, um das Heer von Jaromirsch ohne Verlust hinwegzuführen; denn unangreifbar erschien ihm der König in seinen Bergen. Doch nur der äußersten Nothwendigkeit wollte der Kaiser weichen. Niedergeschlagenheit und Stolz kämpften in seiner vom höchsten Unmuth erfaßten Seele. Da empfing er die Nachricht von der Abreise Thuguts, und ein neuer Stich traf sein todtwundes Herz. Daß er trotz der frühzeitigen Warnungen der Mutter den Streit heraufbeschworen, vergaß er gänzlich, er dachte nur an die durch den preußischen Einmarsch erlittene schwere Kränkung und konnte damit die Unterhandlung, welche bevorstand, nicht zusammenreimen. Er hatte von den Vorschlägen Maria Theresias noch am meisten den gebilligt, daß Carl Theodor die abgetretenen Gebiete zurückerhalten sollte. Jetzt bildete sein herrischer Sinn diesen Gedanken um. Nach seiner Auffassung hätte man dem Könige Folgendes erklären müssen: man zeige sowohl in Regensburg als in München an, daß man Alles wieder herausgebe, man befehle den östreichischen Civil- und Militärbehörden, Baiern zu räumen, und weil dadurch der Grund des Krieges

1) Sie führten den Befehl am 7. aus. Milit. Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck, herausgegeben von K. Zabeler, II, 2, 178.

aufhöre, so erwarte man den unverzüglichen Rückzug der Preußen; die andern Ansprüche sollen dann dort Erledigung finden, wo man es für gut halten werde. Kein Wort wollte der Kaiser dagegen über Ansbach und Baireuth gesagt haben, sondern später auf dem Reichstag, in Versailles und in Petersburg erklären lassen: der Wiener Hof stelle die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg auf eine Linie mit seiner bairischen Erwerbung und werde demgemäß handeln. Joseph dachte sich weiter, daß man, bis jener Fall einträte, das Heer vermehren, Alles noch besser in Stand setzen und eine und die andere Festung bauen müßte. Uebrigens blieb er dabei, den Schritt, welchen Maria Theresia gethan, zu verurtheilen. Mochte sie die Schmach der Erniedrigung auf sich nehmen wollen, dem Kaiser schien es unmöglich, daß die Welt zwischen ihr und ihm unterschiede. „Man wird sich auf meine Kosten lustig machen", schrieb er an sie. Die Arbeiten und Verbesserungen der letzten sechzehn Jahre, das Ansehen und den Credit, welchen man im Auslande gewonnen, sah er auf immer oder wenigstens auf lange verloren, und er empfand es aufs Bitterste, gerade in diesem Zeitabschnitte zu leben und eine solche Rolle zu spielen. Auf wieviel Mißgeschick er sich auch gefaßt gemacht hatte, was die Mutter gethan, war ihm völlig unerwartet gekommen, und er meinte, daß er lieber Einsiedler geworden wäre, wenn er so etwas hätte ahnen können. Erfolgte nun noch ein schimpflicher Friede, so blieb er der Ansicht, er müßte sich vor aller Welt rechtfertigen. Er wollte dann das Heer verlassen und, ohne Wien zu berühren, nach Italien zu seinem Bruder reisen und sich bei Lebzeiten der Mutter von allen Geschäften fern halten.

Aber noch war das Maß seines Leides nicht voll. Durch die erwähnten Streifzüge hatte der Prinz Heinrich erfahren, daß nicht allein Aussig, sondern auch Leitmeritz von dem Feinde geräumt war, Laudon zwischen Münchengrätz und Backofen stand, und ein vorgeschobenes Corps bei Turnau die Zelte aufschlug. Er marschirte nun mit dem Hauptheer am 9. nach Niemes. Die kostspieligen Verschanzungen, welche die Oestreicher hier und bei Gabel in den letzten beiden Monaten gemacht, befanden sich in den Händen der Preußen, die von Türmitz waren durch den Rückzug Liechtensteins ebenfalls unnütz geworden, und den alten Feldmarschall ergriff abermals der Schrecken. Die einlaufenden Nachrichten widersprachen einander. Er wartete darum noch die Bestätigung ab und schrieb erst am folgenden Tage, nachdem er sichern Aufschluß über die neuen Stellungen des Feindes erlangt, an den gespannten Kaiser. Laudon vermuthete, daß die Preußen in drei Colonnen anrücken und suchen würden, in die Flanken ihn zu nehmen. Der Posten von Turnau schien ihm nun zwar so beschaffen, daß sie da schwerlich durch-

bringen könnten, wohl aber hielt er dies für möglich zwischen jenem Ort und Münchengrätz, weil das Gebirge, welches auf seinem rechten Flügel lag, ihn hinderte, das Corps in Turnau zu unterstützen; denn er liefe schlechterdings Gefahr, wenn er deswegen seine Stellung verließe, von der großen Armee und der Elbe abgeschnitten zu werden. „Ich muß also, fuhr er fort, hier den Prinzen Heinrich erwarten, und ungeachtet es wider alle Regeln der Kriegskunst ist, mit dem Feinde gezwungen zu schlagen, es doch nach Eurer Majestät höchstem Befehl auf den Zufall ankommen lassen". Laudon versicherte weiter, bei einer Niederlage würde der größte Theil des Heeres und der Geschütze völlig verloren gehen, und der Kaiser selbst einem äußerst gefährlichen Rückzug ausgesetzt werden. „Ich sehe mich also genöthiget, schrieb Laudon weiter, Eurer Majestät von allem dem die schleunigste Meldung zu machen und eben so schleunig um den klaren und entscheidenden Befehl zu bitten, daß ich stehen bleiben und mit dem Feinde schlagen soll; denn nachdem ich immer zu versichern die Ehre gehabt habe, daß die Iser gegen einen so sehr überlegenen Feind unmöglich zu vertheidigen sei, würde ich denselben hier auch nie erwarten, wenn Eure Majestät deswegen nicht stets in mich gedrungen hätten". Weil aber Joseph bisher zugleich Laudons eigener Beurtheilung noch etwas eingeräumt hatte, so erklärte jetzt der alte Feldmarschall, daß er es auf diesen äußersten Fall nicht würde ankommen lassen und sich daher als ein ehrlicher Mann, um sein Gewissen und seine erworbene Ehre rein zu behalten, durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers gedeckt wissen müßte. „Ich kann hierbei, fuhr er fort, nichts Anderes als mein Leben opfern, und dieses will ich gern hingeben, das mögen Eure Majestät überzeugt sein. Ob aber durch den Verlust einer Schlacht die gegenwärtigen Umstände gebessert oder verschlimmert werden, unterwerfe ich Allerhöchst Dero eigener Einsicht".

Schon seit etlichen Tagen stand Joseph auf dem Sprunge, zu Laudon zu gehen. Jetzt besann er sich nicht lange, sondern schickte das empfangene Schreiben an Mariä Theresia, welcher er mit wenigen Worten seinen Entschluß anzeigte, selber nach den Dingen zu sehen, weil Alles darauf ankäme, diese Stellung nur im äußersten Nothfall aufzugeben. Er eilte dann nach Münchengrätz, wo er noch in der nämlichen Nacht eintraf. Er fand den alten Feldmarschall sehr unruhig und unentschlossen und bereit, noch weiter zurückzugehen, die Zelte waren schon abgebrochen. Der Feind stand wohl noch in ziemlicher Entfernung, aber Husaren ließen sich am 11. sehen, und man glaubte daher, daß die Preußen wieder vordrängen. Doch bestätigte sich die Vermuthung nicht. Joseph ließ nun sorgfältig untersuchen, ob es möglich wäre, dem Feinde

den Uebergang über die Iser zu verwehren. Einige Tausend[1]) wallonische Truppen, die auf ihrem Marsche durch das Reich Klagen der Bevölkerungen hervorgerufen hatten, Fußvolk und Reiterei, kamen am 12. ins Lager. Es gab sehr stattliche Menschen darunter; aber die Pferde waren so mitgenommen, daß Joseph fürchtete, zwei Divisionen würden in diesem Kriege nicht dienen können. Im Ganzen belief sich nun die Streitmacht an der Iser auf ungefähr 70000 Mann.

Zuerst faßte sich der Kaiser in den Meldungen an seine Mutter kurz; aber am 13. schrieb er ausführlicher: „Wir schwimmen hier noch immer in derselben Ungewißheit; fern vom Feinde, durch große Wälder und durch Schluchten von ihm getrennt, haben wir keine Nachrichten, folglich verbringt man den Tag damit, daß man hin und her überlegt, ohne zu wissen, was vorgeht, und ohne Beschäftigung zu haben .... Ich glaube, wenn ich nicht gekommen wäre, würden wir nicht mehr hier stehen, noch mein Heer an der Elbe. Ich bürge nicht dafür, wie lange das dauern wird; immerhin aber gewinnt man etliche Tage, welche sehr vortheilhaft werden könnten, wenn die begonnene Unterhandlung sich vorher beendigen ließe". Kein Ausdruck des Unwillens folgte diesen Worten; wie bei Heinrichs erstem Vorrücken, so scheint Joseph sich auch jetzt in sein Schicksal gefunden zu haben.

Ueber den alten Feldmarschall berichtete der Kaiser, demselben fehle fast alles Vertrauen zu seinen Generälen, er stimme mit ihnen schlecht und mache ihnen zuweilen sehr empfindliche Complimente, z. B. daß er sich auf keinen Menschen verlassen noch Jemandem einen Auftrag geben könne; er schwatze ferner mit seiner Umgebung zu viel über Alles. Noch schärfer und unumwundener äußerte sich Joseph am folgenden Tage. „Hier ist weder Haupt noch Ordnung, schrieb er. Bei Heinrichs Einfall hat Laudon den Kopf verloren, und zwar vollständig. Anstatt nach dem verabredeten Plane die Verschanzungen und die Stellung von Niemes zu behaupten, hat er sich, man kann es so nennen, bis hierher geflüchtet, ohne nur einen Schuß zu thun oder den Feind gesehen zu haben. Er hat die Elbe dadurch aufgegeben und ohne den geringsten Widerstand den Gegner aus den Bergen herauskommen lassen .... Er ist in Verzweiflung über das, was er gethan, er fühlt es und wünscht sich den Tod; aber das Uebel ist unheilbar, und eines schönen Tages werden wir hinter der Elbe stehen, wenn der Friede nicht vorher kommt, was, wenn es geschehen soll, je früher, desto besser sein würde .... Morgen will ich von hier wieder abreisen, ich gehe mit Kummer weg; denn

1) Nach einem preußischen Bericht aus Prag bei Henckel von Donnersmarck II, 2, 177 waren es 4300 Mann, darunter 480 Dragoner.

ich fürchte, daß der geringste Lärm unsern Abzug bewirken wird. Aber es ist unmöglich, die Widersprüche, die Verwirrung, welche hier herrscht, zu schildern. Jedermann ist erschöpft, besonders die leichten Truppen sind über die Maßen abgemattet, und ich kann das nicht abstellen, ohne dem Marschall alles Ansehen zu nehmen, welches ich ihm doch für eine große Gelegenheit bewahren muß, wo er uns vielleicht sehr nothwendig und nützlich sein wird".

Auch aus dem Fürstenthum Troppau erfuhr Joseph einen Unfall, der ihn sehr erbitterte. Die preußischen Heerführer Werner und Stutterheim hatten dort den General von Knebel am 11. August bei dem Dorfe Glomnitz überfallen und mit geringem eigenen Verluste geworfen; 6 Officiere, 24 Unterofficiere, 2 Trompeter und 359 Gemeine waren in Gefangenschaft gerathen, und 400 Pferde sammt dem ganzen Gepäck erbeutet worden. „Eine Ueberrumpelung am hellen Tage ist für jeden General unverzeihlich", bemerkte Joseph und befahl, Knebel festzunehmen und die Sache genau zu untersuchen.

Mit Recht schmerzte die verwundete Waffenehre das empfindliche Soldatenherz des Kaisers; aber für den Fortschritt des Krieges blieb die kleine Niederlage gänzlich ohne Bedeutung. Schwer fiel es dagegen ins Gewicht, daß der Prinz Heinrich um diese Zeit auch auf dem linken Ufer der Elbe sich festsetzte. Platen, den er angewiesen, nach Linay am Bieleflusse südwestlich von Aussig zu marschiren, war über Nollendorf am 11. dahin gekommen und am folgenden Tage noch bis Lowositz gerückt, seine Vorhut aber unter dem Generalmajor von Sobeck hatte Leitmeritz besetzt, dessen Brückenschanze fast eine Art von Belagerung unter andern Umständen nothwendig gemacht haben würde; denn sie war mit gemauerten Festungswerken versehen und mit 1½ Fuß starken eisenbeschlagenen Pallisaden, doppelten Wolfsgruben und Verhacken umgeben und konnte drei Regimenter fassen; 1976 Centner Mehl, 2943 Scheffel Gerste, 193 Scheffel Hafer, 1307 Centner Heu und 35 Faden Holz, die in dem Magazine der Stadt lagen, fielen den Preußen in die Hände. Die Stellung Leitmeritz-Niemes, welche Laudon hatte behaupten sollen, war unrettbar verloren.

In hellem Glanze strahlte so das Feldherrntalent des Prinzen Heinrich, dessen Siegeszug der hocherfreute König mit wachsenden Beifallsbezeigungen begleitete. „Sie haben meine Erwartung übertroffen", schrieb Friedrich am 9., und am 11.: „Ich lerne mit Entzücken Ihre ganzen Erfolge kennen. Wir stehen hier mit untergeschlagenen Armen, bewundern Ihre Thaten und beschränken uns auf das Verdienst, die geduldigsten der Menschen zu sein". Der König versprach näher an Hohenelbe

zu rücken und zu untersuchen, ob sich trotz tausend Schwierigkeiten dort etwas finden würde, was ein verständiger Mensch unternehmen könnte.

Wenn es den beiden preußischen Heeren gelang, sich zu vereinigen, so war der Tag einer großen Entscheidung nicht fern; denn bei den Verhaltungsbefehlen, welche Thugut nach Welsdorf mitgenommen, blühte der von Maria Theresia ins Werk gesetzten Unterhandlung kein fröhliches Ende. Die Kaiserin selbst entsagte der Hoffnung, als sie die Kunde von den fortgehenden Erfolgen des Prinzen Heinrich vernahm. Beinahe noch mehr peinigte sie das üble Verhältniß, in welches sie zu Joseph durch ihren Friedenseifer gerathen war. Sie berief sich wohl auf die guten Absichten, die sie gehabt, und mit gottergebenem Sinne betrachtete sie sich als ein Werkzeug der Vorsehung; aber es schmerzte sie doch tief, daß sie bestimmt sein sollte, wie eine Geisel das Liebste, das sie auf der Welt hatte, zu martern. „Ich bin trostlos, schrieb sie am 9. an den Sohn, ich habe für den Rest meiner Tage die Freundschaft und das Vertrauen desjenigen verloren, welcher mich seit 36 Jahren allein aufrecht erhalten hat. Ich betrübe ihn, ich bringe ihn zur Verzweiflung". Sie schloß ihren Brief mit der erneuten Bitte, Joseph möge sie beklagen und ja nicht hassen. In einem wechselvollen Leben hatte sie viel Trauriges erfahren. Doch eine lange Reihe glücklicher Tage schied sie von den gewaltigen Stürmen jener früheren Zeiten, und die Wunden der Vergangenheit brannten nicht mehr. So erschien denn der alten Kaiserin die Gegenwart schrecklicher als Alles, was sie vormals erlitten. Ihr ganzes Sein ging auf in dem Wunsche, daß ihr der geliebte Sohn erhalten bleiben und die Sache zu Ende kommen möchte. Darum sah sie den Nachrichten aus Welsdorf gespannt entgegen; denn am schwersten trennt sich der Mensch von der Hoffnung.

VI.

Auch die aufrichtigste Friedensliebe kann einen falschen Weg einschlagen. Maria Theresia erbot sich zuerst, wie erwähnt worden ist, Alles, was ihre Truppen in Baiern und der Oberpfalz besetzt hielten, wieder herauszugeben und den Churfürsten Carl Theodor von den durch den Vertrag vom 3. Januar eingegangenen Verpflichtungen zu entbinden, wenn Friedrich der Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg für sich und seine Nachfolger entsagte, so lange jüngere Prinzen des Hauses Hohenzollern lebten. Sollte der König von Preußen gleichsam Strafe dafür zahlen, daß er es gewagt hatte, sich in die bairische Sache zu mischen? Ueberdies lauteten die Schlußworte verfänglich; denn indem die „andern" Betheiligten auf den reichsgesetzmäßigen Weg verwiesen wurden, blieb es durchaus dunkel, ob das Haus Habsburg oder Carl Theodor den Gegensatz hierzu bildete. Legte man der Stelle letzteren Sinn unter, so gewann der Wiener Hof die Möglichkeit, mit seinen Ansprüchen noch einmal hervorzutreten. Maria Theresia dachte freilich nichts Arges, und Joseph hatte seine Mutter richtig verstanden; allein das gewährte, selbst wenn es Friedrich erfahren hätte, keine Sicherheit. Der verschlagene Staatskanzler konnte wenigstens einen solchen Streit heraufbeschwören, um das verhaßte Sachsen für sein Bündniß mit Preußen zu bestrafen, indem er verlangte, daß entweder Oestreich auch zugelassen oder alle Mitbewerber des pfälzischen Hauses abgewiesen werden müßten. Und gab Kaunitz nicht, wenn er letzteres durchsetzte, dem König einen empfindlichen Streich? Denn Niemand zieht sogleich wieder das Schwert, das er eben erst in die Scheide gesteckt. Aber Friedrich II verwarf das Ansinnen, welches man ihm stellte, sah noch den nächsten Vorschlag und schickte dann den Abgesandten der Kaiserin nach Braunau, wo die preußischen Minister die Unterhandlung weiter führen sollten.

Thugut zeigte hier noch einmal den bereits abgelehnten Antrag und überreichte darauf den zweiten, d. h. er schlug die Grenzlinie vor, welche Kaunitz dem Churfürsten Carl Theodor im Februar angeboten hatte. Doch verstand sich Maria Theresia zu einem größeren Ersatze; denn sie wollte von ihren Ansprüchen nur eine Million Einkünfte voraushaben und das pfälzische Haus für das Uebrige durch die zerstreut liegenden östreichischen Besitzungen in Schwaben entschädigen, und wenn sich dies als nicht hinreichend erwiese, so war sie bereit, auch noch einige niederländische Stücke dazuzufügen oder einen Theil der bairischen Landesschuld zu übernehmen. Verglichen mit der ursprünglichen Forderung wog die neue bedeutend leichter; jedoch die Abschätzung nach dem Ertrage mußte den Gewinn des Wiener Hofes beträchtlich vermehren, da die östreichischen Länder weit höher mit Steuern belastet waren, als die bairischen. Auch die Zusammensetzung der Commission, welche den Umfang der zu leistenden Vergütigung ausmitteln sollte, war zu Ungunsten des pfälzischen Hauses eingerichtet; denn der Vorschlag legte die Ernennung der drei Bevollmächtigten derselben in die Hände der Kaiserin, des Churfürsten Carl Theodor und des Herzogs von Zweibrücken. Es war also zu fürchten, daß Letzterer stets in der Minderheit bleiben und folglich übervortheilt werden würde. Der König von Preußen hatte ja nach dem Plane des Wiener Hofes mit der weiteren Regelung der Angelegenheit nichts mehr zu thun. Endlich ging Reichenhall bei dieser Grenzlinie für Baiern verloren. Im Juni 1772 hatte Joseph, als er die Stücke bezeichnete, die man den Polen abnehmen sollte, besondern Werth auf die Erwerbung des Salzbergwerkes von Wieliczka gelegt [1]); die vorgeschlagene Grenze würde dem Wiener Hof eine neue Einnahmequelle der Art gegeben haben.

Aber wenn auch eine gerechtere Weise der Abschätzung festgesetzt worden wäre, so hätte doch Oestreich noch immer einen überaus großen Vortheil erlangt. Den Kern des neuen wittelsbachischen Staates bildeten Ober- und Niederbaiern mit der Oberpfalz. Diese zusammenhängende Ländermasse von mehr als 700 Quadratmeilen der Länge nach ungefähr in zwei Hälften theilen, hieß Baiern furchtbar schwächen und Oestreich sehr erheblich stärken. Der Wiener Hof würde dann Herr von Süddeutschland geworden sein und eine Aufstellung an der oberen Donau gewonnen haben, die ihm bei einem Kriege mit Frankreich außerordentlich zu Statten kommen mußte. [2]) So bedeutende Vortheile machen es begreiflich, daß Maria Theresia sich entschloß, Friedrichs Uneigennützigkeit

1) Arneth I, 369.

2) Arneth II, 305.

einer größeren Versuchung auszusetzen. Im April hatte Joseph diesem nur zugestehen wollen, die Niederlausitz einzutauschen; es schien ihm, wie er am 5. Mai an seine Mutter schrieb, hundertmal besser, Krieg zu führen, als auch die Oberlausitz an Preußen gelangen zu lassen. Jetzt erklärte sich dagegen Maria Theresia bereit, dem Könige die Erwerbung des ganzen Landes zu gestatten. Wir sehen, wie die Mutterliebe die Kaiserin auf einen bedenklichen Weg leitete; denn Friedrich bedeckte sich mit Schmach, wenn er den Herzog von Zweibrücken so gröblich verrieth. Auch für seinen andern Verbündeten, dessen Truppen neben den preußischen im Felde standen, war in dem Vorschlage wenig Sorge getragen. Die Kaiserin versprach zwar, zu Gunsten des Churfürsten Friedrich August ihren Rechten auf einige sächsische Lehen zu entsagen, aber wenn die Entschädigung des pfälzischen Hauses von einer neuen Unterhandlung abhängig gemacht wurde, so konnte doch die Befriedigung Sachsens nicht füglich eher festgesetzt werden, und die Folgezeit hat gelehrt, wie wenig Carl Theodor geneigt war, gerade nach dieser Richtung hin Opfer zu bringen.

Erst als Finckenstein und Hertzberg auch diesen zweiten Vorschlag zurückgewiesen hatten, überreichte Thugut endlich denjenigen, auf dessen Annahme die Kaiserin eine schwache Hoffnung setzte. Die Art der Abschätzung war dieselbe geblieben; wenn sie verworfen würde, wollte der Abgesandte Maria Theresias in Wien anfragen und um die Ermächtigung bitten, Aequivalente nach dem Grundsatze nennen zu dürfen, daß der Kaiserin aus ihren Ansprüchen und dem Vertrage vom 3. Januar ein billiger Vortheil erwachsen sollte. Thugut sah ohne Zweifel die Verwerfung voraus und schlug daher geschickt eine Brücke zu einer neuen Unterhandlung, die freilich ein rasches Ende nicht erwarten ließ. Von den fränkischen Markgrafschaften war hier keine Rede mehr, geschweige denn von der Lausitz.

Die preußischen Minister antworteten noch an demselben Nachmittage. Sie erklärten die Abtretung von Reichenhall für unmöglich. Sie betonten ferner die Nothwendigkeit der preußischen Mitwirkung nicht nur bei dem Tausche, welchen der Wiener Hof ausführen wollte, sondern überhaupt bei der schließlichen Regelung der bairischen Angelegenheit. Mit aller Bestimmtheit verwarfen sie abermals die Art der Abschätzung, ließen die Brücke, welche Thugut für die Fortsetzung der Unterhandlung gebaut, unbetreten und reisten am 16. August von Braunau weg.

Offenbar wollte der König mit hoffnungslosen Friedensversuchen die Zeit nicht verschwenden. Aus dem feindlichen Lager war ihm die Kunde gekommen, daß die Oestreicher im Begriff ständen, ihren Rückzug nach Czaslau anzutreten, vorher aber Laudon dem Prinzen Heinrich eine

Schlacht liefern sollte. Für die Echtheit der Nachricht bürgte Friedrich keineswegs; aber sie erschien ihm doch so wichtig, daß er den Bruder am 11. August unverzüglich davon in Kenntniß setzte. Den Tag zuvor war Thugut bei ihm in Welsdorf gewesen. Von schwebenden Unterhandlungen sprachen schon die öffentlichen Blätter. Dennoch hatte der König bisher gegen den Prinzen darüber geschwiegen. Jetzt aber hielt er es für gut, demselben mitzutheilen, daß die Kaiserin alles in Besitz Genommene wieder herausgeben wollte, wenn er für immer auf Ansbach verzichtete. „Man muß diese Leute schlagen, fuhr er fort, um ihnen vernünftigere Gesinnungen einzuflößen!" Der verletzende Vorschlag eignete sich sehr, das Herz des Bruders für den bevorstehenden Kampf zu entflammen, weil er einem Lieblingswunsche desselben entgegenlief, und so brach denn der kluge König sein Stillschweigen, ohne der Fortsetzung der Unterhandlungen mit einem Worte zu gedenken.

Heinrich empfing am 13. diesen Brief. Er befand sich damals noch in Niemes, ihm zur Rechten hatte Möllendorf in Neuschloß sein Quartier aufgeschlagen, jenseit der Elbe lagerte Platen bei Lowositz und dessen Vorhut bei Leitmeritz. Auf der andern Seite standen die Sachsen in Merzdorf zwischen Wartenberg und Olschwitz und in Paulsdorf bei Reichenberg; nördlich von dieser Stadt, bei Katharinenberg, schlossen die Truppen Podgurskis, an das Isergebirge gelehnt, den linken Flügel. Der Raum, welchen die preußischen Waffen beherrschten, war sehr ausgedehnt; aber die einzelnen Heeresabtheilungen konnten sich in drei Stunden die Hand reichen, und keine leichten Truppen des Feindes vermochten dazwischen durchzudringen. Der Prinz wußte ziemlich genau die Stärke des Gegners und die Stellungen, welche die Kaiserlichen einnahmen. Die Hauptsache jedoch entging ihm; denn er freute sich, daß er im Stande wäre, die Lausitz und Berlin vor allen Anschlägen Laudons erfolgreich zu schützen. Er sah in dem alten Feldmarschall noch immer den Mann des siebenjährigen Krieges und handelte daher mit der äußersten Vorsicht. Ihm wäre zwar eine Schlacht erwünscht gekommen; aber er meinte, hinter der Iser könne der Feind nicht angegriffen werden, abgesehen davon, daß die Nähe der beiden östreichischen Heere das Unternehmen noch mehr erschwere. Die Aussicht auf ein russisches Hilfscorps begrüßte Heinrich froh, er fürchtete jedoch die Langsamkeit der Ausführung und bemerkte deshalb: „Wenn die Kaiserin Katharina nur dem Wiener Hof eine starke Erklärung thun wollte, das würde sicherlich einen großen Eindruck auf Maria Theresia machen!"

In diesem Augenblicke traf die wichtige Nachricht aus Welsdorf ein. Der Prinz bezweifelte, daß ihn in seiner gegenwärtigen Stellung Laudon angreifen würde; zugleich gestand er aber, daß er selber gegen

den Feldmarschall auch nichts unternehmen könnte, und die Mittheilung von dem kränkenden Vorschlage Maria Theresias rief keineswegs die Wirkung hervor, welche der König gehofft. „Ich sehe mit Kummer, antwortete der Prinz, daß es unmöglich sein wird, den Krieg anders als mit Gewalt der Waffen zu beendigen.“ Warum denn aber mit Kummer? Schreibt so ein Sieger? Der nichtchiffrirte Brief erklärt uns das Räthsel. Heinrich zeigte sich tief gerührt über die Anerkennung, die ihm der König wiederholt ausgesprochen, jedoch er fügte dann hinzu: „Ich habe niemals einen andern Wunsch gehabt, als den, Ihr Wohlwollen zu verdienen; alle meine Handlungen haben dahin gezielt. Ich werde desselben am meisten bedürfen, wenn ich mich wegen einer zu schwachen Leibesbeschaffenheit werde vergessen, vielleicht sogar verurtheilt sehen, und in Bitterkeit und Kummer meine letzten Tage verfließen werden.“

Wir stehen hier an dem Wendepunkte des Krieges. Laudon würde, wenn er um den 10. August auf Josephs Drängen eine Schlacht geliefert hätte, nach aller Wahrscheinlichkeit besiegt worden sein. Indem er es nicht wagt, verhütet er ein großes Unglück. Dann erwirbt sich der junge Kaiser das Verdienst, daß er den in den Waffen ergrauten Mann bewegt, noch einige Zeit in der eben eingenommenen Stellung auszuharren, und die früheren Thaten decken den angstvollen Feldherrn gleich einem schützenden Schilde. Das Glück aber lächelt ungesehen den Oestreichern in dem gefährlichsten Augenblicke des Krieges. Den Anstrengungen des höchst beschwerlichen Marsches nicht gewachsen, erliegt der Körper des Helden, welcher mit vorsichtiger Kühnheit bis jetzt einhergeschritten war; banger Trübsinn, den er vergeblich zu verscheuchen sucht, umnachtet seine Seele; der vorwärts drängende Muth erlischt, und er bleibt unthätig stehen. Wenn er noch einen Marsch unternahm, Hühnerwasser besetzte, Möllendorf gen Weiswasser schickte, dann hätte sich Laudon unfehlbar wieder auf die Flucht begeben, und der Kaiser wäre nach Pardubitz gegangen.

Ein neues kurzes Schreiben des Königs vom 12. bestätigte dem Prinzen die bereits gegebene Nachricht von den Vorbereitungen, die Joseph für den Rückzug wirklich traf. Friedrich sah darin ganz richtig die Folge der Furcht, welche Heinrich den Kaiserlichen einflößte, daß er ihnen in den Rücken kommen könnte. Der König versprach, dem fliehenden Feinde so weit als möglich zu folgen und dessen Nachhut anzugreifen, wenn es sich irgend thun ließe. Der Prinz antwortete darauf am 15. August: „Ich wünsche von Grund meines Herzens, daß die Nachricht sich bestätige; doch, um frei heraus zu sprechen, ich zweifle daran; die beiden feindlichen Heere nehmen eine zu vortheilhafte Stel-

lung ein, und ich sehe nicht, was sie nöthigen könnte, dieselbe zu verlassen. . . . Ich wollte gern Laudon angreifen, um auf die eine oder andere Weise zu Ende zu kommen; aber sie haben alle Brücken über die Iser abgebrochen." Am 17. verkündigte Heinrich sogar schon seinem Bruder, daß er aus Futtermangel in 10—12 Tagen nach Gabel und von da in die Lausitz würde marschiren müssen. Als er um diese Zeit einen Angriffsplan von Möllendorf empfing, welcher vorschlug, man solle den Feind auf dem linken Flügel umgehen und dadurch zwingen, seine günstige Stellung hinter der Iser zu verlassen und sich gen Prag zurückzuziehen, war der Prinz darüber sehr aufgebracht. Er fürchtete, Möllendorf werde sich brüsten, daß er offensiver habe zu Werke gehen wollen, als der Oberbefehlshaber. Der Graf Henckel von Donnersmarck, welcher mit dem thatenlustigen Generallieutenant von Jugend an befreundet war, erhielt den Auftrag, die ablehnende Antwort nach Neuschloß zu tragen. Aengstlich bemüht, den erworbenen Ruhm unversehrt zu bewahren, strebte der Prinz nach keinen neuen Vortheilen und ersehnte das Ende des Krieges, um sich dann ganz von der militärischen Laufbahn zurückziehen zu können. [1]) Noch wochenlang blieb er in seiner Stellung unthätig stehen.

Bald nach dem Einmarsch in Böhmen hatte der König, wie erwähnt, in der Einsicht, daß er gegen die starken Befestigungen der Oestreicher nichts ausrichten würde, den Krieg nach Mähren spielen wollen; aber durch den vortrefflichen Plan, welchen der Prinz Heinrich entworfen, war er davon wieder abgebracht worden. Das Stillesitzen, wozu ihn die Verhältnisse nun zwangen, behagte seiner Sinnesweise sehr wenig, und er spottete wohl selbst, obwohl er sich geduldig in die Nothwendigkeit ergab, über seine Lage. „Nichts ist seltener bei uns, schrieb er um diese Zeit einmal an seinen Bruder, als Kühe, Böhmen und Pferde. Man kann unsern Feldzug mit denen der Russen in den Steppen vergleichen; wir leiden jedoch keinen Mangel [2]), und das Handwerk,

1) Militärischer Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck II, 2, 182.

2) Aus dem Lager bei Welsdorf schrieb ein Offizier am 23. Juli: Quantité de paysans silésiens nous portent des vivres. Les Bohémiens ne le font pas. La plupart des habitans et leurs bestiaux sont au camp de l'Empereur, et nous avons soin de bien piller, enlevant tout ce que nous trouvons, et démolissons même les maisons. Je suis bien aise que cela n'a pas pris dans notre régiment, où même le simple soldat parle avec mépris des pillards. Je me flatte que nous conservons aussi de ce côté-là la bonne réputation que nous avions pendant la guerre passée. Au reste nos gens sont de la meilleure volonté et ne désirent qu'une bataille. La cherté qui est au camp est aussi cause de ces voeux générals. Nous ne

welches wir betreiben, ersetzt uns das Vergnügen, weil es uns vom Morgen bis zum Abend beschäftigt. Einen Zeitungsschreiber würde freilich alles das nicht befriedigen; denn er will seine Blätter mit außerordentlichen und fesselnden Dingen spicken. Allein wer auf dem Seile nicht tanzen kann, der muß sich damit begnügen, auf ebener Erde zu gehen, nicht zu stolpern und besonders nicht aus Ungeschicklichkeit zu fallen, wie ein Tölpel. Haben Sie also einige Nachsicht mit armen Leuten, die bei dem besten Willen von der Welt die Neugier des Publicums nicht stillen können und doch keineswegs müßig sind."

Friedrich blieb in seiner ersten Stellung, bis ihn der äußerste Futtermangel forttrieb. Am 15. August ging der General Wunsch von Nachod in die Grafschaft Glatz auf den Ratschenberg hinter Lewin zurück, und das Hauptheer brach, vom Feinde nicht belästigt, in vier Colonnen nordwärts gen Burkersdorf auf, wo den König die glänzenden Erinnerungen an den heißen, aber ruhmvollen Schlachttag von Soor umgaben. Er wollte nun versuchen, bei Arnau und Neuschloß über die Elbe zu gelangen; es fragte sich nur, ob er Kanonen würde mit sich führen können.

Joseph vermuthete sogleich, wohin Friedrichs Absichten zielten. Er war von Münchengrätz noch zeitig genug zurückgekehrt, um Zeuge des Abmarsches der Preußen zu sein. Er eilte neugierig sogleich in das verlassene Lager und betrachtete mit Ingrimm die furchtbare Verwüstung an den menschenleeren Häusern, mit deren Holze die Feinde sich Feldhütten gebaut und ihre Speisen gekocht hatten. „Es ist ein Anblick zum Erbarmen, schrieb er an die Mutter, und die Tataren hätten es nicht schlimmer machen können." Er wartete gespannt auf die Meldungen, welche die nachgeschickten Husaren bringen würden, bereit, noch in derselben Nacht gen Arnau zu marschiren und, wenn sich der König mit ihm am andern Tage messen wollte, „mit seiner ganzen Bude" dort zu sein oder nach Hohenelbe zu gehen, wenn die Preußen bei diesem Städtchen den Uebergang versuchen sollten. „Jedermann wünscht mit wahrer Ungeduld eine Schlacht, schrieb er, und ich sicherlich am meisten." Warum er den abziehenden Feind nicht verfolgt hatte, darüber verlor er kein Wort.

Die Meldungen, welche dann einliefen, müssen von keiner beunruhigenden Art gewesen sein; denn der hitzige Kaiser fand es für gut, noch stehen zu bleiben. Folgenden Tags erfuhr er durch Maria Theresia, daß der König selbst ihr erstes Anerbieten abgelehnt und Thugut

pouvons pas dire, que nous manquons de vivres, mais ils sont chers. Milit. Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck II, 2, 216. Anmerk.

nach Braunau geschickt hätte. Solche Nachrichten pflegten Joseph immer sehr aufzuregen, und weil er an dem verhaßten Gegner seinen Zorn nicht kühlen konnte, so trafen die Pfeile seiner üblen Laune die unglückliche Mutter. Es ließ ihn ungerührt, daß sie für seine winzige Gesundheit eine so große Theilnahme bezeigte, während sie ihm doch für seine Ehre, seinen guten Ruf keine zu besitzen schien, und er glaubte zu fühlen, daß er nur der Vorwand sein sollte für den Schritt, welchen sie gethan, und von dem sie wohl einsähe, daß er ohne Beispiel wäre. Joseph bat abermals um die Gnade, nichts weiter von der Sache zu hören, als was beschlossen worden, oder die tröstliche Kunde von dem Abbruch der Unterhandlung zu empfangen. Er schob jetzt auch die Schuld der unterlassenen Verfolgung, welche das Heer verwundert zu haben scheint, auf die unseligen Friedensversuche, während es ihm leicht gewesen wäre, dem Feinde Verlust an Menschen und Gepäck zuzufügen. „Diese Gelegenheit, schrieb er grollend, ist vorbei, und wir werden vielleicht keine so vortheilhafte mehr bekommen.“ Er hielt es für nothwendig, in den Zeitungen sich zu rechtfertigen.

Am 17. August brach der Kaiser mit seinem linken Flügel nach Salesel bei Königinhof auf, und in das Lager, das er bisher inne gehabt, ließ er den Herzog Albert einrücken. Um selber seiner Gewohnheit gemäß nach den Dingen zu sehen, begab sich Joseph auch zu Alton, der bei Arnau stand, und es schien ihm, daß der König bei Hohenelbe den Uebergang versuchen würde. Die Truppen der preußischen Generalmajore von Anhalt und von Dalwig marschirten wirklich um diese Zeit nordwestlich und besetzten unter der Anführung des Erbprinzen von Braunschweig die Gegend von Tscherma und Mohren. „Wir werden morgen, schrieb Friedrich am 18. an seinen Bruder, die leichten Truppen über die Elbe zurückjagen, und wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, diesen Fluß bei Pelzdorf zu überschreiten, so werden wir es unternehmen; dann sind die Posten von Arnau und Neuschloß im Rücken gefaßt, und indem hierauf das gesammte Heer nach Petzkau marschirt, hat es die ganze Stellung des Kaisers umgangen“. Vorsichtig fügte jedoch der König hinzu: er könne noch nicht mit Sicherheit sagen, ob das Alles ausführbar sei.

In der That stellten sich auch dem Plan ungeheure Schwierigkeiten entgegen. Von allem Terrain, welches Friedrich in seinem Leben gesehen, erschien ihm dies als das abscheulichste. Wie in den Alpen, gab es Hohlwege und Berge von Viertelmeile zu Viertelmeile; mit großem Zeitaufwand und vieler Mühe mußte man Straßen für die Kanonen und Brotwagen herstellen. Trotzdem verfolgte der König sein Unternehmen weiter. „Morgen machen wir, schrieb er am 21. dem Bruder, eine Be-

wegung vorwärts. Ich schweige von all den fürchterlichen Schwierigkeiten, auf die man hier stößt; aber wenn die Sache nicht schlechterdings unmöglich ist, so will ich den Uebergang über die Elbe versuchen und mich bemühen, die Truppentheile zu vernichten, welche mir der Feind entgegenstellt. Bin ich ihm in der Seite, so muß er meiner Meinung nach seine ganze Stellung verändern, und wir werden dann vielleicht im Stande sein, über Turnau zwischen unsern Heeren eine Verbindung zu gewinnen. Ungefähr in vier Tagen wird das geschehen können, wenn die Sache sich unternehmen läßt".

Was dem Prinzen Heinrich verhältnißmäßig leicht gewesen wäre zu vollführen, das trachtete jetzt also der König zu Stande zu bringen. In drei Colonnen brach er am folgenden Morgen mit einem Theile des Heeres auf, um die Höhen von Tscherma bis Leopold zu besetzen. Nachdem er die feindlichen Husaren und Kroaten hatte vertreiben lassen, befahl er das Lager aufzuschlagen, ging mit 400 Husaren vom Regimente Ziethen zu den Truppen, die unter dem Erbprinzen von Braunschweig bei Hermannseifen und Langenau standen, und besichtigte Hohenelbe. Den Fingerberg und den Wachuraberg, die in der Nähe dieses Städtchens auf dem linken Ufer der Elbe neben einander liegen und die Gegend beherrschen, fand er unbesetzt und machte danach seinen Plan. Die Zahl der ihm gegenüberstehenden Truppen schien ihm 20000 Mann zu betragen. „Wenn das Glück den Greisen noch hold ist, schrieb er aus dem Lager von Leopold an seinen Bruder, so hoff' ich, dieses Corps bald zu schlagen."

Der Marsch des Königs veranlaßte natürlich den Kaiser, die geeigneten Gegenvorkehrungen zu treffen. Dieser befand sich in sehr mißmüthiger Stimmung. Während die Ruhr schon seit längerer Zeit das preußische Lager verheerte, fing sie nun auch bei den Oestreichern an zu wüthen. Joseph schwebte ferner in fortwährender Besorgniß vor einem Rückzuge Laudons; er fürchtete, daß der Prinz Heinrich zugleich mit dem Könige sich in Bewegung setzen und besonders der bei Reichenberg aufgestellte Truppentheil vordringen würde. Noch unbekannt mit dem, was in Braunau geschehen war, schrieb er am 21. an seine Mutter: „Wir führen einen Scheinkrieg; man erwartet den Frieden und zwar einen schimpflichen, erniedrigenden und schädlichen; zu derselben Zeit wird das Land verwüstet, während wir nichts Entscheidendes wagen können, um die Unterhandlungen nicht zu stören. Ich gestehe, daß diese Lage schrecklich ist, und daß ich gewiß nicht hier sein würde, wenn es möglich gewesen wäre, sie vorherzusehen. Aber Gott gebe nur auf irgend eine Weise das Ende; für die Zukunft werd' ich Sorge tragen."

Den Tag vorher hatte Maria Theresia erfahren, daß Thugut in

Braunau nicht glücklicher gewesen war, als in Welsdorf, und dem Sohne die Erfüllung seiner Wünsche sogleich gemeldet. Schlecht bezahlt für ihre Zärtlichkeit, wollte sie fortan mit Friedensvorschlägen ihm nicht mehr lästig fallen und sich dadurch viel Unannehmlichkeiten ersparen. „Denn ich weiß nicht, fuhr sie fort, daß ein Herrscher eines Vorwandes bedürfe; keinem Menschen hat er für sein Handeln Rechenschaft zu geben, und seit 38 Jahren bin ich glücklicherweise niemals beschuldigt worden, daß ich Komödie spiele oder die Andern täusche. Vielmehr besaß ich den Trost, sowohl im Ausland als bei meinen Unterthanen alles Vertrauen zu besitzen, die einzige Belohnung eines Fürsten."

Der Brief traf den Kaiser nicht mehr in Salesel, sondern in Oels bei Arnau, wohin er mit Verstärkungen geeilt war. Er antwortete ziemlich frostig auf die Vorwürfe, die ihm die Mutter gemacht, forderte sie auf, nun alle Kräfte gegen den eben so mächtigen als gefährlichen Feind anzuspannen, und gelobte für die Rettung des Vaterlandes an sich es nicht im Geringsten fehlen zu lassen. „Wir sind hier in den Bergen, schrieb er weiter, im Augenblick eines entscheidenden Ereignisses." Er erwartete, daß ein Kampf bei Hohenelbe den nächsten Tag (24. August) unternommen und vielleicht durch einen Scheinangriff auf Königinhof, wo sein Schwager mit dem rechten Flügel stand, unterstützt werden würde. Deshalb zog er Colloredo mit acht Bataillonen, ferner seinen linken Flügel und noch einige Reiterei vom Herzog von Teschen an sich [1]), die in der Nacht und am nächsten Morgen eintrafen. Die Oestreicher hatten inzwischen auch den Finger- und Wachuraberg mit Truppen besetzt. „Es ist unbezahlbar", frohlockte Joseph am 24., „daß uns der König den heutigen Tag zu unsern Anordnungen gelassen hat; denn ich schmeichle mir nun, daß wir ihm werden widerstehen können, wenn er uns angreift. Aber ich habe zwei grausame Tage zugebracht, die mich sehr beunruhigten." Seit dem 21. war er nicht aus den Kleidern gekommen.

Wenn der König die günstige Zeit ungenützt verstreichen ließ, so geschah es, weil seine Kanonen sich nur sehr langsam durch die Hohlwege von Wildschütz, Silberstein, Mohren und Hermannseifen bewegten; man brauchte drei Tage für die drei Meilen. Und von Niemes her blieb Friedrich ganz ohne Unterstützung. Er hatte dem Bruder am 18. August gerathen, zur Deckung der Lausitz eine Heeresabtheilung stehen zu lassen und kühn bei Leitmeritz die Elbe zu überschreiten. Statt dessen

1) Es muß bei Arneth III, 64 heißen: J'ai tiré à moi toute mon aile gauche avec quelque cavallerie de plus du prince; tout est arrivé cette nuit et ce matin, nicht avec quelque cavallerie, de plus du prince tout est arrivé etc.

bekannte sich Heinrich zu der Ansicht, daß er aus Mangel an Futter Böhmen werde räumen müssen. Man kann sich denken, wie dieses Wort dem Könige die Stirn runzelte. Doch er war dem Prinzen Dank schuldig, und so hielt er denn an sich und wiederholte nur seinen früheren Vorschlag. „Angenommen, Sie wären entschlossen, nichts zu unternehmen, schrieb er am 20., so würden Sie wenigstens auf Kosten des Feindes das Heer ernähren, und das ist besser, als wenn Sie nach einem so schönen Anfang in die Lausitz umkehren."

Briefe, die den Preußen in die Hände gefallen waren, schilderten die Bestürzung, worin sich Prag befand; Friedrich schickte sie dem Prinzen zu. Vielleicht wußte dieser davon schon durch eigene Kundschafter [1]); er blieb jedoch unbeweglich. Er war froh, daß er durch die Stellung, die er inne hatte, den Feind außer Stand setzte, gegen ihn etwas zu unternehmen, und glaubte selber nicht das Geringste thun zu können. Die Kette von Wäldern, Felsen und Hohlwegen, die vor ihm lagen, hielt ihn ab, nach der Iser hin vorzudringen, und ebenso wenig war er geneigt, über die Elbe zu gehen; er fürchtete, daß ihm alsdann bei Leitmeritz in einem verschanzten Lager, dessen Plan er hatte, Laudon 20000 Mann entgegenstellen, mit dem übrigen Heere nach der Lausitz aufbrechen und die Zufuhr aus Sachsen abschneiden würde.

Der Prinz bemerkte weiter: „Ich bin, mit Ausnahme des Generals Möllendorf, ohne jeden Rath, und ich habe für die großen Bewegungen des Krieges Niemanden, auf den ich mich verlassen kann. Dazu kommt, daß die Sachsen, obwohl sie von dem besten Willen beseelt sind, nicht zu sehr ausgesetzt werden dürfen; denn wenn ihnen ein Unglück widerführe, so würde bei mir eine ganze Flanke bloßgestellt sein. Ich habe den General Belling für die Ausführung, wenn er geleitet wird. Uebrigens giebt es keinen Ort, den ich nicht selber besuche; bis in den schlesischen Gebirgen bin ich gewesen. Aber meine Kräfte schwinden täglich, außerdem tödten mich Gram und Schwermuth. Ich thue, was ich nur kann, um mich aufzuraffen; aber meine Lage ist so, wie ich sie beschreibe."

1) In dem militärischen Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck (II, 2, 177) befindet sich ein Bericht aus Prag vom 11. August. Darin heißt es: „Hier ist nun alles weg; die Garnison, welche noch aus 800 Mann besteht, geht morgen fort; die Bürger haben schon Befehl, die Stadt zu besetzen. Die Unzufriedenheit und das öffentliche Murren hierüber kann nicht anders als in einem öffentlichen Tumult ausbrechen; sie wissen nunmehro, daß, im Fall unsere Leute herkämen, die Stadt nicht defendirt wird, und gestern ist öffentlich publicirt und ausgerufen worden, daß alle junge Leute sich retiriren sollen; und nun ist eine allgemeine Emigration; kein Handwerksmann hat keinen Gesellen, und allenthalben sieht man junge Pursche mit ihrem Bündel auf dem Rücken fortmarschiren."

Der König verlor kein Wort über die körperliche Schwachheit des Prinzen und wiederholte seinen Rath. „Ich bin fest überzeugt, schrieb er am 24., wenn Sie den Oestreichern einige Besorgniß um Prag einflößen, so werden diese sich insgesammt dorthin wenden. Will man Ruhe haben, so muß man den Feind beunruhigen oder erwarten, daß man von ihm beunruhigt werden wird."

Der König selbst war damals noch entschlossen, das Wagniß zu bestehen, das er sich vorgenommen; aber er verkannte keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche sich seinem Plan inzwischen entgegengethürmt hatten. „Die erste wird sein, schrieb er an Heinrich, den Feind von zwei Bergen zu vertreiben, die er diesseit der Elbe besetzt hält, die zweite, durch die Stellung hindurch, welche die östreichischen Truppen inne haben, den sehr mißlichen Uebergang zu versuchen. Gelingt die Sache nicht, so wird mein Unternehmen für eine bloße Kanonade gelten."

Am 25. marschirten die Truppen, die noch in Burkersdorf geblieben waren, nach Wildschütz, wobei die Nachhut von dem Grafen Wurmser hitzig angegriffen ward und einigen Verlust erlitt. Darauf zog auch Joseph neue Verstärkungen an sich, indem er dem Herzoge von Teschen befahl, mit 13. Bataillonen und einem Reiterregimente zu ihm zu stoßen. „Ich mache mich, schrieb er an Maria Theresia, morgen mit Ergebung, Ruhe und Muth auf etwas Wichtiges gefaßt. Im Heer und bei den Officieren ist die Stimmung der Art, daß sie sich für unüberwindlich halten. Wir werden sicherlich Alles thun, was in unsern Kräften steht." Wirklich brach der König am andern Tage zu dem Erbprinzen von Braunschweig, der zwischen Schwarzthal und Langenau stand, von Leopold auf. Das Wetter war sehr unfreundlich geworden, ein kalter Wind wehte fürchterlich, und ein feiner Regen näßte Berg und Thal. Friedrich lagerte sich auf den Höhen von Lauterwasser, aber er unterließ doch den Angriff auf Hohenelbe; denn er wollte nicht tollkühn handeln.

So sah der wachsame Joseph in seiner Vermuthung sich getäuscht. Da der Herzog von Teschen mit den Verstärkungen inzwischen angelangt war, und die Oestreicher die letzten Tage gut benutzt hatten, um ihre Stellung noch mehr zu befestigen: konnte der Kaiser nun mit Ruhe die weitern Unternehmungen Friedrichs abwarten. Allein von der Iser her kam jetzt eine Kunde, die ihn in die größte Bestürzung versetzte. „Nichts vermag in diesem Augenblicke, schrieb er am 26. August an Maria Theresia, den größten Theil von Böhmen zu retten, als eine glückliche Schlacht, die morgen und nicht später geliefert würde; denn der Prinz Heinrich sollte heut nach allen Berichten Laudons aufbrechen, und der Marschall hat mir den Fürsten von Liechtenstein eigens herübergeschickt, um mir sagen zu lassen, daß er sich an der Iser nicht halten könnte,

sondern hinter Brandeis würde marschiren müssen. Ich laufe dann die größten Gefahren; ich werde tausend Noth haben, aus den hohen Bergen meine Geschütze zu retten, wenn ich nicht zu rechter Zeit abziehe. Das Klügste würde ohne Zweifel sein, wenn ich schon heute diesen Entschluß faßte; doch ich will noch den morgenden Tag abwarten, und ich glaube, daß ich es kann. Eine Laune des Königs verschafft uns vielleicht eine glückliche Schlacht, die unsere ganzen Angelegenheiten wiederherstellt." Joseph überließ es der Mutter, sich auszumalen, was Körper und Geist unter solchen Umständen empfinden müßten. Am folgenden Tage trieb ihn die innere Unruhe frühzeitig hinaus; ohne Jemanden geweckt zu haben, war er schon um zwei Uhr im Freien, um zu beobachten, was geschehen würde. Doch Alles blieb still, der Tag verging ruhig, keine Laune wandelte den König an, und aus den schützenden Verschanzungen wagte sich Joseph doch nicht hervor, um den ersehnten Kampf selber herbeizuführen, obwohl ihm keine schwebenden Unterhandlungen mehr die Hände banden.

Allerdings war von Wien her schon wieder ein diplomatisches Wetter im Anzuge; denn bald nach Thuguts Rückkehr aus Braunau sah sich Maria Theresia ängstlich nach andern Mitteln um, die Feindseligkeiten zu schließen. Von Neuem ergriff sie den Gedanken, welchen sie ihrem Gesandten in Paris, dem Grafen Mercy, am letzten Juli eröffnet hatte: Neutralität des Reiches, französisch=russische Vermittelung. Außerdem wollte sie den Weg betreten, auf welchen sie Joseph gewiesen. Von seiner großen Lebhaftigkeit und seinem ungemein starken Ehrgefühle fortgerissen, bekannte sich dieser leicht zu verzweifelten Entschlüssen. Er würde, wenn es auf ihn angekommen wäre, den Krieg bis zum Aeußersten fortgeführt haben, gleichviel, wie lange derselbe dauerte, und ob man auch vorläufig gezwungen wäre, dem Feinde Prag und ganz Böhmen zu überlassen. Sollte dagegen um jeden Preis der Friede wiederhergestellt werden, so verfuhr man nach seiner Ansicht falsch, wenn man mit dem verhaßten Gegner unterhandelte. Joseph war bereit gewesen, der neuen Erwerbung zu entsagen, aber er hatte nachträglich verlangt, daß man diesen Entschluß dem Reichstag und den fremden Mächten kund geben müßte; denn dadurch würde Friedrich genöthigt werden, entweder das Schwert in die Scheide zu stecken oder es nur für seinen eigenen Vortheil weiter zu schwingen.

Dem wiederholt ausgesprochenen Rathe wollte Maria Theresia nun folgen, und die Schriftstücke wurden fertig gemacht. Aber sie wagte nicht, dieselben abzusenden, bevor sie von ihrem Sohne gesehen worden wären. Sie wünschte sich überhaupt in allen Dingen mit ihm zu verständigen und das alte trauliche Verhältniß zu erneuern. Jedoch auf brieflichem

Wege glaubte sie ihr Ziel nicht so gut erreichen zu können; sie kündigte daher dem Kaiser an, daß sie den Grafen Rosenberg an ihn schicken würde. Sogar zu diesem Schritt hätte sie gern vorher die Einwilligung des Sohnes gehabt; aber als dieser auf ihre Anzeige nicht sogleich antwortete, ließ sie den Oberstkämmerer doch abreisen. Joseph hielt die Sendung in der That für ganz überflüssig. Es widerstrebte seinem Gefühle, mit einem Dritten über das Verhältniß zu seiner Mutter zu sprechen. Er war überdies ein harter Kopf, und solche Menschen kennen leicht nur zwei äußerste Fälle. „Verlange die Kaiserin seine Meinung, schrieb er am 27., so gebe er dieselbe freimüthig und ohne Umschweif; wenn sie ihm befehle, so wisse er buchstäblich zu gehorchen". Uebrigens war er nun der Meinung, man dürfte nach dem Abbruch der Unterhandlungen das schwere Opfer nur bringen, wenn man sicher wäre, daß der Friede dann sofort erfolgen würde. Wie sollte man sich aber darüber Gewißheit verschaffen? Bei der Verschiedenheit der erhobenen Ansprüche konnte dieses Ziel auf keinen Fall unverzüglich erreicht werden.

Am 28. August kam Rosenberg an. Jedoch die Besprechungen dauerten nicht lange; denn Laudon meldete, daß der Prinz Heinrich Elb-wärts aufgebrochen sei, und er selber sogleich nach Bestätigung dieser Nachricht gen Brandeis marschiren werde. Der Kaiser nahm sich nun nicht die Zeit, die Papiere zu lesen, welche der Abgesandte gebracht; die Anträge, mit denen derselbe betraut war, wurden bei Seite gelegt, und weil die Gesinnungen Maria Theresias einen Kampf, wie er ihn wünschte, nicht möglich machten, so gab Joseph auf die Bitten Rosenbergs und Lascys dem Verlangen seiner Mutter nach und versprach in Alles zu willigen, was sie dem Könige würde vorschlagen lassen, um schnell den Frieden wiederherzustellen. Tiefgebeugt traf er Anstalten zum Abzuge für den nächsten Morgen. Er befürchtete sogar, daß er, weil er nicht sofort aufbrach, durch einen Angriff der Preußen festgehalten werden könnte. Wir haben schon gesehen, wie er leicht einen äußersten Entschluß faßte, dann aber mit der Ausführung zögerte. Folgenden Tags empfing er aus Münchengrätz drei Briefe; nach dem ersten wollte Laudon bleiben, nach dem zweiten marschiren und endlich nach dem letzten wieder warten. So wich denn auch Joseph nicht von der Stelle; doch er litt fürchterlich unter der drohenden Aussicht. Am 30. klangen Laudons Nachrichten so bestimmt, daß er annahm, derselbe sei von Münchengrätz bereits aufgebrochen, und er kündigte der Mutter an, daß er am nächsten Tage nothwendig das Gleiche thun müßte. Die Hartnäckigkeit aber, die er in der Mitte des Monats bewiesen, verließ ihn auch bei dieser Gelegenheit nicht. Er munterte den Feldmarschall auf und schickte ihm

abermals eine Verstärkung von 6 Bataillonen und 15 Schwadronen. Laudon entschloß sich in Folge dessen wirklich, noch bestimmtere Nachrichten abzuwarten, bevor er seine Stellung aufgäbe.

Aengstigten denn aber böse Träume den Feldmarschall, oder hatte sich Heinrich auf das Zureden seines Bruders ermannt? So frägt man hier unwillkürlich und verwundert. Leider besitzen wir die Meldungen nicht, die von Münchengrätz in jenen verhängnißvollen Tagen nach Oels gingen; auch in den gedruckten Nachrichten über den Krieg blättern wir vergebens, um einen Grund für die Sendung des Fürsten von Liechtenstein zu finden, und lesen wir gar Heinrichs Briefe, so müssen wir glauben, daß die Schreckgestalten einer erhitzten Einbildungskraft den furchtsamen Mann verhöhnt haben. Tieferem Nachdenken bietet sich folgende Lösung des Räthsels dar. Laudon konnte sich Anfangs begreiflicher Weise nicht erklären, warum der gewaltige Gegner unerwartet auf seiner Siegeslaufbahn inne hielt. Der Marsch des Königs nach Burkersdorf und die Mittheilungen aus dem kaiserlichen Hauptquartier mußten ihn dann auf die Vermuthung bringen, die beiden preußischen Heere würden sich zusammen in Bewegung setzen und suchen, eine Verbindung zu gewinnen. Als nun Friedrich gen Leopold aufbrach und Joseph demselben eilfertig und besorgt auf der anderen Seite des Flusses folgte: da mag Laudon in der Meinung, daß für den Prinzen der Zeitpunkt zum Handeln wieder gekommen wäre, den Kopf zum zweiten Male verloren haben. Am nächsten Tage meldete Joseph seiner Mutter nichts Besonderes aus Münchengrätz, wahrscheinlich deshalb, weil sich der Feldmarschall überzeugt hatte, daß Heinrich noch immer nicht gegen die Iser vordrang. Aber in größerer Entfernung, an den beiden Ufern der Elbe, rückten damals wirklich preußische Truppen weiter in das Land hinein. Mit zehn Schwadronen Husaren und Dragoner, einem Grenadierbataillon und zwei andern Bataillonen war nämlich Platen am 27. von Lowositz aufgebrochen und Möllendorf von Neuschloß mit acht Bataillonen und zwanzig Schwadronen. Ein großes Ziel verfolgte der Prinz Heinrich nicht; er wollte nur dem dringenden Wunsche nachkommen, welchen der König am 24. ausgesprochen, und den Feind beunruhigen; die beiden Generäle hatten den Auftrag, einen Streifzug zu machen, der eine bis Welwarn, vier kleine Meilen von Prag, der andere bis Melnik, und sie erreichten schon am folgenden Tage das kurze Ziel. Nun meldete Laudon, dem sich Alles in seinem aufgeregten Zustande vergrößerte, daß Heinrich nach der Elbe zu gezogen wäre.

Man soll das Eisen schmieden, wenn es heiß ist. Hier blieb es lange heiß, aber es wurde nicht geschmiedet; denn nachdem Platen und Möllendorf ihren Verhaltungsbefehlen nachgekommen waren und mehrere

Magazine zerstört hatten, da sie aus Mangel an Wagen die entdeckten Vorräthe nicht fortbringen konnten, gingen sie wieder zurück und trafen am letzten August in ihren Standquartieren ein. Niemals hat ein winzigeres Unternehmen einen stärkeren Schrecken verursacht; aber was für ein anderes Ansehen würde der Feldzug erhalten haben, wenn der Prinz Heinrich den Rath, welchen ihm sein Bruder schon am 18. gegeben, befolgt hätte, und die zur Beunruhigung des Feindes abgeschickten Truppen nur die Vorhut des nachrückenden Hauptheeres gewesen wären! 1)

Langsam und traurig schlichen indeß der armen Kaiserin die Stunden dahin. Sie hatte den Sohn mit ihren Klageliedern verschonen wollen und fuhr doch fort, über sein hartes Loos in ihren Briefen zu jammern. Daß er drei Tage nicht aus den Kleidern gekommen war, daß er so wenig schlafen konnte, die eingetretene Kälte, das Alles machte sie zittern. Die ersten Nachtfröste, bemerkte sie, seien immer die empfindlichsten, und Joseph habe keine Wildschur bei sich. Kurz jede körperliche Beschwerde, jeden Kummer seiner Seele fühlte sie mit und stärker, als er; ein pommerscher Bauernsohn vermöchte nicht so viel auszuhalten, hatte sie früher einmal geäußert. Unaufhörlich empfiehlt sie ihm Schonung. Sie will es nicht Wort haben, daß sie ihm verboten, eine Schlacht zu liefern, und wenn er einen entscheidenden Kampf in Aussicht stellt, so schrickt sie zusammen. Sie ergreift mit Freuden jede Gelegenheit, wo sie ihrem Liebling ein Lob spenden kann; „der König von Preußen, schrieb sie am 29., wird abermals sagen: Herr Joseph läßt mich Stunden verlieren"! Dann und wann entweicht ihr Kleinmuth vor einem schwachen Hoffnungsschimmer; aber im Grunde bleibt ihr Herz verzagt, und sie lechzet nach Frieden. Als Rosenberg wider Erwarten schnell zurückgekehrt war, schritt sie rasch ans Werk, und am 2. September gingen die neuen Vorschläge nach dem kaiserlichen Hauptquartier. Maria Theresia überließ es dem Sohne, dieselben mit einigen Zeilen seiner

1) In den Mémoires de la guerre de 1778, die Friedrich im Juni des folgenden Jahres schrieb, heißt es (Oeuvres VI, 179) am Schluß: „On peut reprocher aux Prussiens que leur armée de Saxe a manqué de nerf et d'activité, en laissant échapper une occasion unique qui se présenta, quand le prince Henri était à Niemes et le Roi proche de Hohenelbe. Une marche sur l'Iser suffisait pour faire décamper l'Empereur. Ce prince, en se retirant, ne pouvait en pareil cas trouver de bon poste pour son armée qu'en se plaçant derrière les étangs de Bohdanetz ou peut-être en prenant le poste de Kuttenberg. Mais en ce cas la moitié de la Bohême était perdue pour lui, et les Prussiens gagnaient pour cette campagne une supériorité décidée sur leurs ennemis". Vergl. 154 und 156. Diese Stellen sind in der ersten Ausgabe von Hertzberg unterdrückt worden. Die Briefe Josephs bestätigen buchstäblich die Behauptung des scharfblickenden Königs.

Hand oder so, wie sie waren, an den König abzusenden oder sie auch zurückzubehalten; doch gestand sie, daß eine schnelle Beförderung ihren Wünschen entsprechen würde.

Noch am letzten August hatte Joseph der Mutter seinen alten Text gepredigt. Aber während das Wetter fortfuhr, unfreundlich zu sein, ein anhaltender Regen die Wege gründlich verdarb und die Ernährung der Heere sehr erschwerte: hatte sich auf der östreichischen Seite der militärische Himmel einigermaßen aufgeklärt, die Zeit der höchsten Noth war vorüber, es zeigte sich, daß der Prinz Heinrich noch immer in Niemes unbeweglich stand. So athmete denn der Kaiser wieder auf, und er handelte vollkommen richtig, wenn er der Mutter die Papiere zurückschickte. Liebenswürdig verfuhr er dabei freilich nicht, sondern er antwortete wie ein pedantischer und polternder Schulmeister: „Die Wichtigkeit des Auftrags und des Gegenstandes könnte Jemanden erschrecken und verwirren, der sich keine Principien gebildet und kein System angenommen hat. Den neuen Schritt Eurer Majestät vermag ich nur als sehr demüthigend und sehr schädlich anzusehen, weil dem Könige gestattet wird, außer der Vereinigung der Markgrafschaften Alles zu thun, was er will, und folglich auch die Lausitz einzutauschen; das ist aber schlechterdings nicht einzuräumen".

Maria Theresia nahm die Zurechtweisung ruhig hin und erinnerte nur den Sohn kurz daran, wie schlimm die militärische Lage gewesen war, als sie ihr Schreiben an den König abfaßte. Sie mißbilligte gerade nicht, daß der Kaiser es ihr zurückgeschickt hatte, doch würde sie die Absendung desselben in das feindliche Hauptquartier lieber gesehen haben; denn ihre Sehnsucht nach dem Frieden blieb unvermindert, und ihre Hoffnung war schwächer, als ihr Wunsch, daß die eingetretene Besserung von Dauer sein möge.

Der König unternahm aber wirklich nichts mehr. Nachdem er gleich am 26. August eingesehen hatte, daß er den Uebergang keineswegs erzwingen könnte, gingen seine Pläne nicht weit. Er wollte nur in Böhmen so lange sich halten, als möglich, das Land aufzehren und so Schlesien durch eine Wüste von den Oestreichern trennen. Denselben Rath gab er dem Prinzen Heinrich, der sich auf diese Weise ruhige Winterquartiere verschaffen und die Unkosten des Krieges vermindern würde. „Jetzt müssen wir jeden Pfennig sparen, schrieb der König, um den letzten Thaler zu haben, wenn der Friede geschlossen wird. Das entscheidet über die Geschäfte fast eben so sehr, als eine Schlacht".

Das Wetter war auf der preußischen Seite beinahe noch rauher, als auf der östreichischen; am ersten September bedeckten sich die umliegenden Berge mit Schnee, der eine Woche liegen blieb und, als er

schmolz, den entsetzlichen Morast noch vermehrte. Gegen die sibirische Kälte hüllte sich der König wie ein Lappländer in Pelz; er hoffte doch die Wette bis zum Ende ohne Gicht auszuhalten. Als die Zeit des Aufbruchs heranrückte, wurde das grobe Geschütz vorausgesandt; aber auf den grundlosen Wegen kam der schwere Zug nur äußerst langsam und mühevoll weiter. Ging es bergan, so sah man sich wohl genöthigt, die abgematteten Pferde von mehreren Kanonen an ein einziges Geschütz zu spannen, und außerdem mußten noch viele Menschen Hand anlegen, um es hinaufzubringen[1]).

Am 8. September verließen die Preußen ihre Stellung bei Hohenelbe. Der Erbprinz von Braunschweig erwehrte sich leicht des verfolgenden Feindes und bezog bei den Drei Häusern unfern von Johannisbad ein Lager. Die beiden Linien des Königs marschirten von Lauterwasser nach Wildschütz, wo die Reserve stand. Die erste Colonne gelangte durch den Obergrund von Hermannseifen und durch Mohren unbelästigt an ihr Ziel; die zweite, die der General von Ramin befehligte, traf in dem schlimmen Hohlwege von Leopold noch eine Anzahl von Kanonen und Brotwagen. Hier schienen die Oestreicher mit Lebhaftigkeit angreifen zu wollen. Sie brachten etliche Sechspfünder auf die Höhen von Hermannseifen und Leopold und richteten sie in den Hohlweg; aber Ramin besetzte die gegenüberliegenden Hügel mit zwei Regimentern, ließ die feindlichen Batterien niederschießen und deckte dadurch den ganzen Rückzug. Nur ein Bataillon blieb noch in einiger Gefahr; jedoch der Prinz Hohenlohe, der es führte, griff die Kroaten tapfer an und vertrieb sie, und kein einziger Wagen gerieth in die Hände des Feindes. Das Heer rückte, nachdem es nicht mehr als 17 Todte gehabt, und 30 Mann verwundet worden waren, in das Lager von Wildschütz. Auch der Prinz von Preußen verließ an diesem Tage den schwierigen Posten von St. Katharinenberg bei Neuschloß, um nach Pilnikau zu gehen; er traf seine Anordnungen so geschickt, daß die Oestreicher nicht im Stande waren, etwas gegen ihn zu unternehmen, und erwarb sich die volle Zufriedenheit des Königs. Ueber den ganzen Marsch bemerkt das preußische Tagebuch sehr richtig: „Es wird der Nachwelt allezeit unbegreiflich scheinen, wie ein so zahlreiches Heer mit einer so bedeutenden Menge schweren Geschützes im Angesicht eines überlegenen Feindes, dem selbst die Elemente zu Hilfe kamen, mit so geringem Verluste seinen Rückzug nehmen können"[2]).

1) Schmettau, Mémoires raisonnés sur la campagne de 1778 en Bohème par l'armée prussienne 185.

2) Seyfart 280.

In Wildschütz hoffte der König Futter für sechs Tage zu finden, eben so viel in Trautenau, und indem er alsdann bei Schatzlar sein Lager aufschlüge, bis zum 24. oder 26. September sich zu halten. „Nachher wird mich, schrieb er am 9. an seinen Bruder, der Hunger allein aus Böhmen jagen". Der Kaiser dagegen frohlockte, daß den beiden preußischen Heeren die gesuchte Verbindung mißlungen war. Er bat nun die Mutter, in der nächsten Zeit keinen Schritt für den Frieden zu thun und dabei stehen zu bleiben: man wolle Baiern zurückgeben, wenn der König auf die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften verzichte. Joseph blickte nun wieder in eine lichtere Zukunft; er hoffte sogar, die Dinge würden sich noch zum Ruhme der östreichischen Waffen wenden.

Die Kaiserlichen entdeckten eine Höhe, von wo man alle preußischen Lager sehr deutlich sehen konnte; sie bemerkten am 10. September, wie die Brücken und Geschütze nach Trautenau fortgeschafft wurden. Wenn der König ganz nach Schlesien zurückkehrte, wollte Joseph einen Theil der Truppen gegen ihn stehen lassen, mit den übrigen an die Iser marschiren und zusammen mit Laudon auch dem Prinzen Heinrich eine glückliche Reise wünschen. Eben damals aber war dieser schon unterwegs, nur nicht in der Richtung, welche der Kaiser begehrte.

Seit dem 18. August hatte der König seinem Bruder unaufhörlich gerathen, bei Leitmeritz über die Elbe zu gehen; aber dieser mochte sich dazu nicht entschließen, hauptsächlich weil er glaubte, daß Laudon alsdann in die Lausitz einfallen würde. Weiter ging seine Meinung dahin: die beiden preußischen Heere müßten ihren Rückzug nach Sachsen und Schlesien zu gleicher Zeit antreten. Er empfahl dem König außerdem, 10—12000 Mann in die Gegend von Löwenberg zu schicken, damit die Oestreicher, aus Furcht, im Rücken gefaßt zu werden, nicht wagten, etwas an der Lausitzer Neisse zu unternehmen. Am 27. August glaubte Heinrich sein Heer noch bis zum 8. oder 10. September in der Gegend, wo es stand, ernähren zu können, und er wünschte nun zu erfahren, ob er dann bestimmt über die Elbe gehen sollte, wie lange Friedrich in Böhmen bleiben und was er nachher beginnen würde. Den Tag zuvor aber hatte der König ihm noch einmal den Rath ertheilt, 20000 Sachsen und Preußen in der Lausitz zu lassen und mit den übrigen Truppen nach Leitmeritz zu marschiren, wenn das Land um Niemes so aufgezehrt wäre, daß der Feind sich dort nicht halten könnte. Dieser Brief machte dem Schwanken des Prinzen ein Ende. Seine Bedenklichkeiten waren nicht gehoben, aber er fügte sich dem Drängen des Bruders, welchem er am 29. August meldete, daß er den Marsch um den 10. des folgenden Monats antreten würde.

Heinrich wußte pünktlich zu gehorchen. Am 7. und 8. September

setzten sich 240 Munitionswagen der Artillerie, ungefähr 100 Brotwagen und 20 Backöfen, welche 60 Wagen bildeten, nach Aussig hin in Bewegung, wo sie am 11. ankommen sollten. Am 9. ging das schwere Geschütz dem Heere voraus nach Neuschloß. Am folgenden Tage rückten die Sachsen und Preußen, denen der Schutz der Lausitz übertragen war, unter der Anführung des Prinzen Franz Adolf von Anhalt-Bernburg nach Gabel, und von hier marschirten sie, schwach und erfolglos angegriffen, am 13. nach dem eine halbe Stunde nördlich von Zittau gelegenen Dorf Eckertsberg, wo sie ein festes Lager bezogen. Diesen Standort hatte Friedrich angerathen, weil er ihn für sicherer hielt, als Gabel. Ein gewandter und einsichtiger Offizier, welchen der König mit einer kleinen Abtheilung Husaren nach Naumburg am Queis geschickt, war von ihm angewiesen worden, auf Marklissa, Friedland und Reichenberg ein Auge zu haben und mit dem Prinzen von Bernburg in Verbindung zu treten. Friedrich wollte, wenn es nothwendig würde, 10—15000 Mann nach Löwenberg senden, welche dann im Einverständniß mit den bei Zittau befindlichen Truppen handeln sollten.

Auch das Hauptheer war am 10. aufgebrochen und kam gegen drei Uhr Nachmittags in Neuschloß an; die schlechten Wege hatten den Marsch beschwerlich gemacht, und das Gepäck war von dem Regen über und über naß. Der Feind besetzte sogleich Friedland und Niemes und wagte sogar, die Bellingschen Husaren anzugreifen; aber während diese nur einen Mann verloren, geriethen vom Regimente des Kaisers 63 Dragoner nebst ihrem Rittmeister in Gefangenschaft, und sieben wurden getödtet.

Der folgende Tag brachte die schlimmsten Straßen und Hohlwege. Die Bataillonskanonen und Geldwagen blieben im Morast und in den Lehmbergen stecken, weil die Pferde sie nicht mehr ziehen konnten, und die meisten davon langten erst am 12., einige sogar noch später bei ihren Regimentern an. Vor Ausche, bei Pleiswedel, stieß Heinrich auf die Artillerie, welche zwar schon 24 Stunden vor ihm von Neuschloß abgegangen, aber durch den beständigen Regen und die schlechten Wege sehr aufgehalten worden war. Dessenungeachtet rückte der Prinz weiter und lagerte sich auf den Höhen bei Kuttendorf. Die Nachhut mußte warten, bis sämmtliche Geschütze fortgeschafft wären; dieselben kamen erst am 12. gegen Mittag dorthin. Darauf marschirte noch der eine Theil des Heeres nach Tschiskowitz bei Lowositz, und am nächsten Morgen folgte der Prinz. Dagegen blieb Möllendorf auf dem rechten Ufer zurück; denn von dem nach Aussig gesandten Wagenzuge waren die traurigsten Meldungen eingelaufen. Am 11., wo derselbe sein Ziel erreichen sollen, war er erst in Neustädtel angelangt, und hinter Mertendorf kam die ganze

lange Reihe zum Stehen. In welche grausame Verlegenheit gerieth aber Heinrich, wenn die Feldbäckerei nicht aus dem Moraste gezogen werden konnte? Was für einen schönen Fang machten die Oestreicher, wenn sie mit genügenden Streitkräften beherzt einen Angriff unternahmen? Der Prinz dachte mit dem äußersten Schrecken an die Möglichkeit eines so schweren Verlustes und that Alles, was in seiner Macht lag, um ein solches Unheil zu verhüten. Er traf die nothwendigen militärischen Anstalten zur Abwehr der leichten Truppen des Feindes, wenn dieselben kommen sollten; außerdem ward eine bedeutende Anzahl von Pferden an den Ort der Verwirrung und Rathlosigkeit geschickt. Mit ihrer Hilfe gelang es, den größten Theil der Fuhrwerke glücklich auf die Höhe bei Wernstädtel zu bringen; nur ungefähr 80 Munitions- und Proviantwagen, die entweder zerbrochen waren, oder denen es an Zugthieren fehlte, hätten zurückbleiben müssen und wurden deshalb sammt ihrer Ladung vernichtet. Die übrigen setzten die beschwerliche Reise fort und erreichten endlich am 17. ihr Ziel. Die Truppen, welche sich noch auf dem rechten Ufer befanden, überschritten an diesem Tage gleichfalls die Elbe.

Da Leitmeritz von Bergen umgeben ist, welche den Strom bis Lowositz beherrschen, so wurden keine Truppen hineingelegt; denn sie hätten sich kaum darin behaupten können, und es wäre schwer gewesen, von dem linken Ufer ihnen Verstärkungen zuzuführen. Dagegen verrammelte man die Thore der Stadt nach dem Feinde zu. Die neue, zwar nur von Holz, aber schön und dauerhaft erbaute Brücke über die Elbe wurde mit feuerfangenden Sachen behängt und von einigen Mannschafen des Freiregiments von Hordt besetzt, welche Befehl hatten, dieselbe, wenn sie angegriffen würden, in Brand zu stecken und sich zurückzuziehen. Am 18. marschirte Möllendorf nach Libochowitz dicht an der Eger, um den Zugang über diesen Fluß zu bewachen. Man sprengte ferner die fünf hervorspringenden Werke der Brückenschanze von Leitmeritz durch Minen in die Luft und ließ die Befestigungen durch 500 Arbeiter, die am folgenden Tage von eben so viel andern abgelöst wurden, noch mehr zerstören.

An eben diesem 19. erschien de Vins mit zwei Bataillonen Kroaten, sechs Divisionen Reiterei und Kanonen bei Leitmeritz. Der Feind schlich hinter den Gebirgen in die Stadt, Fußvolk warf sich in das nahe bei dem Ufer gelegene Jesuitenkloster und fing an, von dort auf die äußersten Vorposten der Preußen zu feuern. Nun zündeten die auf der Brücke befindlichen Mannschaften dieselbe mit vollständigem Erfolg an und gingen zurück. Zu gleicher Zeit schossen die Kaiserlichen mit Haubitzen auf das Freiregiment, welches in der zerstörten Schanze stand.

Die Preußen entfernten sich auch von hier, und der Feind hatte keinen Vortheil weiter, als daß er die Brücke von Leitmeritz brennen sah.

Der Umzug war also glücklich von Statten gegangen, erschwert durch die Elemente, nicht aber durch den Feind, welcher sich ruhig verhalten hatte. Der Prinz vermuthete nun, der Kaiser würde durch den Marsch des Königs nach Schlesien die Freiheit erlangen, mit einem Theile seiner Truppen Laudon zu verstärken, damit dieser die Preußen auf dem linken Elbufer zur Räumung Böhmens nöthigen könnte. Heinrich dachte weiter an die Berge, die hinter ihm lagen, so wie an den schlimmen Zustand, in welchem seine Brotwagen und Artilleriepferde sich befanden. Endlich erschwerte der Mangel an Fuhrwerk und Zugvieh das Verpflegungswesen; denn man vermochte deshalb nicht das Futter aus großer Entfernung zu holen. Unter diesen Verhältnissen hielt es der Prinz für ein Gebot der Klugheit, den letzten Augenblick keineswegs abzuwarten, sondern im Lager von Tschiskowitz nur so lange zu verweilen, als nothwendig, und den Rückzug weder zu früh noch zu spät anzutreten.

Die Nachricht, daß die Preußen von Niemes aufgebrochen wären, hatte den Kaiser wieder sehr beunruhigt. Er vermuthete sogleich einen neuen Angriffsplan, und wie es zu geschehen pflegt, hielt er den ihm gefährlichsten zugleich für den wahrscheinlichsten, nämlich daß Heinrich sich in Leitmeritz festsetzen, und der König über Friedland oder Gabel nach Melnik marschiren würde. „Ich wäre dann in großer Verlegenheit, schrieb Joseph am 12., denn ich müßte gegen Schlesien hin ein ziemlich beträchtliches Corps stehen lassen und in einer ausgesogenen Gegend leben, ohne noch dazu einen rechten Stützpunkt zu haben“. Indem er darauf erfuhr, daß preußische Truppen sich bei Goldberg zeigten, fand er natürlich seine Vermuthung dadurch bestätigt. Es waren aber ohne Zweifel nur die Husaren, welche nach Naumburg am Queis ritten. Der Kaiser hatte Laudon aufgefordert, sich dem Prinzen Heinrich zu nähern; doch er konnte den Feldmarschall nicht dazu bewegen, dieser machte vielmehr am 13. einen Marsch rückwärts nach Benatek. Abermals bat ihn Joseph, wenigstens nach Melnik zu ziehen; allein so großer Dinge mochte sich Laudon keineswegs unterfangen, er gedachte vielmehr, einen weiten Umweg zu nehmen und den Leu im Kreise scheu zu umgehen. Er überschritt die Elbe bei Brandeis und kam den 19. nach Weltrus an der Moldau[1]).

1) Nach dem östreichischen Tagebuche bei Seyfart 551 kam das Hauptquartier Laudons am 13. September nach Benatek, am 16. nach Weltrus, am 19. nach Straschkow. Dies stimmt aber nicht mit den Angaben in den Briefen Heinrichs und Josephs. Am 18. schreibt dieser: Laudon m'a mandé qu'il

Inzwischen hatte der König den Rückzug fortgesetzt. Um den Bewegungen seines Bruders und des Prinzen von Bernburg Zeit zu verschaffen, war er bis zum 14. in Wildschütz geblieben. An diesem Tage ging er selbst unbelästigt nach Altstadt, der Prinz von Preußen marschirte nach Trautenau und der Erbprinz von Braunschweig nach Jungbuchau. Des Letzteren Nachhut wurde hitzig verfolgt; dasselbe geschah, als Friedrich am 19. nach Trautenbach und am 21. nach Schatzlar rückte. Doch war es nicht sowohl der Feind, welcher dem Könige Verlegenheiten bereitete, als vielmehr die durch den vierzehntägigen Regen fast unbrauchbar gewordenen Wege, die bei den Preußen wie bei den Oestreichern die Zufuhr von Lebensmitteln erschwerten und die Pferde zu Grunde richteten. Jetzt aber klärte sich der Himmel auf,* und die Einwohner des Landes verkündigten schönes Wetter.

Von Schatzlar, wo Friedrich ein unangreifbares Lager bezog, ritten noch am 21. September zehn Schwadronen in die Gegend von Löwenberg, um den Prinzen von Bernburg, wenn dieser angegriffen würde, zu unterstützen, und ein viel ansehnlicherer Truppentheil brach in entgegengesetzter Richtung auf. Dem Könige war gemeldet worden, daß die Oestreicher 30000 Mann in Ungarn aushöben, die in Oberschlesien einfallen und dort sengen und brennen sollten. Jedoch so verhielt sich die Sache nicht. Zwar verhandelte Maria Theresia schon seit einigen Wochen mit den Großen dieses Landes, und der Vicekanzler Graf Palfy war eben in Gitschin gewesen, um dem Kaiser die Anerbietungen derselben anzuzeigen. Nach einem späteren Briefe Maria Therefias wollten sie 14000 Rekruten und außerdem vielleicht noch Husaren stellen. Ueber deren Verwendung aber konnte noch nichts bestimmt sein. Um nun der Gefahr, von welcher Friedrich Oberschlesien bedroht glaubte, zu begegnen, ging also der Erbprinz von Braunschweig mit zehn Bataillonen, zu denen sich später zwanzig Schwadronen gesellten, am 21. September dahin.

Jedoch nicht allein zur Abwehr brachen dieselben auf; denn in neuen Plänen und Anstrengungen sucht und findet ein starker Charakter den besten Trost für ein verunglücktes Unternehmen. Der König faßte

comptait avancer avec l'armée à Weltrus. Am 19. meldet Heinrich: Je ne puis point savoir où est Laudon. Le 12. il était encore dans son camp de Münchengraetz; on disait qu'il marcherait le 13. (nach Benatek, wovon Joseph am 14. spricht.). An demselben Tage (19.) hatte Möllendorf eine Recognoscirung bis Martinowe (nicht Mostinowe, wie bei Schöning zu lesen ist,) gemacht, und so erfuhr Heinrich Laudons Ankunft in Welwarn (bei Weltrus) mit dem ganzen Heer. Am 21. zeigt Heinrich an, daß der Feldmarschall von Welwarn aufgebrochen sei. Offenbar wollte man Laudon nicht vom 13. bis 19. in Benatek stehen lassen; daher die Fälschung.

die Möglichkeit ins Auge, vermittelst jener Truppen das Fürstenthum Teschen in seine Gewalt zu bringen. Außerdem belebten die Nachrichten, die aus Rußland einliefen, die Schwingen seiner Hoffnung. Die Kaiserin Katharina wollte sich danach nicht begnügen, als Verbündete zu handeln, sondern als kriegführende Macht auftreten. Friedrich sah im Geiste schon in Mähren eine neue Bühne sich eröffnen. Er behielt inzwischen festen Fuß in Böhmen und wünschte sehr, daß auch sein Bruder nicht zu eilig abziehen möchte. Darum gab er Befehl, den Verlust, welchen dessen Artillerie und Feldbäckerei auf dem Marsche nach Tschiskowitz erfahren hatte, durch Ankäufe zu ersetzen. „Rechnen Sie darauf, schrieb er am 24. an Heinrich, daß Laudon sicherlich keine Schlacht wagen wird, aber wenn er Sie auf den Flanken beunruhigen kann, so wird er es thun; ich weiß das aus guter Quelle". So eben waren, wie er dem Prinzen weiter mittheilte, Briefe, die vom kaiserlichen Heere kamen, aufgefangen worden, und darin sprach sich die bemerkenswerthe Ansicht aus, Joseph wolle nichts wagen, und mit der Rückkehr der Preußen nach Schlesien werde der Feldzug endigen.

Mit Angriffsplänen trug sich der Kaiser wirklich nicht. Während ein Truppentheil dem Feinde folgte, marschirte das Hauptheer in die Gegend zwischen Neu-Paka und Gitschin. Am 20. September reiste Joseph mit Lascy, welchem er die erfolgreiche Vertheidigung der Elblinie dankbar zuschrieb[1]), in nordwestlicher Richtung, um bei Olschwitz eine haltbare Stellung gegen die Lausitz aufzusuchen. Als sie eine solche gefunden hatten, kehrten beide nach Gitschin zurück. Lascy übernahm den Oberbefehl über den linken Flügel und der Herzog von Sachsen-Teschen über den rechten; Joseph aber begab sich am 23. zu Laudon, begleitet von seinem Bruder Leopold. Diesen hatte Maria Theresia nach dem Abbruch der Braunauer Unterhandlungen aus Florenz zu sich gerufen, um in ihrem Unglück bei ihm Trost und eine Stütze zu finden, und weil inzwischen die Dinge sich zum Besseren gewendet, war er am 16. zum Kaiser gekommen. Einen besonderen politischen Auftrag scheint er nicht gehabt zu haben, dazu lag auch kein Grund mehr vor; denn die alten Mißhelligkeiten waren geschwunden, und Joseph hatte sich ernüchtert in seinen politischen Anschauungen der Mutter genähert.

Seitdem Maria Theresia die Erklärung abgegeben, daß sie auf Baiern verzichten würde, wenn Friedrich II der Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Brandenburg entsagte, betrachtete sie den Krieg als zwecklos. Mit dem Könige von Preußen versprach sie zwar

1) Doch hat man es für angemessen erachtet, nicht nur Lascy, sondern auch Laudon öffentlich in einem Extrablatte zu loben. Arneth III, 128.

nicht wieder in Unterhandlung zu treten; aber es geschah nur aus Rücksicht auf den Sohn. Sie wollte nun suchen, während des Winters durch das Zusammenwirken des Reiches und der Höfe von Versailles und Petersburg den Frieden zu erlangen; und Joseph antwortete hierauf am 14. September: „Die französische Vermittelung mag ihren Weg gehen und eben so die Erklärung an den Reichstag, wenn ich nur nicht dabei mitwirken soll; denn das kann ich auf Ehre nicht". Er schwieg nur, wie man sieht, von Rußland. Maria Theresia hätte mit Freuden mehr gethan; sie würde, schrieb sie am 16., ihren Brief an den König von Preußen noch immer gern abschicken, wenn Joseph damit zufrieden wäre. Doch hierauf empfing sie keinen Bescheid.

Nachdem die beiden Brüder die von den Feinden verlassene Stellung bei Hohenelbe von dem scherzweise das Observatorium genannten Berge bei Oels betrachtet, wünschte Leopold auch den andern Schauplatz des Krieges noch in Augenschein zu nehmen, und Joseph gedachte mit Laudon darüber Verabredung zu treffen, was ein Jeder von ihnen zu thun hätte, wenn Friedrich II wirklich den „einzig vernünftigen" Entschluß faßte, durch die Lausitz in Böhmen einzufallen. Der Kaiser wollte zugleich sehen, ob sich der Rückzug des Prinzen Heinrich beschleunigen ließe. Sehr spät am Abend gelangten sie zu Laudon, der inzwischen die Moldau überschritten hatte und bei Straschkow stand. Der Feldmarschall hütete das Bett; denn er litt ziemlich stark an der Lagerkrankheit, die jedoch nicht ruhrartig war. Die Maschine fand der Kaiser auch diesmal nicht recht im Gange; „weder die wahre Ordnung, noch Pünktlichkeit und Ruhe, schrieb er am folgenden Tage, herrschen hier". Man beschloß, mit dem ganzen Heer am 25. nach Laun zu marschiren, welches Städtchen ungefähr drei Meilen westlich von Libochowitz an der Eger liegt, und durch eine solche Seitenbewegung die Preußen zum Abzuge zu zwingen; aber diese waren schon auf dem Marsche begriffen.

Bereits am 21. hatte der Prinz Heinrich dem Könige gemeldet, daß er in drei Tagen aufbrechen würde, und die nöthigen Sicherheitsmaßregeln getroffen. Auf dem linken Ufer der Elbe nahmen kleine Truppenabtheilungen an verschiedenen Punkten Stellung, das schwere Geschütz ging nach Linay voraus, und am 24. setzte sich das Hauptheer in Bewegung. Möllendorf brach, nachdem er die Brücke von Libochowitz abbrennen lassen, gen Bilin auf, so daß er zur rechten Seite das Mittelgebirge hatte, durch welches Heinrich seinen Weg nahm. Ein dichter Nebel begünstigte die Preußen. Die kaiserlichen Truppen, welche bei Leitmeritz standen, bemerkten den Abmarsch erst gegen neun Uhr, wo sie die drei großen auf dem Radeberge befindlichen Lärmstangen ansteckten. Inzwischen war der Kaiser in Straschkow zu Pferde gestiegen, um die

feindliche Stellung zu erkunden. Aber als er nach Budin gelangte, ward er inne, daß Möllendorf sowohl als Heinrich ihren Rückzug angetreten hätten. Er verwunderte sich ein wenig, als gegen zehn Uhr noch kein Bericht eintraf. Wegen des großen Vorsprungs, welchen die Preußen gewonnen, gab er jeden Gedanken an Verfolgung wieder auf und kehrte um. Er fing nun an zu glauben, daß nichts Bedeutendes mehr vorfallen würde. Laudon blieb ruhig hinter der Eger stehen und schickte nur leichte Truppen vor.

So setzte denn Heinrich seinen Rückzug bei schönem Wetter unbelästigt über Nollendorf nach Sachsen fort. Es ging hier noch viel friedlicher zu, als bei den Märschen von Hohenelbe nach Schatzlar. Nur das letzte Bataillon der Nachhut Möllendorfs wurde bei Nickelsberg von Kroaten angegriffen; aber es hielt sich sehr wacker und empfing Verstärkung, die Soldaten feuerten so ruhig, wie auf dem Exercierplatz, und die Feinde gingen in die Wälder zurück, aus denen sie hervorgebrochen waren. Am 28. September kam Heinrich nach Ottendorf und Möllendorf nach Altenberg, von wo er am folgenden Tage nach Dippoldiswalde zog. Am 30. schickte der Prinz den General Knobelsdorf mit fünf Bataillonen und zehn Schwadronen nach Bautzen, um den Truppen bei Zittau von der andern Seite noch eine Stütze zu geben.

So befand sich Heinrich mit seinem Heere wieder auf sächsischem Boden. Er rechnete, daß er während des ganzen Feldzugs an Ueberläufern, Getödteten und Verstorbenen 2000 Mann eingebüßt. Größer war der Verlust an Pferden, von denen ungefähr 3000 zu Grunde gegangen waren, besonders auf den letzten Märschen. Man hatte daher, als die eine Hälfte der Geschütze nach Sachsen gebracht worden war, die Bespannung zurückschicken müssen, um die andere holen zu lassen, und einen Theil der Regimentsmunition war man genöthigt gewesen auf Bauerwagen fortzuschaffen. Uebrigens rechtfertigten den für den Rückzug gewählten Zeitpunkt die starken Regengüsse, welche bald nachher wieder eintraten; sie würden nicht nur den Marsch bedeutend erschwert, sondern auch ohne Zweifel den Verlust an Pferden beträchtlich vergrößert haben. Friedrich war schon über die Zahl, die ihm Heinrich meldete, sehr betroffen, und er rechnete demselben wiederholt vor, daß die nothwendigen Ergänzungen, die er angeordnet, 150000 Thaler verschlingen würden. Er wollte nur 700 Pferde verloren[1]) und eben so viel Ueberläufer gehabt haben. Vielleicht wäre der König weniger ungehalten gewesen, wenn sein Bruder den Rückzug nicht so eilig angetreten hätte.

1) Am 4. Januar schreibt Friedrich: man würde vielleicht 4000 Pferde für die beiden Heere kaufen müssen.

Dieser wußte sich zwar wohl zu verantworten; aber er gerieth hierüber und aus andern Gründen in sehr üble Laune. Wiederum sprach er gegen Vertraute davon, er wolle sich völlig vom Heer und den öffentlichen Geschäften zurückziehen, um ohne jegliches Gepränge nur als Philosoph zu leben. Er setzte zu dem Ende sogar einen Brief an den König auf und war bis zu Thränen gerührt, als er dem Obersten Henckel von Donnersmarck den Entwurf vorlas. Aber er sandte dieses Schreiben erst zwei Monate später ab [1]).

Der Kaiser war bei Laudon nicht geblieben, bis die Preußen Böhmen geräumt hatten, sondern schon am 26. September nach Gitschin zurückgekehrt. Mit Behagen verglich er sein neues schönes Quartier mit dem ländlichen Schulmeisterhaus in Oels, wo „seit einem Jahrhundert" weder gefegt noch geweißt worden, die Mahlzeit einfach und das Strohlager etwas hart gewesen war [2]). Seine gegenwärtige Wohnung bot ihm sogar die Annehmlichkeit eines Kamins, vor welchem es sich vortrefflich grübelte. Und es mangelte nicht an Stoff zum Nachdenken. Wollte Friedrich in der That noch durch die Lausitz vordringen? Aber warum kehrte denn der Prinz Heinrich von freien Stücken nach Sachsen zurück, und weshalb war die Truppenabtheilung, die nach Niederschlesien marschirte, schwächer als die andere, welche der Erbprinz von Braunschweig gen Neisse führte? Dessenungeachtet blieb die Lausitz noch Josephs erster Text, und er beschloß, am nächsten Tage fünf Grenadierbataillone nebst einem Theile der Reserveartillerie nach Sobotka zu schicken und weitere Meldungen abzuwarten. Am 28. ließ er dagegen zwei Dragonerregimenter zur Verstärkung Bottas nach Mähren reiten; denn die Absichten des Feindes schienen ihm nun mehr gegen dieses Kronland gerichtet; doch sah er darin weit weniger Gefahr, als wenn Friedrich den andern Plan verfolgt hätte. Zwei Tage später marschirten noch vier Infanterie-Regimenter dorthin. Joseph kam damit einem Wunsche seiner Mutter wenigstens einigermaßen zuvor; denn Maria Theresia fürchtete für Mähren. „Die Unbeweglichkeit Bottas und die Ruhe, mit welcher er unser armes Schlesien plündern sieht, klagte sie am 28., macht den schlimmsten Eindruck und ist unglaublich". Sie bat Joseph, er möchte doch dem Marquis aufgeben, Anstalten zur Vertreibung des Feindes zu treffen; denn jene Herren entschuldigten sich immer damit, daß sie ohne Befehle nichts thun dürften.

Der Kaiser theilte die Besorgniß seiner Mutter nicht, er wähnte sogar Muße zu kriegswissenschaftlichen Studien zu haben; denn er ge-

1) Mil. Nachlaß des Grafen Henckel von Donnersmarck II, 2, 199.

2) Arneth III, 118. 119.

dachte nächstens die Gegend zu besuchen, wo de Vins vor zwei Monaten geschlagen worden war. Doch wie ein nachdenkender Reiter erschrickt, wenn sein sanftes Thier plötzlich scheu wird: so fuhr Joseph auf, als er folgenden Tags hörte, daß Botta vor den Truppen, die mit dem Erbprinzen von Braunschweig am 1. October in Troppau angelangt waren, seine feste Stellung bei Heidenpiltsch aufgegeben habe und in der Richtung auf Olmütz zurückgegangen sei. Joseph ärgerte sich hierüber sehr, er hoffte jedoch, die Preußen würden es nicht wagen, die Mora zu überschreiten, und höchstens Husarenabtheilungen auf Plünderung aussenden. Sollten sie letzteres thun, so war er geneigt, Vergeltung auszuüben, sei es in Sachsen, sei es von den Niederlanden aus in Kleve. Der Vorfall war für ihn um so ärgerlicher, als er sich doch nicht ganz frei von Schuld fühlen mochte. Den Fehler wieder gut zu machen, ging am 3. October der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Elrichshausen mit neuen Truppen nach Mähren ab. Die Verstärkungen betrugen nun im Ganzen 31 Schwadronen und 16 Bataillone. Joseph gab sich der Erwartung hin, daß die vereinigte Macht im Stande sein würde, den Preußen an der Mora die Spitze zu bieten.

Um diese Zeit ward ihm ein Unternehmen vorgelegt, welches, wenn es glückte, dem ganzen Krieg eine für Oestreich günstige Wendung geben mußte. Kroaten erboten sich, gegen Friedrichs Person einen Anschlag auszuführen. Begleitet von einem Jäger aus der Gegend von Schatzlar und zwei preußischen Ueberläufern, die jede Schildwache kannten und wußten, wo der König schlief, wollten sie Nachts ihn aufheben. Früher war der Kaiser einmal von Maria Theresia gefragt worden, ob er verboten, auf Friedrich II und seine Generäle zu schießen, die von einer Schanze, während sie recognoscirten, hätten erreicht werden können. „Ich würde, glaub' ich, die Kanone selbst angezündet haben", war die Antwort gewesen [1]). Jetzt aber verwarf Joseph das Unternehmen, weil ihm das Gelingen sehr zweifelhaft erschien, und weil er meinte, daß man den Bedrohten schwerlich mitten aus dem Heer heraus lebendig in seine Gewalt bekommen würde [2]).

Der König hat von der Gefahr, worin er einen Augenblick schwebte, so viel wir wissen, nie etwas erfahren. Er freute sich zu dieser Zeit über das Abnehmen der Lagerkrankheit, an welcher er selbst viermal gelitten. Er hatte den 29. September, wo er aufs Neue von dem Uebel befallen worden war, seinem Bruder geklagt: „Es belästigt und schwächt

1) Arneth II, 376. 379.

2) Arneth III, 142.

dermaßen, das man einige Tage braucht, um seine Kräfte wiederzugewinnen". Am 6. October schrieb er: „Die Ruhr hat eine so allgemeine Verbreitung im Heere gefunden, daß Niemand davon befreit gewesen ist. Die Einen haben sie früher, die Andern später gehabt; aber Jedermann hat diesen Zoll der Schwäche zahlen müssen, mag es nun von dem schlechten Wasser herkommen oder von der Verderbtheit der Luft. Gegenwärtig nimmt das Uebel ab, und ich glaube wenigstens, daß die Epidemie bald aufhören wird".

Der König blickte damals mit einiger Besorgniß auf die Lausitz. Daß Maria Theresia den Großherzog Leopold von Toscana so eilig nach Wien gerufen, hatte den Argwohn in ihm erregt, es könnte wohl ein Unternehmen im Werke sein, bei welchem das Leben des Kaisers einige Gefahr liefe, nämlich ein Angriff auf die Lausitz. Dann meldete der Prinz von Bernburg von Zittau her, daß 30000 Oestreicher dorthin marschiren würden. Der Erbprinz von Braunschweig erfuhr in Troppau von verheerenden Einfällen, die in das westliche Sachsen gemacht werden sollten, und die Ruhe, die an der oberen Elbe herrschte, so wie Bottas eiliger Rückzug in Mähren führten ihn auf die Vermuthung, daß der Feind einen Angriff auf der entgegengesetzten Seite beabsichtige. Der König glaubte zwar nicht völlig an ein solches Unternehmen; aber er hielt es für besser, unnütze Vorkehrungen zu treffen, als sich überraschen zu lassen. Er schickte daher noch sechs Bataillone nach Löwenberg und war bereit, ihnen, wenn es nöthig würde, mit einer großen Macht zu folgen. Sein Bruder hatte, wie erwähnt, zur Unterstützung des Prinzen von Bernburg und um die Verbindung mit Dresden zu bewahren, den General Knobelsdorf gen Bautzen gesendet; nun marschirte noch ein Bataillon nebst 300 Reitern nach Bischofswerda, außerdem zogen Verstärkungen in das Voigtländische. Möllendorf blieb in Dippoldiswalde; denn ihn wollte Heinrich in seiner Nähe behalten, damit der von ihm sehr geschätzte Kriegsmann den Oberbefehl übernehmen könnte, wenn ihm selbst etwas begegnete. Der Prinz war um diese Zeit einmal von einer Ohnmacht befallen worden, welche die Anwesenden sehr erschreckte[1]). „Ich werde, schrieb er am 8. aus Ottendorf, Alles in der Welt thun, um meiner Aufgabe zu genügen; aber ich besitze weniger

1) Auch Henckel von Donnersmarck spricht hiervon in dem Militärischen Nachlaß II, 2, 201. Er schreibt: „Die Erhitzung, auf welche Se. Kgl. Hoheit gegen alle Gewohnheit sehr stark gegessen hatten, verursachten ihr nach der Tafel ein Unwohlsein, welches uns sehr besorgt machte..... Jedoch erholten Se. Kgl. Hoheit sich bald wieder". Der Prinz meldete dem Bruder, daß die Ohnmacht eine Stunde gedauert hätte.

Kräfte, als ich im Anfange des Feldzuges geglaubt habe, was mich über die Maßen betrübt". Uebrigens war Heinrich, während er früher stets einen solchen Einfall Laudons befürchtet hatte, jetzt nicht eben besorgt; doch brach er am 10. nach dem in der Nähe von Pirna gelegenen Dorfe Groß-Sedlitz auf, um der Lausitz bei eintretender Gefahr schneller Hilfe bringen zu können, und zu demselben Zwecke ließ er bei Mügeln eine Schiffbrücke bauen, welche den Weg um einen Marsch abkürzte.

Der König hatte sich inzwischen auch überzeugt, daß dort keine Gefahr drohte. Der General Wunsch war bereits am 6. October vom Ratschenberge nach Rückers gegangen. Als am 12. ein starker Schneefall eintrat, beschloß Friedrich, Böhmen nun auch zu räumen. Am 15. marschirten seine Truppen in die Gegend von Landshut; er selbst nahm in der Stadt Quartier. Von da schrieb er am folgenden Tage dem Bruder: „Sie können nicht glauben, was für einen Eindruck der Anblick von Männern, Weibern und Thieren aller Art, womit hier die Dörfer und Städte bevölkert sind, bei unserer Rückkehr auf Jedermann gemacht hat! Einer, der aus Sibirien käme, würde keine größere Augenweide haben. Ich wohne bei einem Kaufmann; als ich in das Haus trat, glaubte ich mich im Vergleich zu den Hütten von Lauterwasser in Großmoguls Palaste zu befinden. Kurz Alles widert in Böhmen an, und hier gefällt Alles. Ich muß auch zu meiner großen Befriedigung sagen, daß ich mit unserem Neffen sehr zufrieden bin, er hat eine ganz andere Richtung genommen und sich erstaunlich zu seinem Vortheile verändert, und ich fange an, guten Muth zu haben". In den Denkwürdigkeiten, welche der König über diesen Feldzug hinterlassen, erwähnt er ebenfalls an mehreren Stellen ehrenvoll des Thronerben.

So hatten die Preußen Böhmen geräumt; auf die gefährlich anstürmende Flut war die Ebbe langsam gefolgt. Und in dem östlichen Nachbarlande wiederholte sich in weit kürzerer Frist und viel kleinerem Maßstabe dieses Schauspiel. Wie gegen Sachsen und die Grafschaft Glatz hin, so hatten die Oestreicher vor dem Feldzug auch in Mähren eine gute Stellung aufgesucht, bei Heidenpiltsch an der Mora eine solche gefunden und wohl befestigt. Nach dem Ueberfalle, welchen Knebel im August erlitten, war auf diesem Schauplatze nichts Erhebliches vorgekommen; aber als der Erbprinz von Braunschweig am 1. Oktober in Troppau anlangte, wich der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Botta zum Aerger Josephs auf der Straße von Olmütz, ohne den Feind gesehen zu haben, bis Deutsch-Lodenitz zurück. Dagegen drangen die Preußen vor, besetzten das Schloß von Grätz und nahmen eine vortheilhafte Stellung zwischen zwei in der Nähe gelegenen Dörfern, Ja-

cubschowitz und Bohatschowitz, wodurch sie Meister der nach Mähren führenden Pässe wurden. Der Obristwachtmeister von Holtei marschirte mit 400 Husaren, 200 Dragonern und 200 Mann Fußvolk nach Wiegstädtel und bemächtigte sich des hier befindlichen Magazins; weil aber der Feind alle Wagen sammt der Bespannung mit sich fortgenommen, so wurden die 800 Säcke Hafer auf die Pferde der Reiterei gepackt und die in ansehnlicher Menge vorhandenen Brote den Soldaten überlassen, die dann ohne jeglichen Verlust nach Jacubschowitz zurückkehrten.

Nach der Ankunft Elrichshausens änderte sich aber die Lage der Dinge. Die Oestreicher drangen am 10. October wiederum bis Heidenpiltsch, die Vorposten wurden abermals über die Mora gesetzt, besondere Truppenabtheilungen marschirten in die Gegend von Ziegenhals und Johannisberg. In Folge der großen Verstärkungen, die in Mähren eingetroffen waren, zog sich der Erbprinz nach Troppau zurück. Diese Stadt blieb allein in den Händen der Preußen.

Der Mensch duldet gern Beschwerden, wenn er Erfolge sieht; ist das nicht der Fall, so wird er verdrossen. Die Anstrengungen und Leiden des fruchtlosen Feldzuges, durch die verdoppelte Strenge Friedrichs gegen die Soldaten noch erhöht, riefen unter den Truppen eine allgemeine Unzufriedenheit hervor. Das Vertrauen auf die Fähigkeit des Königs und die Begeisterung für seine Person, welche das Heer beim Ausmarsche belebten, nahmen ab. Alter und Krankheit, urtheilte man, hindern ihn, mit seiner früheren Schnelligkeit an die verschiedenen Punkte sich zu begeben, wo Anordnungen zu treffen sind, und so gehen Gelegenheiten verloren, aus denen sich großer Vortheil hätte ziehen lassen [1]). Friedrich hat dagegen mit seinem klaren Blicke den eigentlichen Urheber des Mißgeschickes herausgefunden und der Nachwelt bezeichnet. Aber vielleicht würden wir seiner Behauptung keinen Glauben beimessen, wenn nicht die Briefe, die er an den Prinzen Heinrich ge-

1) Raumer V, 337. In einem Briefe aus Jägerndorf vom 25. October heißt es: „Invalide Stabsoffiziere sind die Menge bei der Armee, und es muß ein entsetzliches Avancement in den Winterquartieren werden. Die auch nicht so krank sind, werden suchen fortzukommen. Ramin geht auch, und Tauentzien seufzet. Kurz, ich kenne die preußische Armee gegen die vorige nicht. Es ist kein Leben unter Generals und Offiziers, Alles läßt den Kopf hängen, und es ist in keinem Stücke die mindeste Ordnung". Militärischer Nachlaß des Grafen Henckel II, 2, 216. Vergl. die Klage des Prinzen Heinrich über die vielen Generäle, die durch Alter und Krankheit unbrauchbar geworden wären, bei Schöning 205—206.

schrieben, und die Berichte des Kaisers an das Tageslicht getreten wären. Jetzt ist endlich die Wahrheit durch den Nebel gedrungen. Wir verstehen die lange Unthätigkeit des weisen Königs, der in richtiger Erkenntniß der militärischen Lage sich dem Bruder willig unterordnete; doch der schöne Ruhmeskranz, welcher für den Prinzen schon gewunden wurde, hat dann unfertig liegen bleiben müssen.

VII.

Maria Theresia konnte nach den trüben Erwartungen, die beim Beginne der Feindseligkeiten sie gequält, und nach den schweren Bedrängnissen, welche die Mitte des Krieges gebracht, mit dem Ausgange des böhmischen Feldzuges wohl zufrieden sein, und sie freute sich dessen auch von ganzem Herzen. Aber die Sorge wich darum nicht von ihrer Seite; denn sie fragte sich vergebens, ob der Feind im nächsten Frühjahr abermals und mit gewachsener Erbitterung in ihre unglücklichen Länder einbrechen oder ob der kommende Winter den heißersehnten Frieden bringen würde. Seitdem die Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen fehlgeschlagen waren, wollte sie, wie früher erzählt worden ist, die Mitwirkung des Reiches und der Höfe von Versailles und Petersburg gewinnen, um dem Kampfe, der ihr schon so viele schwere Stunden bereitet, ein Ende zu machen. Indem wir nun den dahin gehenden Schritten der Kaiserin unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, betrachten wir zuerst ihr Verhältniß zu Ludwig XVI.

An dem Tage, wo sie Thugut, aufs Tiefste gebeugt, mit neuen Vorschlägen nach Welsdorf gesendet, hatte sie, wie erwähnt, Marie Antoinette dringend gebeten, die Bemühungen des Grafen Mercy bei dem Könige von Frankreich zu unterstützen. Die gehorsame Tochter war darauf am 13. August zu ihrem Gemahle gegangen, um ihn zu bestimmen, daß er seine Vermittelung anbieten möchte; sie hatte mit Absicht die Zeit gewählt, wo Ludwig XVI mit seinen Ministern Maurepas und Vergennes arbeitete. Während man darüber berieth, trafen Depeschen Breteuils ein und wurden in Anwesenheit der Königin gelesen. Sie meldeten ohne Zweifel die Abreise Thuguts in das preußische Hauptquartier und die Vorschläge, die er mitgenommen. Von Zeit zu Zeit erhob Maurepas Schwierigkeiten. Von welcher Art dieselben waren,

erfahren wir nicht [1]); auch dürfen wir annehmen, daß die Gegenwart der Königin den Ministern Rücksichten auflegte. Man beschloß, daß Vergennes in sehr bestimmter Weise nächsten Montag den 17. an den französischen Geschäftsträger in Berlin, Gaussen, schreiben sollte. Schon das ist auffallend; denn wenn man auf die Unterhandlung einen Einfluß ausüben wollte, so war die höchste Eile nothwendig. Statt dessen aber nahm sich Vergennes noch mehr Zeit und vollzog erst am 20. den empfangenen Auftrag, als er wahrscheinlich schon wußte, daß der Hauptvorschlag abgelehnt worden war. Auch sprach er nur von diesem. „Hierdurch höre, schrieb er, die Ursache des Krieges auf; und es könnte kommen, daß Oestreich Grund erhielte, seine Verbündeten und sogar die Garanten des westphälischen Friedens in Anspruch zu nehmen, die man geglaubt habe, gegen den Wiener Hof anrufen zu können."

Vier Tage vor der Abfassung dieses Briefes hatte die Unterhandlung bereits ein plötzliches Ende gefunden; aber es kam dem Cabinet von Versailles ohne Zweifel nur darauf an, endlich einmal der Kaiserin, da die Gelegenheit sich darbot, einen Gefallen zu erweisen. Auch bezeigte Kaunitz seine Zufriedenheit, als er das Schreiben sah; doch beging er die Unklugheit, zu bekennen, daß Vergennes den Wiener Hof zu viel hätte sagen lassen, wenn er in dessen Namen erklärte, derselbe wolle jetzt und für immer allen seinen Rechten und Ansprüchen auf Baiern entsagen. Mußte das Cabinet von Versailles unter solchen Umständen nicht dem preußischen Minister Finckenstein beipflichten, welcher auf die zweideutige Fassung des Hauptvorschlages in seiner Erwiderung aufmerksam machte? Letztere las Breteuil dem Staatskanzler gegen Ende des Septembers vor. Die Unterredung, welche dann folgte, war sehr wichtiger Art. Kaunitz wünschte die Ansicht des Hofes von Versailles über die Berliner Antwort zu hören. Sein Herr, erklärte Breteuil, bedauere die Ablehnung des ersten Vorschlages, aber Gaussen glaube Grund zu der Annahme zu haben, daß der König von Preußen keinesfalls einem Vergleiche nach der Convenienz Oestreichs beipflichten werde. Lebhaft entgegnete Kaunitz: „Es handelt sich nicht mehr darum, sondern die Kaiserin will Alles, was sie in Baiern gewonnen hat, wieder herausgeben, wenn der König von Preußen die Markgrafschaften in ihrer natürlichen und durch das Haus Brandenburg festgestellten Ordnung läßt." Bre-

1) Die Königin von Frankreich schreibt nur: On a été étonné du changement pour les marggraviats; il me semble, que le soir Mercy a bien éclairci cet article avec Mr. de Vergennes. Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 270. Ich erkläre mir das folgendermaßen. Das Cabinet fürchtete, daß Friedrich II den östreichischen Hauptvorschlag wegen der in Bezug auf die Markgrafschaften hinzugefügten Bedingung ablehnen würde.

teuil war mit dem Entschlusse Maria Theresias einverstanden; „aber, fuhr er fort, wenn man Friedrich II nicht dazu bringen kann, die angehängte Bedingung zu erfüllen, so wird es wünschenswerth sein, andere Wege der Verständigung zu finden." Kaunitz wußte nur ein Mittel, um den König zum Frieden zu zwingen, nämlich wenn Ludwig XVI die Sprache, die in dem Schreiben an Gaussen herrsche, nicht allein weiter rede, sondern noch verschärfe.

Lange stritten Beide nun hierüber. Umsonst bemühte sich Breteuil, den Staatskanzler zu überzeugen, daß das Cabinet von Versailles keinen drohenden Ton annehmen könne, sondern in seiner gemessenen Haltung verbleiben müsse. Wenn er endlich rund heraus erklärte, sein Hof werde sich keinesfalls mit Preußen überwerfen, zumal da Frankreich im Kriege mit England begriffen sei: so kann man sich leicht vorstellen, welchen Verdruß diese Worte dem Staatskanzler verursachten. Dessen Auslassungen brachten aber Breteuil nicht aus der Fassung, er rieth vielmehr, eine neue Friedensgrundlage zu suchen, indem man zwischen dem letzten Vorschlage Thuguts und dem, welchen Friedrich II gemacht, die Mitte halte. Kaunitz warf dem Gesandten hierauf mit einiger Empfindlichkeit vor, daß Frankreich immer in die Gedanken des Königs von Preußen eintrete, der nur damit beschäftigt sei, die gerechten Vortheile des Erzhauses zu schmälern. Nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte, bat er Breteuil, eine solche Grundlage zu nennen; aber der Gesandte ging darauf trotz allem Drängen des Staatskanzlers nicht ein, eben so vergeblich blieben des Letztern Bemühungen, dem Grafen Vergennes das heikle Geschäft aufzubürden, und als er nun erklärte, daß die Angelegenheit ganz allein durch die Kriegsereignisse beendigt werden würde, wenn Frankreich die Leitung der Vermittelung nicht entschiedener in die Hand nehmen wollte, stellte Breteuil abermals nur die Beobachtung der größten Unparteilichkeit von Seiten seines Hofes in Aussicht. [1])

Das Cabinet von Versailles konnte keinen bestimmten Vorschlag machen, weil es dann verpflichtet gewesen wäre, für die Annahme desselben nöthigenfalls mit den Waffen einzutreten, und es wollte sich nun einmal nicht mit zwei Kriegen belasten. Sonst war es bereit, den Frieden auf jede Weise zu fördern, und es hat seine Vermittelung dem Könige von Preußen wirklich angetragen. Diesem verbot die Klugheit, einen ablehnenden Bescheid zu ertheilen; aber er forderte die Zuziehung Rußlands [2]). Maria Theresia wünschte letzteres auch, und ihr Ver-

1) Flassan VII, 204—221.

2) Graf Solms in den Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg 342. und die russische Note Repnins in der Vollständigen Sammlung V, 58.

langen danach mußte noch wachsen, als von Petersburg schlimme Zeitungen einliefen. Am 26. September schrieb die Kaiserin an Joseph: „Alle Nachrichten von daher lassen glauben, daß Rußland sich ins Spiel mischen wird, und Frankreich allein besitzt nicht das Gewicht, um dem Könige von Preußen Besorgniß einzuflößen, der stets nur in günstigen Zeitpunkten Friede geschlossen hat und jene Markgrafschaften nimmer fahren lassen wird.“ Am 28. schickte sie dem Sohne Briefe zu, die ihm die kritische Lage mit Bezug auf Rußland zeigen sollten. Joseph spielte zwar wiederum den Thomas. „Das sind Prahlereien, schrieb er am 1. October zurück, die ein Görtz einem fanatischen Weibe, wie die Herzogin Anna Maria ist, glaubhaft zu machen sucht, und welche sich nachher Lügen strafen.“ Aber die Kaiserin wurde dadurch nicht beruhigt, und sie bat nun in der That Katharina II, durch ihre Vermittelung oder ihre guten Dienste gemeinschaftlich mit Frankreich ein Abkommen mit dem Könige von Preußen herbeizuführen.

Um die nämliche Zeit faßte Kaunitz die Absicht, durch den Kaiser auch noch die Verwendung der Reichsstände zu gewinnen. Er hatte dieselben schon im September angesprochen, als er eine schwere Ladung von Drucksachen nach Regensburg schickte, die alle den Titel führten: „Ihro Kais. Kgl. Majestät Gerechtsame und Maßregeln in Absicht auf die bairische Erbfolge in der wahren Gestalt vorgelegt und gegen die Widersprüche des Berliner Hofes vertheidiget.“ Es war hohe Zeit, daß die Schrift erschien; denn bereits vor einem halben Jahr hatte man ihr Erscheinen angesagt. Dafür trat man jetzt aber auch mit einem starken Buch auf den Kampfplatz; denn der Text enthält 260 Seiten, denen zahlreiche Beilagen auf 224 Seiten folgen. Wer so viel zu seiner Vertheidigung anzuführen weiß, von dem sollte man glauben, daß er ein gutes Gewissen haben müsse. Jedoch menschlicher Scharfsinn müht sich vergebens ab, eine ungerechte Sache in eine gerechte zu verwandeln, und so war die Begründung der östreichischen Ansprüche denn auch äußerst dürftig und lahm ausgefallen. Die bogenreiche Schrift hat sicherlich die Zahl der Anhänger des Wiener Hofes nicht vergrößert.

Da es hier heißt: son (Friedrichs II) ministre s'étant déjà expliqué envers le **chargé d'affaires** de la cour de Versailles (Gaussen), und da der französische Gesandte Marquis de Pons, im Anfange des Septembers nach Berlin zurückgekehrt ist (Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 275), so könnte man schließen, daß der Antrag Frankreichs noch in den August gehöre. Wahrscheinlich fällt er aber in die Zeit, wo die Fruchtlosigkeit des Feldzuges die Annahme von Seiten Preußens mehr erwarten ließ. Dafür spricht auch, daß Finckenstein im Anfange des Octobers den Prinzen Heinrich benachrichtigte, Frankreich würde sich als vermittelnde Macht erklären. Militärischer Nachlaß des Grafen Henckel II, 2, 200.

Viel wichtiger als diese schalen Blätter waren die sieben Seiten, welche vorhergingen und den Titel führten: „Vorstellung und Ersuchen an die hohen Mitstände gegen die widerrechtlichen und friedbrüchigen Handlungen Sr. Kgl. Preußischen Majestät bei Gelegenheit der bairischen Erbfolge.“ Maria Theresia entschuldigte sich darin, daß sie die genaue Darstellung ihrer Gerechtsame nicht früher vorgelegt; aber sie hätte zuerst alle Versöhnungsmittel versuchen und erschöpfen wollen. Sie erzählte dann die Wesenheit der Sache so, wie Kaunitz in seinen Noten an den Berliner Hof es gethan, und in gleichfalls bekannter Weise bestritt sie darauf die Berechtigung der preußischen Einmischung. Zum Beweise, wie sie ihre Billigkeit, Mäßigung, Nachgiebigkeit, Friedensliebe und Vorsorge für das wahre Wohl Deutschlands auf das Höchste getrieben, führte sie die Erklärung an, welche sie abgegeben, daß sie bereit sei, alles in Gemäßheit des Vertrages vom 3. Januar in Besitz Genommene zurückzustellen gegen die wesentliche und unabweichliche Bedingung, daß auch Friedrich II. die Secundogenitur in Ansbach und Baireuth bestehen lasse; denn es handle sich hierbei um das allgemeine Beste des Reiches, um die Erhaltung des Gleichgewichts in demselben, um die Bewahrung des bisherigen Verhältnisses in dem fränkischen und den benachbarten Kreisen, um die Abwendung aller jener gefährlichen und bedenklichen Folgen, die unvermeidlich entstehen würden, wenn der preußische Hof seine Vergrößerungsabsicht einseitig durchsetzen sollte. Nachdem aber die Kaiserin-Königin ein so großes Opfer gebracht, halte sie sich auch für berechtigt, angelegentlichst Ihre Mitstände zu ersuchen, zu ermahnen und aufzufordern, daß dieselben gemeinschaftliche nachdrückliche Vorstellungen an den König von Preußen wegen unverzüglicher Einstellung seiner widerrechtlichen friedbrüchigen Handlungen gelangen lassen, daß sie mit der Kaiserin vereinigt auf die unverletzte Erhaltung und Beobachtung der brandenburgischen pragmatischen Haussanction unabweichlich bestehen, mit ihr gegen die preußische Störung des Land- und westphälischen Friedens gemeinschaftliche Sache machen, mit ausgiebiger Hilfe sie unterstützen und den Beistand der Garanten des zuletzt genannten Friedens öffentlich nachsuchen wollen. [1])

Diese beiden Schriftstücke sollte der erzherzogliche Gesandte Freiherr von Borie den Vertretern der deutschen Fürsten mittheilen. Aber eine Versammlung konnte nicht anberaumt werden; denn seit dem 21. August hatte das Reich Ferien. Es gab damals in Deutschland keinen angenehmeren Posten, als den eines Comitialgesandten in dem gar schön gelegenen Regensburg. Die Mitglieder dieser Körperschaft hatten nur wenig zu thun und waren um geselligen Verkehr nie verlegen; fesselnde

1) Vollst. Samml. II, 290—556. III, 5—286.

Neuigkeiten flogen ihnen von allen Höfen zu, und manchmal durften sie glauben, am Webstuhle der Weltgeschichte mitzusitzen, wenn sie auf dem Rathhaus ihren Amtsgenossen ein ansehnliches Schriftstück vorlesen mußten. Im Sommer wurden sie reiselustig und zogen fort, um sich der heimathlichen Luft nicht gänzlich zu entfremden und der Erholung zu pflegen, und diese Ferien mochten sie auch dann nicht verlieren, wenn so schwere Zeiten über Deutschland hereinbrachen, wie es im Jahre 1778 geschah; denn ungern entbehrt nun einmal der Mensch das Gewohnte. Sie konnten ja zu Hause oder, wo sie sonst für den Winter frische Kräfte sammelten, die Nachrichten vom Schauplatze des Krieges nicht minder lesen als in Regensburg, und für den Fall, daß etwa Schriftstücke zur Vertheilung kamen oder, wie es in der Kunstsprache hieß, ad aedes Legatorum distribuirt werden sollten, waren Unterbeamte zurückgeblieben, welche dieselben an Serenissimus oder Erlaucht eben so gut zu befördern verstanden, wie die Gesandten. Am 23. September entledigte sich Borie seines Auftrages.

Den größten Eindruck mußte die Erklärung Maria Theresias in dem Lande machen, um dessen Schicksal es bei dem ganzen Streite sich handelte. Die Baiern wollten nichts weiter als ungetrennt beisammen bleiben, und dieses Ziel schien erreichbar, wenn der König von Preußen auf die fränkischen Markgrafschaften verzichtete. Die Herzogin Anna Maria, die leidenschaftliche Vertheidigerin der bairischen Integrität, suchte bei dem Grafen von Görtz Auskunft, und dieser antwortete: „Der König habe die Waffen ergriffen, um die Sache seiner Mitstände zu verfechten, und man könne doch nicht erwarten, daß er außer den ungeheuren Kriegskosten auch noch andere Opfer bringen solle; man werde am Ende selbst fühlen, wie wenig aufrichtig der östreichische Vorschlag gemeint gewesen sei, und daß sogar gegen Oestreichs Verzicht auf ganz Baiern der König nicht einer rechtmäßigen Erbfolge entsagen und eine Uebereinkunft aufheben könne, die mit Zustimmung seines ganzen Hauses schon vor 26 Jahren geschlossen worden sei, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten; jeder einsichtsvolle und gutgesinnte Stand des Reiches müsse den Widerspruch des Wiener Hofes gegen Familienverträge als einen neuen Eingriff in die Gerechtsame der Fürsten ansehen und wünschen, daß die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit der preußischen Monarchie so viel als möglich das Gleichgewicht erhalte." [1])

Der Berliner Hof beschränkte sich aber keineswegs auf diese Privatbelehrung; er wollte die Gunst der öffentlichen Meinung nicht verlieren. Daher wurden am 21. October auf dem Reichstage zwei preußische Schriften vertheilt. Ausführlich wies die eine das Recht der bran=

1) Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz I, 89.

denburgischen Hauptlinie nach, Ansbach und Baireuth mit dem Churstaate wieder zu verbinden; die andere stellte die mit Thugut gepflogenen Unterhandlungen dar. Man wollte den Schein von Mäßigung und Friedensliebe, welchen sich der Wiener Hof gegeben, zerstören und die Vorwürfe von Vergrößerungsplänen und Abneigung gegen einen Vergleich, mit denen man belastet worden war, zurückweisen. Am Schlusse der ausführlichen Berichterstattung versprach sich der König von der Einsicht und den patriotischen Gesinnungen seiner Mitstände sowohl als der Garanten des westphälischen Friedens, daß sie sich nun bewogen finden würden, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, um den Wiener Hof nicht nur durch Vorstellungen, sondern auch durch nachdrücklichere Mittel dahin zu bringen, daß er die bairische Erbschaft den natürlichen Erben ganz überlasse und sich nicht weiter anmaße, dem Churhause Brandenburg die ihm allein zustehende freie Verfügung über die Erbfolge seiner Länder in Franken streitig zu machen, welches das wahre Mittel sei, den von dem Wiener Hofe gestörten Ruhestand völlig wiederherzustellen. Der König sprach die Hoffnung aus, der Reichstag werde nun nicht länger zögern, sich hierüber und über die ganze bairische Erbschaftsangelegenheit patriotisch zu erklären. 1)

Auch Kaunitz gedachte nach dem Ende der Ferien, die bis zum 9. November dauerten, die Sache von Neuem aufzunehmen. Der Kaiser sollte dann ein Commissionsdecret nach Regensburg senden und die Stände darin ersuchen, sie möchten ein Abmahnungsschreiben an den König von Preußen erlassen und die Garanten des westphälischen Friedens anrufen. Zuvor wünschte man aber versichert zu sein, daß der Antrag die Mehrheit der Stimmen für sich haben würde. Daher hatte der Gesandte Carl Theodors, der Freiherr von Ritter, seinen Herrn mit dem Plane des Wiener Hofes am 8. October bekannt gemacht und um Bescheid gebeten, wie sich der Churfürst in diesem Falle zu verhalten gedächte. 2) Wen der Staatskanzler außerdem hierüber ins Vertrauen zog, wissen wir nicht.

Wenn die Stände des Reiches die Bitte des Kaisers erfüllten, so gerieth Vergennes bei der Theorie, die er im Juni aufgestellt, in Verlegenheit; aber es lag kein Grund vor, sich einer solchen Befürchtung hinzugeben. Joseph erbot sich zwar zu thun, was Maria Theresia von ihm verlangte, doch er war überzeugt, daß die Mehrheit der Stimmen gegen den Wiener Hof sein würde. „Das Heer gut in Stand setzen und fest bleiben, schrieb er am 18. October, das wird allein die Waagschale auf unsere Seite neigen." Er wollte, bis er es sähe, nicht glau-

1) Vollst. Samml. III, 353—474.
2) Vollst. Samml. V, 42.

ben, daß die Russen Friedrich II einen Mann geben würden; aber auf der andern Seite versprach er sich auch von Frankreich bei der Schwäche des Königs und seiner Minister und dem Verfalle des Landes keine kräftige Maßregel.

Jede Macht urtheilt nach ihren besondern Interessen über die Handlungen der andern. Im Anfange des Februars hatte sich das Cabinet von Versailles schwach gezeigt, nicht aber nachher, als es die Neutralität zu seiner Politik machte. Es ließ die Dinge sich entwickeln, wartete die Zeit ab, wo es würde Einfluß ausüben können, und begann sich endlich zu regen. Wir haben gesehen, wie es die ausschweifenden Wünsche des Wiener Hofes auf das Erreichbare zurückzuführen suchte und dem Berliner seine Vermittelung antrug. Es hatte der unablässig drängenden Königin versprochen, im Sinne des Briefes, welchen Vergennes im August an Gaussen gerichtet, ein Rundschreiben an die französischen Gesandten im Reiche zu schicken; aber den Worten folgte nicht die That zum großen Leidwesen Maria Theresias, welcher dagegen ein anderer Wunsch erfüllt wurde. Wir kennen Georgs III Geneigtheit, 30000 Mann in Niedersachsen zu versammeln, die Hoffnung, welche Friedrich II darauf setzte, den Auftrag, den die besorgte Kaiserin deswegen ihrer Tochter gab. Frankreich erklärte nun, daß es durch die hannöverschen Rüstungen sich veranlaßt fühle, Truppen an der Saar zur Beobachtung aufzustellen, und die beabsichtigte Folge war, daß die Bildung jenes Heeres vor der Hand aufgeschoben wurde. [1]) Der Gedanke des deutschen Fürstenbundes konnte dem Cabinet von Versailles keineswegs angenehm sein, und es durfte noch weniger eine bewaffnete Macht des Churfürsten von Hannover, welchen es in Amerika bekämpfte, nahe der französischen Grenze dulden. Immerhin aber kam der Kaiserin-Königin die Maßregel zu gute, freilich wurde sie mehr als aufgewogen durch das Eingreifen Frankreichs in die orientalische Frage, die mit der bairischen hier wieder in Beziehung tritt.

Katharina II war durch die Verwickelung mit der Pforte, wie wir gesehen haben, bisher abgehalten worden, ihrem Verbündeten zu Diensten zu sein; denn auch sie scheute sich, zwei Kriege zu gleicher Zeit zu führen, und sie wußte nicht, wie weit die Hartnäckigkeit der Türken gehen würde. Der Großwesir hatte zwar im April erklärt, daß man den Frieden wünsche, dann aber hinzugefügt: man könne die Anerkennung Schahins von Seiten der mit russischen Waffen besiegten Tataren nicht als eine rechtmäßige Wahl desselben betrachten. Im Mai war der Kapudan Pascha mit 12 Linienschiffen nach dem schwarzen Meer ausgelaufen. Anfangen wollte freilich die Pforte den Krieg keineswegs. Wie der

1) Denkwürdigkeiten des Freih. v. d. Asseburg 328.

Pascha von Oczakow die Anweisung hatte, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten und nicht einen einzigen Schuß zu thun, bevor er angegriffen würde, so schrieb der Diwan auch dem Kapudan Pascha vor, den ersten Schlag so viel als möglich zu vermeiden, und nur auf die Vorstellung, daß ihm seine Verhaltungsbefehle zu sehr die Hände bänden, ward es ihm gestattet, nach den Umständen zu verfahren. Eben diese begünstigten ihn aber keineswegs. Die Pest verminderte die 50000 Mann, die er mit sich genommen, auf 15000, welche kaum dienstfähig waren; durch einen heftigen Sturm und Fahrlässigkeit gingen sieben der besten Schiffe zu Grunde, die übrigen wurden beinahe sämmtlich schwer beschädigt. Suworow, welcher an die Stelle von Prosorowsky getreten war, weigerte sich, mit dem Kapudan Pascha zu unterhandeln, und verwies ihn an den Feldmarschall Rumanzow und Herrn von Stakieff. [1])

Daneben suchten Frankreich und Preußen besänftigend in Konstantinopel einzuwirken. Friedrich II ließ der Pforte vorstellen: der Wiener Hof erwerbe, wenn er behalte, was er in Baiern an sich gerissen, mehr als das, was er in Polen und in der Moldau gewonnen; eine solche Vergrößerung stürze das Gleichgewicht im Reich und in Europa gänzlich um; hiergegen könne nun aber die Pforte keineswegs gleichgiltig sein, noch Oestreich dadurch begünstigen, daß sie mit Rußland einen Krieg anfange. [2]) Friedrich stellte ferner an Frankreich das Ersuchen, es möchte seinen Einfluß in Konstantinopel geltend machen. Aber ohnehin mußte Vergennes dazu neigen, den Streit auszugleichen; denn er wünschte weder eine neue Schwächung der Türkei, noch ein russisch-englisches Bündniß, welches auch gegen Frankreich gerichtet gewesen wäre, da dieses inzwischen in den Krieg wider Georg III eingetreten war. Schon im letzten Winter hatte das Cabinet von Versailles in Gemeinschaft mit dem Wiener Hofe den Diwan zu friedlicher Verständigung ermahnt; [3]) im August bot es der Pforte seine Vermittelung zur Wiederherstellung eines guten Einvernehmens mit der Kaiserin Katharina, so lange es noch Zeit wäre, mit dem Bemerken an, daß ein solcher Schritt auch in Petersburg seine Wirkung nicht verfehlen würde. Die Unfälle des Kapudan Pascha mögen schon vorher den Kriegseifer in Konstantinopel merklich abgekühlt haben. Der vertriebene Selim ward am 10. September auf seine Güter in Rumelien verwiesen. Vier Tage später faßte der Diwan den Beschluß, man wolle Schahin als Chan anerkennen, sobald Rußland seine Truppen aus der Krim zurückziehe. [4]) Damit war eine Aussicht für den Frieden gewon-

1) Zinkeisen VI, 207 ff.
2) Zinkeisen VI, 207. Anmerk. 1., Instruktion vom 16. Juni 1778.
3) Zinkeisen VI, 184. Herrmann VI, 17. Raumer V, 367.
4) Zinkeisen VI, 214. 211.

nen, und so konnte Katharina in der bairischen Sache sich entscheiden und ihrem Bundesgenossen endlich zu Hilfe kommen.

Aus den Briefen des Königs von Preußen an den Prinzen Heinrich ersieht man, wie er mit Ungeduld darauf wartete. Der Schildkrötengang des Petersburger Hofes hatte schon lange seinen Aerger erregt. Am 8. October empfing er eine Erklärung, welche derselbe nach Wien abgehen lassen wollte. Katharina drückte sich über die streitige Frage ziemlich so aus, wie Friedrich, und rieth hierauf dringend der Kaiserin-Königin, sich sowohl mit diesem als mit den andern betheiligten Parteien über die ganze bairische Erbfolgesache nach den Satzungen des Reiches freundschaftlich zu vergleichen, sonst würde sie den in Deutschland ausgebrochenen Krieg nicht länger mit Gleichgiltigkeit ansehen können und in gebührende und ernsthafte Betrachtung ziehen müssen, was die Interessen ihres Reiches, die der Fürsten, die ihre Freunde wären und ihren Beistand angerufen hätten, und vor Allem ihre Verpflichtungen gegen ihren Verbündeten erheischten. [1])

Die Erklärung erschien dem Könige ziemlich kräftig, aber er wünschte, daß sie durch eine Truppenbewegung unterstützt würde; denn er meinte, der Wiener Hof kümmere sich um Worte wenig, er fürchte nur die Soldaten. Und so that Friedrich denn Alles, was in seinen Kräften lag, um militärischen Beistand zu erlangen. Als er mit seinen Truppen nach Schlesien zurückgekehrt war, ließ er 17 Bataillone bei Landshut Quartier nehmen, und 19 Bataillone marschirten mit 20 Schwadronen gen Neisse. Der König wollte Troppau besetzt halten, theils um Oberschlesien zu decken und den Oestreichern die Verbindung mit Teschen und Galizien abzuschneiden, theils wegen der Hilfe, die er von der Kaiserin Katharina erwartete. „Der Grund, warum ich diese Stellung behaupten will, schrieb er am 16. an Heinrich, ist der, daß die Erklärung des Petersburger Hofes nach Wien und an alle andern Höfe abgegangen ist, und daß der Fürst Repnin, welcher die russischen Truppen befehligen soll, deren Abtheilungen sich schon in Bewegung setzen werden, binnen Kurzem in Breslau ankommen wird." Ueber den Eindruck des genannten Schriftstückes auf das Wiener Cabinet, ob der Hochmuth oder die Weisheit dort den Ausschlag geben würde, darüber wagte Friedrich keine Meinung zu äußern. „Es ist sicher, fuhr er fort, daß die Franzosen die lebhaftesten und stärksten Vorstellungen dazufügen, um zu gütlicher Beilegung zu überreden; auch wünscht vielleicht die Kaiserin den Frieden. Aber wenn ich mir den frechen Dünkel des Fürsten Kaunitz denke, so

1) Die Erklärung steht in der Vollst. Samml. V, 44 ff. und zum größten Theile bei Flassan VII, 223 ff.

fange ich an zu vermuthen, daß der östreichische Stolz den Sieg davontragen wird."

Der König schrieb dem Staatskanzler mehr Einfluß zu, als derselbe damals besaß; denn das eigentliche Hinderniß der Verständigung lag doch im Kaiser, der schon Vorbereitungen für den künftigen Feldzug traf. Er hatte noch ein Regiment Husaren, drei Regimenter Fußvolk und eine beträchtliche Reserve-Artillerie am 10. October nach Mähren gesendet, nicht weil es erforderlich schien, sondern damit für alle Fälle gesorgt wäre, und sich dann mit Lascy auf die Reise begeben, um zwischen Tetschen und Olschwitz Gegenden aufzusuchen, wo neue Werke gebaut werden sollten, ähnlich denen, welche sich an der oberen Elbe als zweckmäßig erwiesen hatten. Während er noch im Anfange des Monats davon gesprochen, durch einen Einfall in die Lausitz den Krieg im nächsten Jahre zu eröffnen, war er jetzt gesonnen, sich wieder auf die Vertheidigung zu beschränken, jedoch die beabsichtigten Verschanzungen für die vorzuschiebenden Truppentheile recht nahe den Grenzen anzulegen, auf diese Weise dem eindringenden Feind einen noch kleineren Raum preiszugeben und ihn dadurch zum Kampfe zu zwingen. Die Hauptmacht wollte der Kaiser wiederum so aufstellen, daß sie im Stande wäre, leicht allen bedrohten Punkten Hilfe zu bringen. Die Aufsuchung geeigneter Gegenden fand statt; unbekümmert um Kälte, Wind und Regen ritten sie durch das Land; Laudon, der sich auch zu ihnen gesellte, begleitete sie zwei Tage lang. Als sie ihren Zweck erreicht hatten, kehrte Joseph nach Gitschin zurück. Er freute sich sehr, Böhmen endlich von Friedrich geräumt zu finden und die Oestreicher wieder in Heidenpiltsch zu wissen. Er gedachte nun ernstlich daran, seine Truppen in die Winterquartiere auseinanderzulegen, er überzeugte sich, ob die Ueberschwemmung, die er in Königgrätz einrichten lassen, wirksam wäre. Es gehörte nur noch zu seinen Wünschen für das ablaufende Jahr, daß die Preußen aus Troppau gejagt würden, [1]) und er befahl am 21. dem Feldmarschall-Lieutenant Elrichshausen, diesen Versuch zu machen, es möge kosten, was es wolle, sogar wenn die Stadt angezündet werden müßte.

Während sich aber Joseph anschickte, dem Feinde noch zuletzt einen empfindlichen Schlag zu versetzen, ward er unvermuthet so zu sagen in den Rücken getroffen. Am 23. empfing er von seiner Mutter die Erklärung des russischen Hofes, welche zum Unglück für Maria Theresia zwei Tage vor dem Eintreffen ihres Vermittelungsgesuches von Peters-

1) Arneth III, 154, muß gelesen werden: Elle saura sans doute déjà le départ du Roi de Schatzlar; pour Troppau, il faudra voir encore, si on ne pourra les en déloger, nicht: de Schatzlar pour Troppau; il faudra etc.

burg abgegangen [1]) und am 20. in Wien übergeben worden war. Ungern vermissen wir den Brief, welchen die Kaiserin-Königin mitschickte; doch daran dürfen wir nicht zweifeln, daß das Schriftstück einen niederschmetternden Eindruck gemacht hat. Auch Joseph gestand die große Bedeutung des Schrittes ein, welchen Katharina gethan, und er fand die Erklärung stark; aber er verharrte bei dem Glauben, daß die russische Kaiserin keine Truppen absenden würde, sie müßte denn toll sein und ihr Minister ein durch Geld gewonnener Schuft, dann wäre freilich Alles möglich. Er war geneigt, die Vorstellung des Petersburger Hofes für ein Gegenstück zu dem zu halten, was das Cabinet von Versailles im August in Berlin erklärt hatte. Die Erinnerung an die Franzosen erregte seinen Grimm beinahe noch stärker, als das Verhalten Rußlands, und er wünschte, daß man jene Perrückenmacher lieber schlafen ließe, die weder Herz noch Geld hätten.

Der großen Ueberraschung folgte noch eine kleinere auf dem Fuße. An demselben Tage, wo Joseph dieses schrieb, hieß es, daß neue Truppen und der König selbst nach Troppau kommen würden. Natürlich wollte der Kaiser das wieder nicht glauben; aber die Anzeige war in der Hauptsache richtig. Schon am 16. October hatte Friedrich seinem Bruder gemeldet, daß er sich, um in Oberschlesien die Angelegenheiten zu ordnen, nach Neisse begeben würde. Dies geschah denn auch, und am 19. kam er hieher. Er war mit dem Verpflegungswesen und den Quartieren viel beschäftigt, aber er steckte sich noch ein weiteres Ziel. Er beabsichtigte zugleich, Alles für den künftigen Feldzug, den er ohne Zweifel in Mähren zu eröffnen gedachte, wohl vorzubereiten. Darum ging er weiter bis Jägerndorf, welches er auch deshalb besetzen wollte, um dem Erbprinzen, der in Troppau stand, die rechte Seite zu decken. Am 22., wo er anlangte, ließ er sofort die leichten östreichischen Truppen aus der Umgegend vertreiben. Er bezeigte dann dem Dragonerregiment von Thun, welches sich hierbei sehr wacker gehalten, in den gnädigsten Ausdrücken seine Zufriedenheit. Desto ungnädiger verfuhr er gegen seinen Bruder.

Dieser hatte jeden Gedanken an einen Angriff aufgegeben, er wünschte sogar, seinen äußersten Vorposten durch ein Abkommen mit Laudon für den Winter Ruhe zu verschaffen. Das gefiel dem Könige nicht. Friedrich hörte ferner, Joseph würde selbst in einigen Tagen mit neuen Verstärkungen in Mähren eintreffen, und er mochte glauben, daß Heinrichs Unthätigkeit den Oestreichern die Freiheit böte, sich ungehindert gegen Osten zu wenden. Dazu kam die Verschiedenheit und Menge von Arbeiten, welche drückend auf ihm lasteten. „Ich muß Alles ein-

1) Denkwürdigkeiten des Freih. v. d. Asseburg 342. Vergl. Vollst. Samml. V, 57. Arneth III, 160.

richten, schrieb er am 23. an seinen Bruder, viel Fehlerhaftes wieder abstellen, den Feind überwachen, angreifend zu Werke gehen und zugleich für die Vertheidigung Sorge tragen". Er vermißte schon seit zwei Monaten an dem Prinzen Heinrich die Rührigkeit, deren er sich selber bewußt war. Aergerlich über die Mängel, die er bei seinem Heere zu finden glaubte, von Geschäften erdrückt und in Sorge vor der wachsenden Zahl der Oestreicher, die sich ihm gegenüberstellten, fuhr er fort: „Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche mit untergeschlagenen Armen einer nützlichen Thätigkeit eine süße und unnütze Ruhe vorziehen; ich thue Alles, was von mir abhängt, damit unsere Angelegenheiten gedeihen, und wenn es nicht gelingt, so wird man mir die Schuld nicht beimessen, sondern vielleicht glauben, daß ich schlecht unterstützt worden bin".

Im Augenblicke war der Vorwurf ungerechtfertigt; aber der König sprach nur aus, was er bisher still in der Seele getragen. Natürlich kränkten diese Worte den Prinzen schwer, und er entgegnete: „Wen das trifft, der ist ohne Zweifel sehr unglücklich darüber, daß er Ihre Zufriedenheit nicht haben kann. Aber wenn es mir erlaubt ist, mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit zu sprechen, dann ist es für beide Theile besser, wenn Andere gewählt werden, denen Sie mehr Vertrauen schenken. Unter der großen Zahl von Offizieren, welche Sie während des Krieges und im Frieden gebildet haben, befinden sich nothwendig solche, die Ihren Beifall gewinnen werden. Uebrigens muß derjenige, welcher ihn verloren hat, von seiner natürlichen Thätigkeit einbüßen, sobald er wahrnimmt, daß er Ihrer Güte nicht mehr würdig ist. Nichts entmuthigt stärker, als wenn der Herrscher denen zürnt, die ihm dienen".

Die Nachricht, welche der König über den Kaiser gegeben, war falsch. Mit den Verstärkungen, von denen Friedrich spricht, können nur die gemeint sein, welche schon am 10. October abgegangen waren, und was Joseph betrifft, so arbeitete dieser in Gitschin eifrig an der Auseinanderlegung der Truppen. Am 25. war er mit seinen Anordnungen fertig; einzelne Regimenter befanden sich bereits auf dem Marsche; der Herzog von Sachsen-Teschen, Laudon und Lascy trafen Anstalten für ihre Rückkehr nach Wien. Da erfuhr Joseph, der König wäre mit Verstärkungen in Troppau angelangt. „Auf die erste Kunde, daß die Preußen wieder vorrücken, schrieb er an seine Mutter, reise ich sofort dahin. So unglaublich diese neue Bewegung erscheint, so kann sie doch sehr wohl zu seinen Plänen gehören, und wenn er die Fürstenthümer den Winter hindurch behalten will, so mag er sich darauf gefaßt machen, immer unter den Waffen zu stehen; denn ich gedenke mich nicht vom Platze zu rühren, bis ich ihn wieder vertrieben habe". Die Ungeduld ließ aber

den Kaiser nicht warten; er eilte noch an demselben Tage von Gitschin weg. Die Nächte waren schon lang, abscheulich die Wege, man konnte nur zu Pferde fortkommen. Zur Vorsicht empfingen noch sechs Infanterieregimenter und ein Reiterregiment Befehl, nach Leitomischl zu marschiren.

Wie rasch folgten einer kurzen Erholung wieder sorgenvolle Zeiten! Joseph war so unruhig, wie er noch nie gewesen; die Erklärung des Petersburget Hofes lag ihm schwer in den Gliedern. „Man wird mehr Festigkeit haben müssen als je", schrieb er am 26. früh aus Königgrätz an seine Mutter. Als er die nächste Poststation erreicht hatte, traf ihn ein Eilbote, den Elrichshausen gesendet. Der Feldmarschall-Lieutenant meldete: der König befestige sich in Jägerndorf, aber er scheine nicht weiter vorrücken, sondern nur diese Stadt und Troppau als die äußersten Punkte seiner Winterquartiere behalten zu wollen. Für den Augenblick erachtete Elrichshausen jedes Unternehmen für ganz unnütz, weil die Lage beider Ortschaften so wäre, daß sie eher von den Preußen, als von den Oestreichern behauptet werden könnten; der König würde sie mit seiner ganzen Heeresmacht vertheidigen und zuletzt anzünden. Der Feldmarschall-Lieutenant hatte seine Truppen gedrängte Quartiere beziehen lassen; er meinte, wenn der König das auch gethan, würde der Zeitpunkt eintreten, wo man die Feinde verjagen oder wenigstens dermaßen beunruhigen könnte, daß sie abziehen müßten. Auf diese Meldung kehrte Joseph wieder um und begab sich, weil er noch eine Menge von Geschäften zu erledigen hatte, nach Brandeis. Maria Theresia freute sich hierüber sehr. Ihre mütterliche Besorgniß versteckte sie hinter den Worten: sie gestehe, daß sie am Schlusse des Feldzuges keinen ernsthaften und blutigen Auftritt wünsche. „Die Partie, fuhr sie fort, würde zu ungleich sein, da der König den Kern seiner Truppen hat, und wir nur einzelne Abtheilungen". Letzteres war indessen gar nicht der Fall; vielmehr befanden sich dort beinahe die besten Regimenter.

Elrichshausen hatte Friedrichs Absichten richtig erkannt. Der König wollte wirklich keineswegs vordringen; er ließ nur noch den General Mitrowski, der etwa 5000 Mann befehligte, durch den Erbprinzen von Braunschweig aus Oderberg vertreiben. Die Preußen folgten den weichenden Feinden bis Mährisch-Ostrau, dann gingen sie nach Troppau zurück. Die Ueberrumpelung jedoch, an die man auch gedacht hatte, war nicht gelungen. Friedrich hielt es zwar für leicht, das Fürstenthum Tetschen in seine Gewalt zu bringen; aber er wollte damit warten, bis die Russen gekommen wären.

Ungefähr 40000 Preußen standen jetzt in Oberschlesien. Nachdem hier der König Alles in der Art angeordnet hatte, daß er seine Truppen

gegen Ueberraschungen gesichert glaubte, ging er nach Breslau, und er war froh, sich wieder in einer großen Stadt und unter gesitteten Leuten zu befinden. Die Böhmen und Mähren kamen ihm wie halbe Wilde vor, wie ein entsetzlich gesunkener Menschenschlag. Er freute sich auch der größeren Bequemlichkeit, deren er genoß, da die kriegerische Thätigkeit aufgehört hatte. Jedoch er konnte sich keineswegs pflegen, wie er es wohl gewünscht hätte; denn ein anderes Arbeitsfeld breitete sich vor ihm unermeßlich aus. „Ich sehe wohl, schrieb er am 9. November an Heinrich, daß der Winter den Geist viel schlimmer anstrengen wird, als der vergangene Sommer den Körper angestrengt hat; diese Last ist beinahe zu schwer für mein Alter, und ich weiß nicht, wie ich sie tragen werde. ... Ich lebe hier, wie eine Kellerratte; ich bringe die schlesischen Papiermühlen in Aufnahme, indem ich vom Morgen bis zum Abend Papier verschmiere. Das ist wirklich Alles, was ich aus Breslau melden kann". Er wollte furchtbar rüsten, um den künftigen Feldzug entscheidender zu machen, als den eben abgelaufenen, wenn nicht die nächsten Monate den Frieden brächten, und dieser Hoffnung gab er sich höchstens vorübergehend hin. Er fürchtete mehr, daß die Oestreicher die Vermittelung der Franzosen und Russen nur anrufen würden, um ihn des militärischen Beistandes der Letzteren zu berauben, und er machte sich deshalb auf eine keineswegs ernsthaft gemeinte Unterhandlung gefaßt, zumal da Joseph nicht nach Wien ging, um sich über die Bedingungen mit der Kaiserin und dem Staatskanzler zu einigen. In der Meinungsverschiedenheit zwischen Mutter und Sohn erblickte der König mit Recht das Haupthinderniß des Friedens.

Maria Theresia hätte dem Kriege, bei welchem nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren wäre, von Herzen gern ein schnelles Ende bereitet, und sie wünschte darum, daß Joseph das Heer auf einige Tage verließe, damit sie in gemeinschaftlicher Berathung erwägen könnten, was geschehen sollte. Zu dem Ende stellte Kaunitz dem Kaiser vor: „wenn während des Winters kein Ausgleich zu Stande komme und Rußland alsdann Theil am Kriege nehme, so werde der Wiener Hof nicht umhin können, im Laufe des nächsten Feldzugs einen solchen Frieden zu schließen, wie ihn der König von Preußen haben wolle. Von dieser traurigen Wahrheit eben so sehr überzeugt als beunruhigt, habe er in den letzten Tagen wiederholt über die Mittel nachgedacht, die in einer für das Haus Oestreich so kritischen Lage anzuwenden seien, und die Frucht seiner Ueberlegungen aufgezeichnet; aber er halte es für unmöglich, über Dinge von solcher Bedeutung und Schwierigkeit, die zugleich einen schnellen Entschluß erheischen, brieflich zu verhandeln. Die Sache müsse zwischen Kaiserin und Kaiser erörtert und endgiltig entschieden und das un=

durchdringlichste Geheimniß bewahrt werden". Unter diesen Umständen forderte der Staatskanzler Joseph auf, sobald als möglich wenigstens für einige Tage nach Wien zu kommen. Eben darum bat Maria Theresia dringend ihren Sohn. „Die Nachrichten aus Rußland, schrieb sie bei dieser Gelegenheit, sind die schlimmsten, und die aus Frankreich die schwächsten". Näher sprach sie sich hierüber nicht aus, weil sie hoffte, den Kaiser bald in Wien zu sehen. Aber in einem Brief an ihre Tochter beklagte sie sich, daß ihr Verbündeter nicht einmal glaube, bei Carl Theodor und dem Herzoge von Zweibrücken ihr nützlich sein zu können.[1]) Eine solche Verwendung scheint also Kaunitz nach den Erklärungen, welche Breteuil im September gegeben, in Anspruch genommen zu haben. Maria Theresia brachte ferner in demselben Briefe die Bewegung, welche der König nach Mähren gemacht, mit der Meldung in Zusammenhang, daß die Russen auf dem Marsche wären. In einem diplomatischen Bericht aus Petersburg heißt es: „30000 Mann ziehen nach der Westgrenze Polens, und der Fürst Repnin, welcher sie anführen soll, ist in Bereitschaft. Das Geschrei gegen den Wiener Hof hat hier zugenommen, und was für Absichten er auch gehabt haben mag, als er um die Vermittelung Rußlands anhielt, dieses Gesuch hat nichts als Feindschaft und üblen Willen hervorgetrieben".[2]) Aehnliches mag der Kaiserin gemeldet worden sein. „Die Monarchie, schrieb sie dem Sohne weiter, steht auf dem Punkte zusammenzubrechen; man muß wissen, Opfer zu bringen, und der politischen Lage gemäß seine Entschlüsse fassen. Es ist keine Zeit zu verlieren".

Nichts Unangenehmeres konnte dem Kaiser zugemuthet werden, als diese Reise nach Wien. Er sah sehr wohl ein, in welche schwierige Lage man gerieth, wenn die Russen ihrem Verbündeten militärische Hilfe gewährten. „Ich fürchte nichts, hatte er am 30. October geschrieben, wenn wir mit dem Könige von Preußen und den Sachsen allein bleiben, freilich werden wir auch nichts gewinnen; aber wenn die Russen dazu kommen, dann ist es aus; denn wie kann man Truppen nach Galizien und Siebenbürgen absenden, ohne sich hier dergestalt zu schwächen, daß man nicht mehr im Stande ist, die Spitze zu bieten"? Folglich mußten Beschlüsse gefaßt werden, gegen welche sich sein ganzer Stolz auflehnte. Zwar tauchte der Gedanke eines Kampfes auf Tod und Leben aus der Tiefe seiner Seele wieder auf; aber er wußte, daß ihm die Mutter auf so wilden Bahnen nicht folgen würde. Mochte sie denn nachgeben, nur sollte sie nicht verlangen, daß er die Verantwortlichkeit für eine solche

1) Arneth Maria Theresia und Marie Antoinette 283 (vom 2. November).

2) Raumer V, 335.

Politik mitträge. Daher stellte Joseph der Kaiserin die Unmöglichkeit vor, ihren Wunsch zu erfüllen, weil die Anordnungen für den künftigen Feldzug, die im vollen Gange wären, auf ihm ganz allein lasteten, und er überdies leicht nach Mähren gerufen werden könnte, wo der Kampf noch fortdauerte. Doch versprach er, dem bestimmten Befehle, daß er kommen solle, pünktlich Folge leisten zu wollen. Er erklärte sich weiter bereit, Alles, was Maria Theresia beschließen würde, blind zu unterschreiben. Glaube man wirklich, fuhr er fort, daß im nächsten Jahre Rußland handeln werde und die Franzosen nicht, so bleibe nur übrig, Baiern zurückzugeben und über die Markgrafschaften zu schweigen. Es schien ihm, daß es der Kaiserin nach diesem Rathe nicht schwer fallen könnte, sich ohne ihn zu entscheiden. Am folgenden Tage schrieb er: die Mutter würde ihm eine ganz besondere Gunst erweisen, wenn sie vor seiner Rückkehr einen Entschluß faßte.

Heftige Menschen von gutmüthiger Art suchen bald einzulenken. So entsagte denn Joseph am 4. November der ausgedehnten Reise, die er sich vorgenommen; er wollte nur die neuen Befestigungen, an denen man arbeitete, besichtigen, von da gerades Weges nach Mähren gehen und hierauf in die Hauptstadt zurückkehren. Er hoffte wahrscheinlich, daß die Antwort auf die Erklärung des Petersburger Hofes alsdann bereits abgegangen sein würde.

Mit Bedauern hatte sich inzwischen Maria Theresia in die Abwesenheit ihres Sohnes gefügt, dessen Hartnäckigkeit sie genügend kennen gelernt. „Ich werde denn trachten, antwortete sie, uns den Frieden so gut als möglich zu verschaffen; aber das hängt nicht mehr von uns ab, der Andere muß es auch wollen. Die Schwierigkeit wird Sachsen sein, ... die Russen sagen in ihrem Manifest deutlich: der König und seine Verbündeten". Diese Worte riefen in dem Kaiser die Besorgniß hervor, daß man zu hastig vorgehen und zu viel gewähren könnte. Daher bat er die Mutter, sie möge nichts überstürzen. Besonders dringend aber rieth er ab, dem Churfürsten Friedrich August von Sachsen irgend eine Entschädigung zu gewähren; lieber müßte man Alles wagen und den Krieg bis zum Aeußersten fortsetzen.[1])

1) Der Brief Maria Theresias N. 521 ist vom 3., nicht vom 9. Die Kaiserin hat ihr Schreiben vom 29. October, wie es bei besonders wichtigen Depeschen geschah, par un garde geschickt, es kommt am 1. November an Joseph, und dieser antwortet sogleich, natürlich mit dem nämlichen Boten. Derselbe sollte nun von Prag bis Wien acht Tage lang gereist sein? Gesetzt aber, daß er es wäre, so würde die Kaiserin wenigstens die größte Verwunderung darüber ausgedrückt haben. Allein das thut sie nicht im Mindesten, sie beginnt: C'est depuis quelques heures que j'ai reçu la vôtre du premier, qui me prive

Die Furcht vor einer zu schnellen Entscheidung und übermäßigen Nachgiebigkeit seiner Mutter verfolgte den Kaiser noch weiter, und er zeigte darum dem Fürsten Kaunitz „die unfehlbaren Wahrheiten“ an, auf welche die östreichische Politik sich stützen müßte. Die Hauptfrage war natürlich, ob Rußland die 30000 Mann stellen würde. Joseph wollte das nicht glauben, weil weder ein persönlicher Grund noch ein politisches Interesse die Kaiserin Katharina zum Kriege gegen Oestreich triebe; wohl aber könnte sie, meinte er, sich geschmeichelt fühlen, wenn sie durch eine einzige Erklärung und einige Truppenbewegungen über die deutschen Angelegenheiten zu entscheiden vermöchte. Der Kaiser befand sich keineswegs auf falscher Fährte, wenn er vermuthete, daß man durch diesen Gedanken sie zu dem Schritte bewogen hätte, welchen sie gethan. Scharfsinnig fragte Joseph weiter: „Wenn Preußen und Sachsen sicher wären, daß 30000 Russen für den nächsten Feldzug zu ihren Diensten sein würden, müßten sie nicht lieber es verschweigen, um uns durch diesen unerwarteten Beistand in Verlegenheit zu bringen? Indem sie es aber in ganz Europa ausposaunen, werden wir in den Stand gesetzt, uns mit den Türken, Franzosen, Polen, Schweden u. s. w. zu verbinden und noch andere Gegenmaßregeln zu treffen“. Der Kaiser vergaß hierbei, daß er wenige Tage vorher in einem Brief an seine Mutter dergleichen Gedanken für Träumereien erklärt hatte.

„Wenn sie also, fuhr Joseph fort, mit so viel Geräusch von jenem Beistande sprechen, so thun sie es wohl, um ihre Freunde im Reich aufzurichten, welche durch den Ausgang des Feldzuges und unsere Erklärung etwas erschüttert sind, um den Muth der Sachsen zu beleben und Rußland, welches uns gegenüber noch nicht zu erkennen gegeben hat, daß es feindlich auftreten wolle, zu einem solchen Schritt unwiderruflich zu bringen. Am wahrscheinlichsten aber beabsichtiget man, uns zum großen Schaden der östreichischen Monarchie zu einem raschen Frieden zu nöthigen; denn man kennt die Sehnsucht, welche die Kaiserin danach hat“.

„Warum möchten die Feinde, fragte Joseph weiter, die Dinge gern

de la consolation de vous revoir. Sie schreibt ferner: Je vous envoie ce garde, puisque vous vouliez avoir une réponse positive. Darauf meldet am 5. Joseph: j'ai reçu cette nuit Sa gracieuse réponse par le garde. Maria Theresias Aeußerung über Sachsen ruft ohne Zweifel erst die Bemerkungen des Kaisers hervor, sonst würde sie den Punkt eingehender behandelt haben. Ueberhaupt müßte man annehmen, daß die wichtigen Schreiben Josephs vom 4., 5. und 7. November am 9. noch nicht an sie gelangt wären; sonst würde sie darauf Bezug genommen und nicht mehr geschrieben haben: je crains que vous ne vous rendiez en Moravie. Daß sie in diesem kritischen Moment eine Woche lang ohne Nachrichten von ihrem Sohne geblieben wäre und dann doch keine Verwunderung darüber geäußert hätte, das ist undenkbar und unmöglich.

überstürzen? Sie wünschen sich die großen Ausgaben zu ersparen, welche der Kriegszustand während des Winters und der nächste Feldzug ihnen auferlegen. Der König von Preußen weiß, daß unser Heer im künftigen Jahr über 200000 Mann stark sein wird, daß wir Befestigungen haben und neue dazufügen. So wird er gänzlich außer Stande sein, in Böhmen oder Mähren einzudringen, ohne sogleich eine Schlacht und noch dazu in einer vorbereiteten und für uns vortheilhaften Stellung zu liefern, und bei dem geringsten Unfall ist Sachsen ein sicheres Opfer". Vor wenigen Tagen hatte sich der Kaiser lange nicht so hoffnungsvoll über die Aussichten des nächsten Feldzuges geäußert und damit wahrscheinlich viel mehr Zustimmung bei der Mutter geerntet.

Joseph schloß nun weiter: während die Feinde nach einem schnellen Ende des Krieges trachten müssen, habe Maria Theresia das entgegengesetzte Interesse. Sie möge daher nichts überstürzen, sondern auch fernerhin ihre Friedensliebe zeigen, dem Petersburger Hofe so sehr als möglich schmeicheln, eine Unterhandlung anfangen und langsam fortspinnen; dann werden Preußen und Sachsen in ihren Vorschlägen mehr Nachgiebigkeit an den Tag legen, und ohne andere Bedingungen werde der Friede geschlossen werden.

Die beiden wesentlichen Punkte, auf die es dem Kaiser ankam, waren erstlich die Zurückgabe der in Besitz genommenen Theile Baierns mit der Erklärung, daß der Wiener Hof niemals in die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit der preußischen Monarchie einwilligen würde, zweitens die entschiedenste Weigerung, dem Churfürsten von Sachsen eine Geldentschädigung zu gewähren oder irgend ein Recht abzutreten. „So und nicht anders könnte man, glaub' ich, an den Frieden denken, schrieb der Kaiser, es müßte denn möglich sein, heimlich einen Tausch von ganz Baiern gegen die Niederlande zu Stande zu bringen". Für den großen Vortheil, welchen Carl Theodor dabei gewänne, verlangte Joseph, daß derselbe die Befriedigung Sachsens übernehme und sich außerdem anheischig mache, den unverzüglichen Beitritt des Herzogs von Zweibrücken und seines Bruders zu erwirken; alle drei sollten alsdann mit Maria Theresia die Bestätigung dieses Vergleiches bei dem Kaiser nachsuchen und zugleich den König von Preußen, die Garanten des westphälischen Friedens und den Petersburger Hof davon in Kenntniß setzen, daß sie mit dem Tausche vollkommen zufrieden wären.

So trat Joseph mit dem gefährlichen Plane, der ihn schon so viel beschäftigt hatte, plötzlich wieder hervor. Wegen der Schwäche Großbrittaniens erschien ihm der Besitz der Niederlande weit unsicherer, als ehedem, und gänzlich von dem guten Willen Frankreichs abhängig. Ob die Sache sich noch hätte durchführen lassen, vermöchte Niemand zu

sagen. Alles kam unstreitig auf den König von Preußen an; denn der Herzog von Zweibrücken konnte nur dann seine Zustimmung ertheilen, wenn Friedrich damit einverstanden war. Vergennes betrachtete die Niederlande nicht sowohl als einen Gegenstand der Beunruhigung und Eifersucht, als vielmehr als ein Pfand der Sicherheit für das Verhalten des Wiener Hofes gegen Frankreich [1]), und er konnte demnach es nicht gern sehen, wenn sich derselbe dieses Besitzes entledigte; aber er würde wegen des Krieges mit England doch wohl nur dann mit Entschiedenheit gegen den Tausch aufgetreten sein, wenn es der König von Preußen gethan hätte. Nach diesem würde sich wahrscheinlich auch Katharina II gerichtet haben. Weil aber Joseph diesmal die durch den Vertrag vom 3. Januar erworbenen Gebiete bei der Entschädigung nicht in Anrechnung bringen wollte, so konnte Friedrich den Tausch eher geschehen lassen; nur mußte der Wiener Hof allen Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Markgrafschaften mit Preußen aufgeben und Sachsen befriedigen helfen. Jedenfalls war aber Eile nothwendig. Der Kaiser wußte, wie wenig seine Mutter geneigt war, die Niederlande wegzugeben. Er hätte darum, anstatt zu schreiben und dann die beabsichtigte Reise zu unternehmen, ohne Verzug nach Wien fahren sollen. Dahin riefen ihn überhaupt Klugheit und Pflicht; denn durch Briefe konnte man sich nun einmal weder gut noch schnell verständigen.

Die Vorstellungen Josephs fanden bei Maria Theresia keinen Eingang; am meisten mißfiel ihr der Rath, die Unterhandlung absichtlich in die Länge zu ziehen. „Ein schnelles Ende thut allein noth", schrieb sie dem Staatskanzler. Sie wollte den Krieg gegen Preußen und Rußland nicht wagen und erwartete vermuthlich, daß ein Congreß zusammentreten würde, wenn sie den Austrag der Streitigkeiten den Höfen von Versailles und Petersburg überwiese. Damit war aber Joseph auch nicht einverstanden. Er fürchtete, daß von einer solchen Versammlung manche widerwärtige und fast unerträgliche Forderungen gestellt und von seiner der Fortsetzung des Krieges gänzlich abgeneigten Mutter bewilligt werden könnten. Daher kam er auf einen alten Gedanken zurück. Maria Theresia, schlug er vor, solle Baiern räumen und zugleich dem Reichstag und den Höfen von Versailles und Petersburg erklären: sie wolle dem Churfürsten Carl Theodor Alles ohne Bedingung zurückgeben und verlange von den Vermittlern, daß sie die Einstellung der Feindseligkeiten bewirken. Inzwischen hatte Joseph die Befestigungen in Böhmen gesehen; indem er jetzt noch Mähren besuchte, rückte der Zeitpunkt näher, wo er versprochen, nach Wien zurückzukehren. Er betonte nun abermals

1) Flassan VII, 139.

die Nothwendigkeit, endlich den Russen zu antworten. „Man nehme, schrieb er, die Vermittelung an oder stelle ein Ultimatum oder übertrage die ganze Frage der Entscheidung des Reichstages und lasse die Vermittler einen Waffenstillstand oder einen Frieden zwischen Preußen und uns herstellen". Wie sehr verkannte doch der Kaiser die Lage der Dinge, daß er die Forderung, welche Friedrich vor acht Monaten gethan, erst jetzt erfüllen und auch die östreichischen Ansprüche dem Reichstage vorlegen wollte, gleichsam als ob man keinen Krieg geführt hätte! Konnte denn an einen Frieden gedacht werden, ehe die bairische Angelegenheit geordnet wäre? Die Einstellung der Feindseligkeiten befürwortete Joseph auch für den Fall, daß eine lange Unterhandlung stattfinden sollte; so viel kam ihm darauf an.

Uebrigens enthielten die Rathschläge, welche der Kaiser nun gab, keineswegs dasjenige, was ihm als zweckmäßig und wünschenswerth erschien. Er würde vielmehr gesagt haben: „Ich besitze Baiern von Rechtswegen und durch Abtretung; man nehme mir es, ich werde mich vertheidigen". Er bekannte der Mutter offen, daß er gegen sich und seine Neigungen spräche. „Aber wie ich die Dinge betrachte, fuhr er fort, ist nichts weiter zu machen. Ich halte mich um so mehr verpflichtet, es zu sagen, als eine recht unparteiische Prüfung ergiebt, daß der Krieg nicht sowohl der Monarchie gilt, als mir persönlich". Dem Wohle des Staates war er bereit seine Ansichten zum Opfer zu bringen, obgleich er wußte, daß der ungünstige Ausgang der Angelegenheit auf ihn allein fallen würde. So schrieb er am 16. November. Ob er noch längere Zeit in Mähren verweilte oder, wie Friedrich erfuhr[1]), wiederum nach Brandeis bei Prag ging, wissen wir nicht. Am 23. traf er endlich in Wien ein[2]); aber es scheint, daß man hier doch auf ihn gewartet hatte und nun erst die Antwort nach Petersburg absendete.

Die Lage der Dinge war sehr entmuthigend. Das Cabinet von Versailles wollte durchaus den Berliner Hof zum Verzicht auf die fränkischen Markgrafschaften nicht drängen; Katharinas Erklärung ließ die Theilnahme Rußlands am Kriege fürchten; in patriotischem Schweigen verharrte die Regensburger Versammlung. Sogar der Churfürst Carl Theodor weigerte sich, dazu mitzuwirken, daß dieselbe dem kaiserlichen Commissionsdecrete gemäß ein Abmahnungsschreiben an den König von Preußen richtete; seine neutrale Stellung festhaltend, war er nur damit einverstanden, daß von gesammten Reichs wegen die Garanten des westphälischen Friedens angerufen und den kriegführenden Mächten eine Vor-

1) Schöning 208.

2) Seyfart 319.

stellung in gemäßigten, keinem Theile zur Beleidigung gereichenden Ausdrücken zugestellt würde [1]). Da übertrug denn Maria Theresia der Kaiserin Katharina im Vereine mit dem Könige von Frankreich die Wahl der Mittel, welche geeignet wären, den Frieden schleunig wiederherzustellen, und sie sprach dabei die Ueberzeugung aus, daß sie ihre Interessen und ihre Würde in keine besseren Hände legen könnte. Sie drückte dann den Wunsch aus, daß man statt eines Congresses oder jedes andern Weges, der Verzögerungen vorhersehen ließe, denjenigen wählen möchte, durch welchen der Friede auf das Schnellste herbeigeführt würde; sie legte es endlich der russischen Kaiserin ans Herz, für einen alsbald eintretenden Waffenstillstand Sorge zu tragen [2]).

Wahrscheinlich ging die Antwort am 25. nach St. Petersburg; denn an diesem Tage wandte sich Maria Theresia auch an Ludwig XVI. Ihrer Tochter schrieb sie, daß sie keinen Congreß wünsche. „Die Vermittler sollten uns gebieten, fuhr sie fort, Alles wiederherzustellen, wie es im vergangenen Jahre war. Die Angelegenheiten der bairischen Erbfolge, Sachsens und der Uebrigen, welche betheiligt sind, sollten nicht eingemischt, sondern der Entscheidung des Reiches überwiesen werden. In kurzer Zeit wäre Alles gesagt, und wir verlieren immer am meisten, die ungeheuren Kosten und die Verwüstungen unserer armen Länder. Der König von Preußen kann nichts verlangen, da er der Angreifer gewesen ist und erklärt hat, daß er nichts verlangen würde" [3]). Wir sehen, Maria Theresia war auf die Vorschläge, welche Joseph am 16. November gemacht und alsdann ohne Zweifel in Wien aufs Neue befürwortet hatte, bereitwillig eingegangen; dabei bleibt es freilich ungewiß, ob sie ernstlich geglaubt hat, daß alle diese Wünsche sich würden erfüllen lassen.

„Mit der lebhaftesten Rührung" empfing Katharina „das so vollkommene Zeugniß der Achtung und des Vertrauens, welches ihr Maria Theresia durch die Ertheilung einer uneingeschränkten Vollmacht zu der mit Sr. Allerchristlichsten Majestät übernommenen Vermittelung gegeben", und schickte sogleich nach Berlin und Paris Eilboten, um die Angelegenheit zu beschleunigen. Dem französischen Cabinete schlug sie folgende Weise der Unterhandlung vor: eine vertraute Person kommt von beiden Höfen ohne öffentlichen Charakter nach Augsburg, Nürnberg oder einer

1) An Ritter den 17. November. Vollst. Samml. V, 43.

2) Vollst. Samml. V, 44 ff., ohne Zeitangabe. Der Engländer Coxe, der sich diesen eigenhändigen Brief in Petersburg ohne Noth abgeschrieben, hat leider auch das Datum nicht genannt. Geschichte des Hauses Oestreich IV, 393.

3) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 284.

andern neutralen Stadt mitten in Deutschland, um daselbst ohne das äußerliche Ansehen eines Congresses und alle Förmlichkeit auf die gewöhnliche Art einer Gesellschaft die Unterhandlung zu betreiben; die kriegführenden Parteien werden eingeladen, eben so dahin eine vertraute Person von ihrer Seite zu senden, die aber nicht eher Einer in des Andern Gegenwart kommen dürfen, als bis das Werk vollendet ist; dagegen werden die Vermittler nicht ermangeln, den Rath derselben in allen nöthigen Fällen einzuholen. Auch über einen Waffenstillstand gab Katharina den Königen von Frankreich und Preußen ihre Meinung zu erkennen [1]).

Unabhängig hiervon antwortete Ludwig XVI seiner Schwiegermutter. Er nahm die Vermittelung an und trug seinem Gesandten in Wien auf, sich sowohl über die zu machenden Vorschläge, als über die angemessenste Form der Unterhandlung mit dem Fürsten Kaunitz zu verabreden. Breteuil ward außerdem ermächtigt, Alles im Namen seines Herrn, und ohne weitere Befehle zu erwarten, in Petersburg oder unmittelbar in Berlin oder auch beiden Mächten zugleich mitzutheilen, wie es Maria Theresia für gut halten würde. Des Waffenstillstandes gedachte Ludwig XVI nicht; auch die anderen östreichischen Vorschläge fand man in Versailles unbrauchbar [2]).

„Franzosen und Russen, schrieb Friedrich am 11. December an seinen Bruder, kommen darin überein, daß man dem Kaiserhof, um seine Würde zu retten, ein kleines Stück von Baiern zugestehen, aber ihn zur Herausgabe des Uebrigen nöthigen müßte". Damit konnte der König von Preußen zufrieden sein. Aber die Nachrichten, die er aus Wien empfing, flößten ihm die Besorgniß ein, daß Joseph die Fortsetzung des Krieges herbeiführen würde [3]). Daher ließ er nicht nach in seinen Bemühungen, sich den militärischen Beistand der Russen zu verschaffen.

Wir haben gesehen, daß die Pforte gegen das Ende des Sommers versöhnlicher geworden war. Zu den bereits erwähnten Schritten, welche sie in dieser Richtung gethan, fügte sie einen neuen, indem sie den kriegslustigen Großwesir seines Amtes entließ. In Folge dessen erklärte denn

1) Abh. und Materialien V, 1. und 2. Stück, S. 137, ohne Datum, aus dem December.

2) Schöning 214 (N. 273). Flassan VII, 227.

3) Pour se procurer des fonds, schreibt Friedrich am 17. December, il prend l'argent de l'Eglise, l'argent des dépôts, et plus encore, il exige des contributions extraordinaires des personnes riches qui doivent aller très-haut. Mais en Hongrie les aspects sont très-récalcitrants, et il ne paraît pas qu'il pourra les dompter, et par conséquent ils ne veulent donner ni argent ni troupes au delà de ce qu'ils ont fourni. Schöning 214.

auch Panin dem Grafen Solms, daß man für jetzt wegen eines Krieges mit der Pforte beruhigt sei. „Aber wer kann wissen, fuhr er fort, ob sie nicht im nächsten Jahre zu den Waffen greifen wird? Und dann braucht Rußland seine Truppen natürlich selbst". Dagegen wandte Friedrich ein: sogar in diesem Falle besitze doch gewiß ein so ungeheures Reich Streitkräfte genug, um auch ohne die für ihn bestimmte Hilfe der Pforte die Spitze bieten zu können. Er schlug vor, das ihm zu bewilligende Corps solle, durch preußische Truppen verstärkt, im künftigen Frühling durch Galizien und Lodomirien in Ungarn eindringen und sowohl hier als in Kroatien, dem Banate von Temeswar und Siebenbürgen die Bevölkerung griechischer Religion aufwiegeln [1]). Aber in Petersburg verwarf man diesen Plan und wollte die Russen zu den Preußen stoßen lassen.

Friedrich wartete nun mit Ungeduld auf den Fürsten Repnin, durch welchen er ins Klare zu kommen hoffte. Bald nach der Mitte des Decembers langte dieser endlich an. Die Note, die er überreichte, bezog sich nur auf seine diplomatische Sendung, insofern er bestimmt war, an der Unterhandlung Theil zu nehmen [2]). Er bestätigte dann in den Unterredungen, die er mit dem Könige hatte, daß die Russen, die schon auf dem Marsche waren, sich in Polen bei Brody sammeln und alsdann nach Mähren kommen sollten. Friedrich machte darüber keine Schwierigkeiten, er fügte sich immer in das Unvermeidliche; dagegen war er höchlich erstaunt über die Bedingungen, die man ihm stellte. Die 18000 Mann, welche man hergeben wollte, würden ihn jährlich drei und eine halbe Million gekostet haben. Aber nicht genug; man verlangte ferner 20000 Mann Hilfsvölker, wenn Oestreich in Folge jenes Beistands an Rußland den Krieg erklären sollte. Der König fand, daß diese Bedingungen, wenn er darauf einginge, seinen Interessen außerordentlich entgegenliefen, und er wünschte deshalb nun weniger die Fortsetzung des Krieges [3]). Er war geneigt, die Hände zu einem billigen Vergleiche zu bieten, obwohl er fortfuhr, die östreichischen Ansprüche scharf zu bekämpfen.

Am 14. December waren in Regensburg zwei neue Schriften des Berliner Hofes vertheilt worden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. In der einen wurde der Brief veröffentlicht, welchen Carl

1) Schöning 191. Zinkeisen VI, 212. 216. 217. Ueber die Absetzung des Großwesirs schreibt der Prinz Heinrich: comme le Grand-Vézir a été déposé par les intrigues de la France.... Schöning 192.

2) Vollst. Samml. V, 54.

3) Schöning 218. 221.

Theodor am 22. Januar an seinen Neffen gerichtet, und damit der unwiderlegliche Beweis geführt, daß er zu dem Vertrage, den er mit Maria Theresia geschlossen, wirklich gezwungen worden sei[1]). Mußte nicht das eigene Geständniß des schwachen Churfürsten, daß man ihm Gewalt angethan hätte, den tiefsten Eindruck überall hervorbringen?

Die andere Schrift behandelte wiederum die Urkunden, auf welche sich die östreichischen Rechte stützten, so wie den sogenannten Verzichtbrief; durch letzteren soll der Herzog Albrecht, wie bereits erwähnt, am 30. November 1429 gegen gewisse Vortheile, die ihm von den vier baierischen Herzögen bewilligt worden, allen seinen Ansprüchen entsagt haben. Wenn das Document echt war, so mußte der Wiener Hof beschämt verstummen. Daher hatte derselbe die Diplomatik zu Hilfe gezogen, um die höchst unbequeme und widerwärtige Urkunde zu verdächtigen und als falsch hinzustellen, und die Gründe, die er angeführt, waren zum Theil von erheblicher Art[2]). Nun suchte wiederum der Berliner Hof die erhobenen Bedenken zu zerstreuen, und er theilte zugleich mit, durch wen der Verzichtbrief zu Tage gekommen war[3]).

Im Anfange des Juni hatte nämlich der in Hessen-Darmstädtischen Diensten stehende Freiherr Renatus Leopold von Senkenberg an den churpfälzischen Rath Lamey in Mannheim geschrieben: er habe so eben zufällig, indem er in einem Packet von Urkundenabschriften blätterte, die er vor 12—16 Jahren auf seines Vaters Geheiß angefertigt, den Verzichtbrief gefunden und sei bereit, denselben nach einer Copie aus dem Jahre 1569 unter der Bedingung auszuliefern, daß ihm Carl Theodor schriftlich verspreche, den Namen des Entdeckers nicht zu nennen, wenn er von dem Documente Gebrauch mache. Das war denn auch geschehen, und Senkenberg hatte eine Abschrift eingeschickt mit dem Bemerken: „Gott allein weiß, wie groß meine Freude sein würde, wenn dieses Actenstück das Geringste zur Erhaltung der Ruhe unsers armen und theuren Vaterlandes beitragen könnte"!

War nun Senkenberg ein glücklicher Finder oder ein patriotischer Betrüger? Ein alter Beamter des Münchener Archivs, der geheime Registrator Carl Schmid, hatte behauptet, als er den Verzichtbrief zu Gesicht bekam, daß er einen solchen vor länger als 40 Jahren mehrmals abgeschrieben. Er wiederholte dann, hierüber vernommen, seine Aussage, und als man ihn fragte, ob er dazu von Jemandem unterrichtet, gedungen oder aus einem unzeitigen Patriotismus verleitet worden sei oder

1) Vollst. Samml. V, 1, ff.

2) Vollst. Samml. III, 266 ff.

3) Vollst. Samml. IV, 451 ff.

sonst etwas zu hoffen habe, da rief der greise Beamte: „Mein Gott, nein, zu alle dem hat mich keine Leidenschaft gebracht, sondern als ein ehrlicher Mann kann ich für das, was ich ausgesagt, einen leiblichen Eid vor aller Welt ablegen“[1]). Er mußte dieses auch einen Monat später, am 2. October, thun und zwar auf Erfordern nicht des Churfürsten Carl Theodor oder des Wiener Hofes, sondern der herzoglich zweibrückischen Gesandtschaft in Berlin. Wegen der Länge der Zeit, welche dazwischenlag, konnte zwar Schmid nicht angeben, ob der Verzichtbrief, welchen er im Jahr 1734 in Händen gehabt, ein Original mit einem anhangenden Siegel, eine beglaubigte oder unbeglaubigte Abschrift gewesen; aber er meinte zu wissen, daß im Wesentlichen diese Urkunde mit der jetzt im Druck erschienenen übereinstimme.

Carl Theodor zeigte den Reichstagsgesandten am 30. October nur an, daß trotz fleißigem Nachsuchen der Verzichtbrief nicht habe gefunden werden können[2]). Aber wie der Berliner Hof schon im September Schmids erste Aussage bekannt gemacht, so veröffentlichte er am 14. December auch die ausführlicheren, durch einen feierlichen Eid bekräftigten Angaben des geheimen Registrators[3]).

Ein bairischer Forscher des neunzehnten Jahrhunderts, von Lang[4]), hat sich entschieden für die Unechtheit des Verzichtbriefes ausgesprochen und gewichtige Gründe für seine Meinung angeführt. Die Urkunde mag wirklich ein Machwerk des Freiherrn von Senkenberg sein. Aber sollen wir nun auch glauben, daß der geheime Registrator des Münchener Archivs vom Patriotismus zur Lüge verführt worden sei? Die Geschichte bietet zuweilen schwere Räthsel, und der ruhige Forscher darf den Knoten nicht zerhauen. Im Jahre 1434 war der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg jedes Anrecht auf die bairischen Lande abgesprochen, aber der Herzog Heinrich verpflichtet worden, ihren Söhnen als Kindern seiner Schwester 35000 Gulden zu zahlen und 30000 Gulden zu leihen[5]). Könnte nicht in gleicher Weise der Herzog Albrecht von Oest-

1) Vollst. Samml. III, 305 ff.

2) Vollst. Samml. III, 475.

3) Vollst. Samml. IV, 560 ff.

4) In seiner Geschichte Ludwigs des Bärtigen. Der Abschnitt Aschbachs über diese bairischen Wirren ist eine flüchtige Compilation ohne allen Werth; in den Regesten werden aus großer Nachlässigkeit zwei- bis dreimal Urkunden unter verschiedenem Datum doppelt angeführt. Eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes scheint mir sehr wünschenswerth.

5) Riedel, Geschichte des preußischen Königshauses II, 596 nach einer Urkunde des Münchener Archivs. Leider erfahren wir nicht, ob Gründe dafür angeführt werden, daß der Markgräfin ein Anrecht auf Land abgesprochen wird.

reich eine Entschädigung empfangen haben? Doch wie es sich auch hiermit verhalten mag, keineswegs verstärkte der Beweis der Unechtheit des Verzichtbriefes die Ansprüche des Wiener Hofes. Ueberdies lieh die Mehrzahl der Deutschen den wohlgeschriebenen Berliner Erörterungen ein geneigtes Ohr.

Der Verfasser derselben ging aber noch weiter. Er brachte der Welt in Erinnerung, daß Michael Priest, der Aussteller der beiden Urkunden, auf welche die östreichischen Ansprüche sich stützten, eben im Jahre 1426 vom Kaiser Sigismund öffentlich beschuldigt worden war, dem Herzog Erich von Lauenburg einen falschen Lehnbrief verfertigt und um acht Jahre zurückdatirt zu haben. Es wurde dann weiter gefolgert, daß derselbe Mann jene beiden Schriftstücke gleichfalls fälschlich gemacht, entweder ohne oder wohl richtiger mit Wissen des Kaisers, welcher nach der Hand auf den Gedanken gekommen wäre, seinem Schwiegersohne Niederbaiern zu verschaffen, und nun erst die beiden Urkunden hätte ausstellen und mit einer früheren Zeitbestimmung versehen lassen. Wie weit man hiermit auch über das Ziel hinausschoß, bei den Freunden der bairischen Integrität fand man einen leichten Glauben.

Die beiden Schriften erregten ungeheures Aufsehen. Besonders erstaunte die Welt über Carl Theodors eigenes Geständniß, daß er durch Drohungen zu der Uebereinkunft vom 3. Januar gezwungen worden sei; die Echtheit des Albertinischen Verzichtbriefes und die Betrügereien Michaels von Priest galten für erwiesen. „So tief ist wohl das Wiener Ministerium in den Augen der gelehrten und ungelehrten Welt noch nicht herabgesetzt worden“! heißt es in einem Bericht aus Regensburg. Längere Zeit sprach man hier in allen Gesellschaften von den preußischen Enthüllungen. Als der Freiherr von Borie gegen einen Reichstagsgesandten äußerte, daß er sich nicht für ermächtigt halte, die heftigen Anzüglichkeiten jener Schriften ohne den ausdrücklichen Befehl seines Hofes zu beantworten, da ward ihm entgegnet: „Man finde dergleichen darin nicht, wohl aber Thatsachen und Wahrheiten, von denen es scheine, daß sie nicht so leicht zu widerlegen sein dürften“. Kaum hatten Seine Excellenz dieses vernommen, meldet ein anderer Regensburger Bericht, so machten Sie ohne weiteres links um. In verschiedenen Städten wurden die beiden Schriften nachgedruckt und gingen reißend ab. Als der östreichische Gesandte in München, Freiherr von Lehrbach, erfuhr, daß 800 Exemplare fertig wären, gab er den wohlmeinenden Rath: Carl Theodor möge den Verkauf untersagen; denn der Wiener Hof müsse sonst glauben, daß sich der Churfürst ganz auf die preußische Seite gestellt. Sogleich wurde befohlen, den Buchhändler zu vernehmen, warum er ohne Anfrage diese Schriften drucken lassen, und ihm den Verkauf zu verbie-

ten. Die Ausführung verzögerte sich jedoch so lange, bis beinahe 400 Exemplare abgesetzt waren; die übrigen wurden versiegelt. Allein das Volk drohte dem Freiherrn von Lehrbach das Haus zu stürmen, und so sah die Polizei sich genöthigt, heimlich dem Buchhändler die Erlaubniß zum Verkaufe zu ertheilen [1]).

Während die Baiern über diese Enthüllungen frohlockten, dachten sie mit Trauer an die ihnen drohende Zergliederung. Sie wünschten begreiflicher Weise nichts an Oestreich abzutreten, welches sie eben so heftig haßten, wie der Engländer den Franzosen. Wenn die Plätze Schärding und Braunau in den Händen des Wiener Hofes wären, meinten sie, so würde sich das übrige Land ohne Schwierigkeit dazu erwerben lassen; der vortheilhafte Handel auf den Flüssen Donau, Inn und Salza ginge verloren oder würde wenigstens durch östreichische Zölle belästigt werden. Ueberhaupt schien man ihnen einen tödtlichen Streich gegen Baiern zu führen, wenn man dasselbe seinen natürlichen Feinden dort öffnete, wo sich diese mit der größten Leichtigkeit ausbreiten könnten [2]). Dagegen war man schon im Januar geneigt gewesen, die Oberpfalz abzutreten. Der Herzog von Zweibrücken wendete sich, um das Innviertel den Baiern zu erhalten, an Friedrich II, und dieser entschloß sich, wenigstens einen Versuch zu machen.

Ueber die Form der Unterhandlung hatten die Vermittler sich dahin geeinigt, daß die Vorschläge von Wien ausgehen und durch Breteuil und Galizin an den Marquis de Pons, der deshalb von Berlin nach Breslau gekommen war, und den Fürsten Repnin geschickt werden sollten. Am 28. December empfing der König einen Friedensplan. Auch die Antwort, welche Maria Theresia auf die Erklärung des russischen Hofes ertheilt, war endlich in seine Hände gelangt. Die letztere befriedigte ihn durch ihre maßvolle Haltung und die Geneigtheit, welche sich darin aussprach, das anzunehmen, was die vermittelnden Mächte bestimmen würden. Noch mehr erfreuten den König die von Breteuil aufgesetzten Vorschläge. Die Hauptsätze werden uns folgendermaßen angegeben: 1. Der Wiener Hof behält den Theil Baierns, welcher zwischen der Donau, dem Inn und der Salza liegt, oder die sogenannte Generalität von Burghausen. 2. Zugleich mit dem Friedensvertrage wird das neue Abkommen mit dem Churfürsten Carl Theodor abgeschlossen und unterzeichnet. 3. Der König von Preußen hat die Freiheit, die beiden Markgrafschaften mit der Primogenitur seines Hauses zu vereinigen. 4. Ueber die Nach-

1) Abhandl. und Materialien IV, 1. und 2. Stück, S. 22. 26. 149.

2) Denkwürdigkeiten des Freih. von der Asseburg 341.

folge von Jülich und Berg wird eine Uebereinkunft zwischen ihm und dem Churfürsten von Baiern getroffen werden[1]).

Nach ihrem Wortlaute sind die französischen Vorschläge leider nicht bekannt. In dem Ultimatum, welches Friedrich später nach Wien sandte, werden von der zu schließenden Uebereinkunft Maria Theresias und Carl Theodors die Artikel 4, 5 und 6 erwähnt; sie zählten die Bedingungen auf, unter welchen das Innviertel an Oestreich übergehen sollte. Davon finden sich in demselben Schriftstück die drei folgenden angeführt: Die Kaiserin-Königin entsagt jedem Anspruch an Baiern, sie tritt Mindelheim an Carl Theodor ab, die Erbfolge wird dem ganzen pfälzischen Hause und besonders der zweibrückischen Linie unbestreitbar gesichert. Daß dergleichen Bestimmungen Aufnahme gefunden haben müssen, geht auch aus dem hervor, was Friedrich am nächsten Tage seinem Bruder mittheilte. Der König schrieb nämlich am 29. December: „Der Kern dieser Vorschläge entspricht dem, was wir von dem Wiener Hofe während der Braunauer Unterhandlung gefordert hatten. Die Angelegenheiten des Churfürsten von der Pfalz scheinen beinahe definitiv geregelt, und was unsere Nachfolge in Ansbach und Baireuth betrifft, so scheint sie bis auf eine Kleinigkeit[2]) ebenfalls bestimmt zu sein. Es bleiben nur die Interessen des Churfürsten von Sachsen übrig, denen der Hof von Versailles wohl nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt hat. Man wird nothwendig noch einige Artikel hinzufügen müssen, besonders in Bezug auf die Nachfolge in den Allodien. Aber weil die Hauptpunkte sämmtlich verglichen sind, so fange ich an zu glauben, daß der Friede bis Ende Februars geschlossen werden könnte“.

Der König wollte für seinen Bundesgenossen Sorge tragen, so viel in seiner Macht stand, weil derselbe sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt und bisher ehrlich und aufrichtig gehandelt hätte. Nur in einer Hinsicht war der Churfürst von Sachsen nicht willfährig, in dem Tausche der fränkischen Markgrafschaften gegen die Lausitz. Das wußte Friedrich[3]); aber er trachtete dessenungeachtet danach, seinem Verbündeten eine angemessene Entschädigung zu verschaffen, nämlich die Herrschaft Mindelheim

1) Flassan VII, 229. Denkwürdigkeiten des Freih. v. d. Asseburg 329.

2) Aufhebung der Lehnshoheit der böhmischen Krone über einige Lehen in Ansbach und Baireuth und der Lehnshoheit der Markgrafen über einige Lehen im Herzogthum Oestreich.

3) Am 15. December hatte Heinrich geschrieben: L'échange des Margraviats contre la Lusace souffrira de grandes difficultés de la part de l'Electeur de Saxe, lequel ne se désistera point d'une opinion qu'il a adoptée, au moins pas de bonne grâce, et il paraît regimber contre ce projet. Schöning 212.

und zwei Millionen Thaler[1]). „Der französische Gesandte, dem wir unsere Antwort gegeben, schrieb er am 4. Januar 1779, hat in unsern Bemerkungen über die ersten Vorschläge nichts Unvernünftiges gefunden".

Der Marquis de Pons konnte so denken; aber der Wiener Hof war ganz anderer Meinung. Ueber die Vorgänge, die hier spielten, sind wir leider völlig ununterrichtet; wir hören nur, daß der Vergleichsplan Breteuils am 11. Januar angenommen wurde[2]). Gewiß geschah das nicht ohne heftiges Widerstreben Josephs, der sich gewöhnt hatte, die fränkischen Markgrafschaften und den Gewinn, welchen Oestreich in Baiern davon tragen würde, auf eine Linie zu stellen. Nun umfaßten jene 159 Quadratmeilen, auf denen mehr als 500000 Menschen lebten; das Innviertel hatte dagegen nur 38 Quadratmeilen und ungefähr 80000 Seelen. Die Verschiedenheit war also sehr bedeutend. Wie mag aber der Kaiser in Zorn gerathen sein, als die Forderungen Friedrichs für Sachsen eintrafen, über welches er fast noch heftiger aufgebracht war, als über Preußen! Er machte die größten Anstrengungen für die Vermehrung seiner Truppen, und er hoffte viel stärker im Frühling ins Feld rücken zu können, als der Feind[3]). Desto weniger war er geneigt, seinem Hasse Zwang aufzulegen. Maria Theresia wollte dem Churfürsten Friedrich August ebenfalls nicht wohl, und sie hielt es überdies für ein Gebot der Politik, ihren Verbündeten, welcher die Ansprüche des Dresdener Hofes als maßlos übertrieben betrachtete, nicht zum einzigen Opferlamme machen zu lassen. So bildete, wie der König von Preußen

1) Denkwürdigkeiten des Freih. v. d. Asseburg 329.

2) Flassan VII, 230.

3) Schöning 228. Hierher könnte gehören, was Friedrich (Oeuvres VI, 163) erzählt, daß Joseph von seiner Mutter den Befehl zu einer Aushebung von 80000 Rekruten erlangt habe. Vgl. Flassan VII, 262, wo Breteuil berichtet, der Kaiser habe schon im Januar 1779 ihm gesagt, daß er 330000 — mit Rücksicht auf Seite 263 muß es wohl heißen 380000 — Mann unter den Zelten haben würde. Am 24. September 1779 schreibt Joseph (Arneth III, 220): à la paix l'état de l'armée était 386000 hommes effectifs. Dann hätte freilich das Heer um 180000 Mann vermehrt werden müssen. Ursprünglich waren es 170000 Mann. Am 5. October 1778 meint Joseph, im nächsten Feldzuge könnten sie um 30000 Mann stärker sein; am 6. November giebt er über 200000 Mann an; denn es waren ja im August noch einige Tausend Niederländer eingetroffen. Am 22. Februar 1779 schreibt der Prinz Heinrich: „Man versichert, daß die beiden östreichischen Heere 208000 Mann stark sein werden". Die 80000 Rekruten dazu, das würde über 280000 ausmachen. Aber sollte bei Flassan und bei Arneth ein Druckfehler sein? Ich wage das nicht zu behaupten.

am 22. Januar seinem Bruder mittheilte, die Befriedigung Sachsens das Haupthinderniß für den Ausgleich.

Allerdings fand Friedrich auch noch in einem andern Vorschlage den heftigsten Widerspruch in Wien; aber er legte darauf weniger Werth. Er hatte nämlich, um dem Herzoge von Zweibrücken zu genügen, ein etwas kleineres Gebiet, den zwischen der Naab und der Schwarzach gelegenen Landstrich, dem Wiener Hof angeboten [1]). Jedoch dieser weigerte sich entschieden, darauf einzugehen, nicht ohne Wärme trat Frankreich auf seine Seite, die russische Kaiserin ließ den König von Preußen bitten, wegen der Abtretung von Burghausen keine Schwierigkeit zu machen [2]). Vor der Welt legte Friedrich das größte Gewicht auf den Schein, daß er in Uebereinstimmung mit Katharina handele, und er erwartete daher, bevor er sein Ultimatum abschickte, noch einen Courier aus Petersburg. Aber die Kaiserin stellte seine Geduld auf eine harte Probe; die Antwort kam nicht. Um Zeit zu gewinnen, wurde das Schriftstück inzwischen abgefaßt; kleine Aenderungen, die etwa nöthig würden, ließen sich dann ja noch immer vornehmen; am 30. war es fertig [3]).

Wenige Tage später empfing Friedrich günstige Nachrichten über die russisch-türkische Verwickelung. Der französische Gesandte in Constantinopel, der Herr von St. Priest, hatte den Bevollmächtigten des Sultans im Januar endlich so weit gebracht, daß er in den Hauptpunkten nachgab. Die Pforte war bereit, die Unabhängigkeit der Tataren und die Herrschaft Schahins anzuerkennen. Dagegen ließ Rußland sich in andern Stücken willig finden, namentlich in Hinsicht der näher zu bestimmenden Größe der Kauffahrer auf dem schwarzen Meer und in Bezug auf die Abtretung des von den Türken in Anspruch genommenen Gebietes zwischen Oczakow und Kinburn. In einem Schreiben an den Grafen Solms begrüßte Friedrich dieses Ereigniß als ein solches, das mehr als alles Andere den Wiener Hof zur Vernunft bringen würde und die deutschen Wirren auf die für das russische Reich ruhmvollste Weise beendigen könnte [4]). Und an den Bruder schrieb er: „Wenn jener kriegerische Hof sich ehrlich zum Frieden neigt, so muß man es nur

1) Denkwürdigkeiten des Freih. v. d. Asseburg 329. Es scheint dies in der im Anfange des Januars gegebenen Antwort geschehen zu sein. In der noch unbekannten réponse verbale au marquis de Pons (Flassan VII, 231 und 232), die in die zweite Hälfte des Januars fallen wird, willigte Friedrich in die Abtretung des Innviertels.

2) Finckenstein in denselben Denkwürdigkeiten 333.

3) Schöning 233. 238.

4) Zinkeisen VI, 218. 219.

dieser Nachricht aus Constantinopel zuschreiben, auf die er nicht vorbereitet war. Ich verharre trotzdem in meinem Scepticismus, und ich werde an den Frieden erst glauben, wenn die Präliminarien unterzeichnet sind. Denken Sie, daß alle Papiere, die unsere Unterhandlungen enthalten, seit zehn Tagen im Cabinet der russischen Kaiserin liegen, und daß es unmöglich ist, die Antwort zu erlangen, welche so nothwendig ist, um die Schritte der Vermittler zu beschleunigen. Ich gestehe, daß mir zuweilen die Geduld ausgeht. Uebrigens habe ich noch vieles Andere auf dem Herzen, wovon ich nicht sprechen will, was aber eben so unangenehm und unschicklich ist. Jedoch man muß sich das Gesetz machen, die Leute zu nehmen, wie sie sind, zumal da Niemand unverbesserlicher ist, als die großen Potentaten". Auch noch später machte der König seinem Unmuth über die Russen einige Male Luft, doch ohne sich näher darüber zu erklären [1]).

Wenn er an den Frieden nicht glaubte, so geschah es, weil die Nachrichten aus Wien Joseph noch immer als kriegslustig darstellten. Derselbe nannte den König einen von den Russen beschützten Gegenkaiser [2]). Wie bedauern wir, daß unsern Blicken das Treiben des Wiener Hofes gänzlich entzogen ist! Die Unterhandlung stockte völlig, gewiß zum tiefen Leidwesen Maria Theresias. Als nun die erwähnten Zeitungen aus Constantinopel auch in Wien eintrafen, da mag die Kaiserin-Königin wieder einen großen Entschluß gefaßt haben. Eine Note, die Repnin von Breteuil empfing, entwickelte mit Klarheit ihre Ansichten über das Friedenswerk [3]). Die Antwort aus Petersburg war noch nicht gekommen; aber der Graf Solms hatte seinen Gebieter hinlänglich unterrichtet, und so ging denn am 10. Februar das preußische Ultimatum nach Wien, und da es sich wenig von den bisher gemachten Vorschlägen entfernte, so hoffte der König, daß die Oestreicher gezwungen sein würden, Frieden zu schließen, wenn sie sich nicht vor den vermittelnden Mächten bloßstellen wollten [4]).

1) Schöning 241. Vgl. 261 (1. März): „Ich kann mit den Russen nicht zufrieden sein". Ferner 265 (4. März): „Ich gestehe, Ihre Russen sind sonderbare Leute".

2) Schöning 246. Der König schickte Jemanden nach Wien, um sich über die Gesinnungen des Hofes aufzuklären, und erfuhr dann, der Kaiser sei des Morgens friedfertig, um so verwegener solle er des Nachmittags sein. (Schöning 258.) Dieses Hin- und Herschwanken kennen wir bereits an Joseph.

3) Flassan VII, 231. Vielleicht ist diese noch unbekannte Note die Erwiderung auf die réponse verbale.

4) Schöning 246. 249.

In dem Ultimatum ist von drei Verträgen die Rede, nämlich zwischen den Höfen von Berlin und Wien, ferner zwischen der Kaiserin-Königin einerseits und dem Churfürsten Carl Theodor und dem Herzoge von Zweibrücken andererseits, endlich zwischen dem pfälzischen Hause und Sachsen; aber die beiden letzten sollten dem ersten angehängt und so angesehen werden, als ob sie zu demselben gehörten.

Die Bedingungen waren beinahe dieselben, welche Friedrich am 28. Juli des vergangenen Jahres aufgestellt. Er verlangte für sich nichts als die Anerkennung seines Rechtes, die fränkischen Fürstenthümer bei dem Erlöschen der regierenden Linie mit Brandenburg zu vereinigen; er wünschte nur noch, daß man bei dieser Gelegenheit die Lehnsrechte, welche die Krone Böhmen in Ansbach und Baireuth, die Markgrafen im Herzogthum Oestreich hatten, gegenseitig aufheben möchte. Der Wiener Hof sollte das Innviertel erhalten, ohne den entsprechenden Theil der bairischen Landesschuld zu übernehmen und ohne die früher geforderte Summe von einer Million Thaler zur Befriedigung Sachsens beizutragen. Schon in den französischen Vorschlägen hatte derselbe sich erboten, seine Lehnsrechte auf Schönburg zu Gunsten Carl Theodors aufzugeben, welcher sie natürlich dem Churfürsten Friedrich August überlassen sollte. Die Diplomatie begnügt sich oft mit dem Schein. Oestreich gewährte dadurch seinem Verbündeten eine kleine Beisteuer zur Befriedigung Sachsens, ohne doch selbst etwas Letzterem abzutreten. Es wollte seinen Ansprüchen auf Mindelheim in gleicher Art entsagen; aber der König von Preußen wünschte, daß jene Rechte und diese Herrschaft unmittelbar dem Churfürsten Friedrich August gegeben würden. Die weiteren Bestimmungen in Bezug auf die Entschädigung desselben überließ er kluger Weise den vermittelnden Mächten und dem Wiener Hofe; nur das schlug er noch vor, daß Letzterer auch auf seine anderen Lehnsrechte in Sachsen verzichten sollte mit Ausnahme derjenigen, die er auf die Lausitz hätte. Zugleich erklärte Friedrich, daß er den Plan, die fränkischen Markgrafschaften gegen die Ober- und Niederlausitz zu vertauschen, habe fallen lassen, seitdem er auf Schwierigkeiten gestoßen sei. Für Mecklenburg verlangte der König das privilegium de non appellando. Außerdem erbot er sich wieder, mit Carl Theodor das Abkommen von 1741 über die Erbfolge in Jülich und Berg zu erneuern, aber ohne die Vermittelung Frankreichs; auch sollte dasselbe keinen Theil des Friedensvertrages bilden.

Wurde das Ultimatum unverändert angenommen, so verlor Baiern nur das Innviertel und Mindelheim; denn auch die Lehen, welche Joseph durch das Patent vom 16. Januar 1778 als dem Reich eröffnet eingezogen hatte, sollte Carl Theodor behalten, und die Nachfolge dem

ganzen pfälzischen Hause und namentlich der zweibrückischen Linie gesichert werden. Um allen ehrgeizigen Plänen auch für die Zukunft vorzubeugen, verlangte Friedrich ferner, daß nicht nur der Kaiser den Verträgen beitrete, sondern auch das Reich von allen betheiligten Parteien darum ersucht werde.

Der König bezeichnete diese Bemerkungen als Ultimatum. Er hielt es für nothwendig, sich ausdrücklich dagegen zu verwahren, daß man fortführe, die Erbfolge in den fränkischen Markgrafschaften mit der bairischen auf eine Linie zu stellen und die Rechte des Hauses Brandenburg zu bestreiten, da er dann nicht unterlassen würde, dieselben mit allen möglichen Mitteln zu behaupten, und er versah sich von der Gerechtigkeit und Freundschaft seiner Mitstände sowohl als der Garanten des westphälischen Friedens, daß sie ihn in einem solchen Fall unterstützen würden. Er wollte durch den Ernst, mit welchem er auf die Fortsetzung des Krieges hinwies, ohne Zweifel die unaufhörlich wiederkehrenden Einwendungen des Kaisers abschneiden oder ihnen die Spitze zum voraus abbrechen [1]).

Der König wartete nun begierig auf die Antwort. Seinen besten Helfer sah er in dem großen Geldmangel Oestreichs; denn er erfuhr von der Grenze, daß die feindlichen Truppen, welche dort standen, seit einer Woche keine Löhnung mehr erhielten [2]). „Dieser Grund, schrieb er am 19. Februar an Heinrich, wäre genügend, den Frieden zu beschleunigen; aber bei einem Hofe, wo die Phantasie des Augenblicks und bisweilen eine Laune über Alles entscheiden kann, würde mir es sehr schwer fallen, zu sagen, was daraus erfolgen wird". Jedoch nach zwei Tagen traf die Nachricht ein, daß das Ultimatum angenommen worden sei. Die Entschädigung Sachsens war auf vier Millionen Thaler festgestellt worden, die in Land oder Geld gezahlt werden sollten. „Dem Himmel sei Dank, frohlockte der König; durch die Wendung, welche die Angelegenheiten genommen haben, sind recht viele Sorgen überflüssig geworden, und bald wird Jedermann friedlich zu seinem Herde zurückkehren können". Er erfuhr dann noch, daß die Oestreicher sofort gewisse Vorbereitungen, welche sie für den künftigen Feldzug getroffen, z. B. die Lieferung von 2000 Mauleseln, die aus Italien kommen sollten, wieder

1) Flassan VII, 230 ff.

2) Am 30. December hatte Friedrich geschrieben: „Die vorgeschobenen Truppen der Oestreicher kommen zu den unsrigen und betteln um Brot". Heinrich antwortete: „Längs der sächsischen Grenze geschieht es ebenfalls; aber ich erinnere mich, daß dies während des letzten Krieges ziemlich ihre Gewohnheit war".

abbestellt hätten, und so hielt er, wofern nicht Dinge einträten, die vorherzusehen unmöglich wäre, den Frieden für so gut wie fertig [1]).

Sonderbarer Weise verwunderte sich der Prinz Heinrich einigermaßen darüber, daß sein Bruder keine Vortheile für den Staat verlangt hätte. Der König antwortete: „Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen in Berlin gesagt habe: wir können nichts Besseres wünschen, als daß wir die Oestreicher zwingen, wieder herauszugeben, was sie ohne Recht in Besitz genommen". Mit gutem Grunde sah Friedrich darin, daß er dieselben so weit gebracht, einen sehr bedeutenden politischen Erfolg. „Wenn ihnen diese Gewaltthat hingegangen wäre, fuhr er fort, so würden sie sich eine despotische Gewalt im Reich anmaßen, deren verderbliche Folgen wir früher oder später empfunden hätten. Ist auch die Herausgabe nicht so vollständig, als es zu wünschen gewesen wäre, so ist doch der erste Plan des zügellosen kaiserlichen Ehrgeizes entlarvt, und wir gewinnen den großen Vortheil, daß man uns im Reich als ein nützliches Gegengewicht wider den östreichischen Despotismus betrachten wird. Was die Kosten betrifft, so muß man sie durch eine weise Sparsamkeit ersetzen" [2]).

1) Schöning 257. Auch Joseph schreibt später: nos mulets contremandés, bei Arneth III, 210.

2) Schöning 264. Ich lese pouvons statt pensons und effrénée statt offensé.

VIII.

Maria Theresia und Joseph hatten, als die Vermittelung ins Werk gesetzt wurde, dringend einen Waffenstillstand gewünscht; aber der König von Preußen war darauf nicht eingegangen, weil er glaubte, daß der Wiener Hof den Frieden alsdann nicht mit Ernst betreiben würde. [1]) Daher blieben die Truppen auch während des Winters nicht unthätig. Auf den Gang der Unterhandlungen übten zwar diese kleinen Kämpfe keinen Einfluß aus; aber einigen von ihnen gebührt in einer besonderen Geschichte des bairischen Erbfolgestreites doch wohl eine Stelle, zumal da die Oestreicher einen Vortheil davontrugen, welcher für diesen Krieg nicht unbeträchtlich zu nennen ist.

In der zweiten Woche des Januars marschirte der Generallieutenant von Wunsch, welcher die Grafschaft zu schützen hatte, von Glatz nach Ziegenhals, ließ 400 Mann dort stehen und drang am 14. bis Zuckmantel vor; aber der Feind zog sich hinter die Verschanzungen des Rochusberges zurück und hielt hier den Sturm der preußischen Bataillone tapfer aus. Unverrichteter Sache mußte Wunsch wieder nach Glatz gehen, wo er am 17. ankam.

Eben dieses Unternehmen hatte nun aber den thätigsten der östreichischen Generäle, den Grafen Wurmser, bewogen, mit 8—9000 Mann [2]) einen Einfall in die Grafschaft zu machen. Er ließ falsche Gerüchte aussprengen und alle Pässe und Fußsteige besetzen, damit Niemand hinübergelangen könnte; die Colonnenführer empfingen ihre wahren Verhaltungsbefehle nicht früher als am Tage vor dem Einmarsch, welcher in der Nacht vom 17. zum 18. Januar erfolgte. Die erste Heeresabtheilung zog von Grulich nach Konradswalde zwischen Habelschwert

1) Schöning 238.
2) Schöning 247.

und Landeck, um den von Johannisberg nach Kunzendorf gehenden Weg zu beobachten. Die Obersten Freiherr von Alvinzi und Graf Pallavicini rückten von Batzdorf und von Kronstadt her nach Habelschwert und langten eine Stunde vor Tagesanbruch dort an.

In der Stadt befanden sich zwei Bataillone, welche der Generalmajor Prinz Adolf von Hessen-Philippsthal befehligte. Derselbe hatte mit einem Theile seiner Mannschaft dem Unternehmen gegen Zuckmantel beigewohnt und war erst den Abend vorher zurückgekommen. Er besuchte noch am 18. um zwei Uhr Morgens die Posten und schickte vorsichtig ein Paar Husaren auf Kundschaft aus, ob etwas vom Feinde zu entdecken wäre; dann begab er sich angekleidet zur Ruhe. Die Patrouille kehrte nicht wieder. Man versäumte leider, dies dem General zu melden. Auch ein Husarenposten fiel den Kaiserlichen in die Hände.[1])

Die beiden östreichischen Colonnen gingen, als sie vor der Stadt angelangt waren, unverzüglich ans Werk und erstürmten, die eine das Glatzer, die andere das böhmische Thor. Die Wachen leisteten zwar hartnäckig Widerstand, in den Straßen kreuzte sich das Feuer, und aus allen Fenstern wurde geschossen; dennoch rückten die Kaiserlichen siegreich bis zur Hauptwache vor. Der Prinz von Hessen-Philippsthal wurde gefangen zum Obersten Alvinzi gebracht; von diesem aufgefordert, allem ferneren Blutvergießen ein Ende zu machen und seine Leute das Gewehr strecken zu lassen, antwortete er: sein Oberst sammle noch Truppen. So mußte denn der Feind die Preußen aus den Häusern vertreiben, bis Alles überwältigt war. Zehn Fahnen und drei Kanonen wurden erbeutet, und 739 Mann geriethen in Gefangenschaft, zu denen später noch 48 Soldaten kamen, die sich eine Zeit lang versteckt gehalten hatten. Dagegen rettete sich der Major von Rabe mit etlichen Offizieren und 200 Mann, die eine Kanone mit sich führten; sie schlugen die Straße nach Glatz ein.

Hier hatte man des Morgens um halb sieben Uhr feuern hören. Darauf war Wunsch mit Husaren vorausgeeilt; ihm folgte der Generalmajor von Lengefeld mit seinem Regimente, das auch erst von Zuckmantel wiedergekommen war. Aber kaum hatte jener den halben Weg nach Eisersdorf zurückgelegt, als er erfuhr, was in Habelschwert vorgefallen war. Zu derselben Zeit hörte man am Blockhause bei Ober-Schwedeldorf feuern. Da kehrte Wunsch um und schickte dem General von Lengefeld den Befehl, ebenfalls dorthin zu Hilfe zu eilen, wo in der That die Feinde zahlreich erschienen waren.

Ungefähr eine Meile westlich von Glatz auf dem Wege nach Reinerz liegt Ober-Schwedeldorf. Hier hielt der Hauptmann Capeller mit zwei

1) Staatsanzeiger von Schlözer XIII, 52.

andern Offizieren und 60 Mann ein Blockhaus besetzt. Dasselbe war in Form eines Kreuzes erbaut und hatte vier kurze und acht lange, mit 120 Schießscharten versehene Seiten; vor einer doppelten Verschrotung von Holz war eine Berme gelassen, die, glacismäßig abgestochen, die Verschrotung bis zu den Schießscharten bedeckte. Davor befand sich ein Graben, in dessen Mitte eine Reihe von Pallisaden stand. Um halb sieben Uhr hörte Capeller auf Habelschwert zu schießen; er machte sich daher auch auf einen Besuch gefaßt und gab die verabredeten Nothzeichen durch Raketen und Feuerstangen mit untermischten Granaten und Leuchtkugeln, weil ein dicker Nebel die Gegend einhüllte Später kam ein Bauer mit der Meldung, daß die Feinde schon in Ober-Schwedeldorf seien; auch die ausgeschickten Husaren kehrten zurück, und Schüsse fielen. Sogleich benachrichtigte Capeller den Obersten Regeler in Glatz von der Gefahr und stellte seine 60 Mann in Ordnung.

Auch gegen diesen preußischen Posten waren zwei östreichische Colonnen marschirt. Die eine, bei welcher Wurmser selbst anwesend war, kam von Gieshübel her und bestand aus drei Bataillonen Infanterie, drei Bataillonen Kroaten und drei Divisionen Husaren. Sie langte nach einem sehr mühsamen Marsch um neun Uhr in Ober-Schwedeldorf an. Die Stärke der preußischen Besatzung konnte Wurmser nicht in Erfahrung bringen; das Blockhaus fand er sehr wohl construirt und gut angelegt. Er befahl nun der Vorhut unter dem Oberstlieutenant van der Mersch anzugreifen. Unter entsetzlichem Geschrei und kleinem Gewehrfeuer drangen ungefähr 600 Mann vor. Capeller feuerte dagegen vom Blockhaus herunter, ein Gleiches that der Lieutenant Müller von Morien, und es gelang ihnen, den ersten Anfall zu nichte zu machen. Hierauf war es eine Zeit lang stille. Der Hauptmann ließ nur seine Feuerwerker und Kanoniere dort oben und befahl ihnen, nichts als Granaten zu werfen. Alles Lagerstroh wurde verborgen, damit kein Feuer entstände. Der zweite Angriff lief ebenfalls fruchtlos ab. Unterdessen hatte der Feind eine Verschanzung gemacht, in die er gegen zehn Uhr Kanonen und Haubitzen setzte. Die Preußen, die sich inzwischen verschossen hatten, wurden hierüber ein wenig bestürzt; denn es war fürchterlich, in einem so dunklen Käfige sich so mächtig bestürmt zu sehen. Doch der noch immer zu hoffende Ersatz und das unwirksame Schießen des Feindes richteten sie wieder auf; die Kugeln drangen nämlich nicht durch, sondern verursachten nur ein gewaltiges Erschüttern. Dagegen verwendeten die Preußen ihre geringe Munition noch vortheilhaft.

Endlich meldete der Unteroffizier Rosenthal leise dem Hauptmann, daß er durch ein Stück Haubitze gefährlich verwundet worden sei. Capeller tröstete und versteckte den braven Krieger. Zu derselben Zeit

kamen die Kanoniere sammt dem Feuerwerker, der ebenfalls, und zwar am Kopfe, stark verwundet war, von oben, wo sie sich nicht länger halten konnten, herunter. Eine Soldatenfrau und der Bediente des Hauptmanns fielen in dessen Nähe bald darauf todt nieder, eine Haubitzenkugel, welche durch eine Schießscharte drang, zertrümmerte den Ofen, und das Blockhaus gerieth in Brand. Die Leute verließen nun die ihnen angewiesenen Plätze, flehten um Gottes willen, man möchte sich ergeben, und fragten, ob sie denn ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. Da hörte man den preußischen Grenadiermarsch von Weitem schlagen. Diese vermuthliche Hilfe, jenes Bitten, das Wimmern der Verwundeten bei dem überhandnehmenden Feuer, Alles das bewog Capeller, das Blockhaus zu verlassen und dem gesendeten Beistand entgegenzueilen. Aber kaum hatten sie die Thür hinter sich, so drangen die Feinde, die eben einen allgemeinen Sturm unternahmen, auf sie ein und machten die wackeren Vertheidiger des Blockhauses zu Gefangenen. 1)

Dasselbe Loos theilten die Hilfstruppen, die aus Glatz anlangten, aber bei dem außerordentlich starken Nebel zu weit vorgerückt waren. Inzwischen hatte sich nämlich die zweite fast eben so starke feindliche Colonne, die von Nachod herkam, mit der ersten vereinigt. Drei Divisionen beider Heeresabtheilungen wendeten sich gegen die Glätzischen Truppen und hieben auf dieselben ein, welche vergebens ein Viereck zu bilden suchten. Was nicht auf dem Platze blieb, mußte sich ergeben, 348 Mann; auch zwei Kanonen fielen in die Hände der Kaiserlichen. Aber von den angreifenden Husaren wurden gleichfalls etliche schwer verwundet; der Rittmeister Rakowsky empfing, als er mit ungemeiner Unerschrockenheit an der Spitze seiner Truppen in das Viereck eindrang, einen Schuß und elf Bajonettstiche, woran er des nächsten Tages starb.

Wurmsers Bericht meldet weiter, daß zwei andere Bataillone sich schleunig zurückzogen; es mag das Regiment gewesen sein, welches Lengefeld führte. Bei der Uebermacht des Feindes würde der Verlust der Preußen unnütz vergrößert worden sein. Auf die Kunde von diesen Vorgängen verließen die kleineren Besatzungen der Umgegend eilig die Ortschaften, wo sie lagen, und retteten sich nach Glatz. In Wünschelburg fanden die Oestreicher 90 Fässer Mehl. Wurmser faßte nun in Rückers festen Fuß und beherrschte von dort einen Theil der Grafschaft.

Also vergalten die Kaiserlichen den Ueberfall bei Glomnitz mit hohen

1) Capeller, welcher nach seiner Auswechselung das Verdienstkreuz erhielt und Major ward, hat den Angriff auf das Blockhaus selbst beschrieben. Seyfart 780 ff. Vorher stehen Wurmsers ausführliche Berichte.

Zinsen. Schwer hatte sich der Kaiser damals geärgert. Eben so ungehalten war der König jetzt. „Aber es ist nicht mein Fehler, schrieb er an den Bruder, ich habe gegen die Faulheit unserer Offiziere mehr zu kämpfen, als gegen die Oestreicher.“ Obwohl es an der Grenze wieder still wurde, so empfahl er doch Wachsamkeit, da die Vorsicht die Mutter der Sicherheit sei. Friedrich wollte keinen neuen Unfall erleben. Als er von der sächsischen Seite her erfuhr, daß der Feind eine Menge Schlitten hätte machen lassen, einige so, daß sie Kanonen trügen, die man abschießen könnte, ohne sie auf die Laffetten zu setzen, besorgte er, die Oestreicher möchten etwas gegen Zittau im Schilde führen, und warnte den Bruder. Der Prinz war aber schon unterrichtet und auf seiner Hut, obwohl er hörte, daß auch in den vergangenen Kriegen die Kaiserlichen während des Winters Schlitten gebraucht hätten, nur um Lebensmittel fortzuschaffen. Gleich darauf meldete man dem Könige, daß zwanzig Bataillone von Prag nach der Grafschaft Glatz marschirten. Auch das erwies sich später als ein leeres Gerücht. Aber Friedrich war sehr empfindlich geworden, und so schrieb er denn recht unsanft an seinen Bruder: „Das ganze Heer des Feindes wird mir auf einmal auf den Leib rücken, weil die Armee in Sachsen gar nichts thut. Sie müssen nothwendig ohne Zeitverlust etwas gegen ihn unternehmen.“ Er selber gedachte, sich mit den sechs Bataillonen der Breslauer Besatzung der Grafschaft zu nähern, er wollte durchaus jede Schlappe vor dem Ende der Unterhandlung verhüten. Heinrich antwortete sofort. In fünf Vordersätzen, die mit obgleich anfingen, sprach er die Ueberzeugung aus, daß ein solcher Einfall in Böhmen unnöthig, nutzlos und sogar gefährlich sei; der Nachsatz enthielt die Versicherung, daß der Prinz trotzdem Folge leisten werde. [1])

Demgemäß empfing Möllendorf den Befehl, einen Zug in Feindes Land zu unternehmen. Im Anfange des Februars sammelten sich 15 Bataillone, 15 Schwadronen, 400 sächsische Jäger und eine Batterie reitender Artillerie in der Umgegend von Sayda. Die Vorhut, die aus dem Husarenregiment von Usedom, dem Dragonerregiment Graf von Lottum, zwei Grenadierbataillonen und den sächsischen Jägern bestand, brach am 5. früh um ein Uhr auf, eine Stunde später folgten die übrigen Truppen nach dem Passe von Einsiedel. Das eingetretene Thauwetter war unangenehm und hinderlich; dennoch erreichte Möllendorf um halb acht glücklich das Ende des Gebirges bei Johnsdorf. Die Feinde, welche sich dort entgegenstellten, wurden mit Ungestüm angegriffen, geworfen und bis gegen Brix gejagt. Als die Spitze der Colonnen nachgekommen war, hieß Möllendorf die angelangten Bataillone Stellung am Fuße

1) Schöning 230. 233–236.

des Gebirges nehmen; er selber folgte mit der ganzen Vorhut der vorangeeilten Husarenabtheilung.

Inzwischen hatte der Feind in Brix die Lärmstangen angezündet. Drei Reiterregimenter hielten vor der Stadt, und rechter und linker Hand derselben auf einer großen Anhöhe stand das Fußvolk, nämlich einige Hundert Kroaten und das Regiment Kinsky. Aber die preußische Cavallerie griff die östreichische wiederum mit großer Entschlossenheit an und jagte sie zurück. Darauf eröffnete der Feind ein starkes Feuer aus acht Geschützen. Jedoch die sächsischen Jäger und die beiden preußischen Grenadierbataillone marschirten auf, ihre sechs Kanonen antworteten unverdrossen den kaiserlichen und behielten das letzte Wort. Zwei Pferde wurden bei dieser Gelegenheit dem Oberbefehlshaber erschossen, und hinter ihm verlor ein Ordonnanzoffizier das Leben.

Als nun die Oestreicher gänzlich auf die hinter der Stadt gelegenen Anhöhen zurückwichen, ritten sechs Schwadronen Husaren und das Dragonerregiment von Lottum geschwind nach, und die Infanterie folgte. Die übrigen vier Schwadronen Husaren blieben dagegen stehen, um die Verbindung mit den vom Gebirge sich herunterziehenden Bataillonen zu unterhalten.

Inzwischen hatte die feindliche Nachhut auf dem hochgelegenen Kirchhofe des Dorfes Wedehlen oder Weln sich aufgestellt, und aus zwei Geschützen, welche davor standen, ward auf die sich formirenden preußischen Dragoner geschossen. Aber der General Lottum griff trotz des starken feindlichen Infanteriefeuers mit einigen Schwadronen die Kaiserlichen an, erbeutete die beiden Kanonen und nahm sowohl den Hauptmann, als auch die sämmtlichen Artilleristen und die außerhalb des Kirchhofes befindliche Mannschaft gefangen. Zwar ging nun das östreichische Dragonerregiment von Lobkowitz, welches hinter einer Anhöhe verborgen stand, diesen Schwadronen in die Flanke; der tapfere Husarenrittmeister von Szekely fiel ihm aber, ohne sich zu bedenken, in den Rücken, und von der Seite griff der General von Usedom an und warf das Regiment über den Haufen. Fünf Offiziere und 80 Mann blieben auf dem Platze, zwei Offiziere und 106 Mann geriethen in Gefangenschaft. Der Rest des Feindes zog sich eilig zurück und glaubte sich erst hinter der Eger in dem drei Meilen entfernten Städtchen Laun in Sicherheit. [1])

Längst war inzwischen Brix von den Preußen besetzt worden. Als

1) Der erste preußische Bericht bei Seyfart 653, dem ich gefolgt bin, ist der Möllendorfs, wie eine Vergleichung mit Schöning in der dem Briefwechsel vorangehenden Darstellung S. 263 ff. ergiebt.

dieselben einmarschirten, schlossen die Offiziersfrauen angstvoll Thüren und Fensterläden; allein Möllendorf ließ ihnen nach seiner bekannten Leutseligkeit sagen, daß sie nicht den allergeringsten unangenehmen Vorfall zu befürchten hätten. Er hielt überhaupt die vortrefflichste Mannszucht und verlangte keine Steuer von der Stadt. „O möchte diese Weise Krieg zu führen, ruft ein preußischer Bericht bei dieser Gelegenheit aus, für Zeitgenossen und Nachwelt ein Muster der Nachahmung werden!" Das kleine Magazin von Mehl, Heu und Hafer dagegen und die Montirungsstücke, welche man vorfand, wurden natürlich theils verdorben, theils mitgenommen.

Es hatte den ganzen Tag über stark gethauet; um fünf Uhr Abends gesellte sich ein anhaltender Regen dazu, welcher die Straßen noch mehr verschlechterte. So wurde der Rückzug, den man eine Stunde nach Mitternacht antrat, bedeutend erschwert. Der von Johnsdorf nach Kreuzweg führende kahle und dabei sehr steile Weg war durch die Nässe so glatt geworden, daß man keine geringe Mühe hatte, fortzukommen; trotzdem mußten dort Reiterei, Kanonen und Packpferde marschiren. In dieser bedenklichen Lage traf Möllendorf mit Umsicht und Geistesgegenwart seine Anstalten, und noch am 6. kehrten die Truppen glücklich in die verlassenen Quartiere bei Sayda mit den beiden erbeuteten Kanonen und 308 Gefangenen zurück.[1]) Jedoch dem zweiten Bataillone des Regimentes von Wunsch, welches wieder nach Kammerswalde ging, begegnete dort in der folgenden Nacht etwas Unangenehmes. Ein Unteroffizier, der zu den Oestreichern übergelaufen war, führte 90 Mann nach dem sächsischen Dorfe; fünf Kroaten drangen, nachdem sie die Schildwache todtgeschossen, in das Haus, wo der Major von Auerswald im Quartiere lag, und schleppten ihn, zwei Fahnenjunker und vier Fahnen mit sich weg. Alsdann entfernten sich die Feinde schleunig, während die herbeigeeilten Preußen auf sie feuerten und einen Husarenunteroffizier gefangen nahmen, der ihnen den Unfall erklärte. Sonst aber war das Unternehmen geglückt.

Als der Prinz Heinrich am Ende des Septembers den Rückzug

1) Als die Gefangenen ausgewechselt wurden, mußten die Oestreicher dem Prinzen Heinrich 12000 Dukaten Lösegeld zahlen. Schöning 266. Vgl. Seyfart 694: „Ueberhaupt waren bei der preußischen Armee unter dem Prinzen Heinrich 2 Stabsoffiziere, 10 Hauptleute und Rittmeister, 28 Subalternoffiziere und 1810 Gemeine zu Gefangenen gemacht und mit Inbegriff der Offiziere 1211 Köpfe ausgeliefert und 95 Todte berechnet, hingegen von der kaiserlichen Armee 329 Köpfe mit Inbegriff der Offiziere ausgeliefert und 22 Verstorbene berechnet." Von dem Heere des Königs finden sich keine solche Angaben; die Vorfälle in der Grafschaft Glatz mögen hier den Oestreichern einen kleinen Ueberschuß verschafft haben.

aus Böhmen vollbracht, hatte er Möllendorf angelegentlich dem König empfohlen; Friedrich war aber dem Wunsche seines Bruders nicht nachgekommen, indem er entgegnete: „Die großen Belohnungen muß man für Unternehmungen aufbewahren, die mehr entscheiden und auf das Ganze Einfluß ausüben können". Jetzt begnügte sich der Prinz nicht, seinen besten General zu empfehlen, sondern er erbat für denselben geradezu den schwarzen Adlerorden, indem er noch bemerkte, daß er diese Gnade so ansehen wollte, als ob sie ihm selbst widerfahren wäre. Darauf empfing Möllendorf die Auszeichnung. [1])

Inzwischen hatte sich Friedrich in der That aufgemacht, um auch seinerseits etwas gegen den Feind zu versuchen; er war nach Schweidnitz und von da nach Reichenbach gegangen. Aber die Witterung erwies sich ihm ungünstig; erst fiel der Schnee in ungeheuren Massen herab, dann folgte Thauwetter, und er mußte warten, bis die Wasser der Ströme sich verlaufen hätten, oder ein starker Frost einträte. Sein Ultimatum war am 10. Februar abgesendet worden; was er jetzt ausführen wollte, das konnte, wie er wohl wußte, keinen Einfluß auf Krieg und Frieden ausüben. „Aber der Ruf ist etwas Unschätzbares, schrieb er am 13. an seinen Bruder, und gilt mehr als die Macht. So lange noch ein Lebenshauch in mir ist, will ich ihn anwenden, um den Ruhm der Truppen und unserer Nation aufrecht zu halten".

Es scheint, daß schon die Uebersiedelung des Königs nach Reichenbach eine Wirkung ausübte; denn die Oestreicher dachten nun ernstlich an ihren Rückzug aus der Grafschaft. Vorher machte der Oberstlieutenant van der Mersch noch den kühnen Versuch, die Brücke bei Wartha abzubrennen; aber das Unternehmen mißlang. Am 16. ging Wurmser, nachdem er sich fast einen Monat in der Gegend von Wünschelburg und Habelschwert aufgehalten, in seine vorigen Quartiere nach Böhmen zurück und behauptete nur den wichtigen Posten von Rückers, Reinerz und Lewin, welcher durch Verschanzungen, Blockhäuser und Verhaue gesichert war. Am folgenden Tage marschirte der preußische Generalmajor von Anhalt mit acht Bataillonen und zehn Schwadronen in die Gegend von Braunau, wo er bis zum Ende des Krieges stehen blieb.

Vier Tage später erfuhr Friedrich, daß sein Ultimatum in Wien angenommen worden war. Die Bevollmächtigten sollten in Teschen das Friedenswerk zu Ende bringen, und ein Waffenstillstand nach der Unterzeichnung der Präliminarien eintreten. So schienen weitere Sorgen für die Sicherheit Schlesiens überflüssig zu werden. Aber der Ruf, welchen die Ueberraschung Habelschwerts dem General Wurmser eingetragen, mag den Feldmarschall-Lieutenant Olivier Grafen von Wallis gereizt haben,

1) Schöning 160. 164. 243. 244.

ein ähnliches Unternehmen zu wagen; sei es, daß er von der Lage der Dinge nicht unterrichtet war, oder daß er die Absicht hatte, vor dem drohenden Waffenstillstande geschwind noch ein Ruhmesblättlein zu pflücken. Am 28. Februar erschien derselbe, nachdem er die ganze Nacht marschirt, mit einer Heeresabtheilung, deren Stärke Friedrich in einem Schreiben an seinen Bruder auf 12000 Mann angiebt, vor Neustadt, um die Besatzung aufzuheben, nämlich die beiden Bataillone des Regimentes Prinz von Preußen, von dem Obersten von Winterfeld befehligt, ein Grenadierbataillon und 130 Husaren und Bosniaken. Das Regiment hatte 109 Kranke und 270 Fehlende; außerdem standen 200 Mann unter dem Major von Grävenitz im Westen der Stadt bei dem Dorfe Wiese. Die stärkste Compagnie des Grenadierbataillons zählte 80 Mann. Die Truppen waren angewiesen, sich 24 Stunden zu wehren, nach deren Verlauf sie von Patschkau und Neisse her Unterstützung erhalten würden.

Winterfeld empfing von dem Besuche, der ihm zugedacht war, rechtzeitige Kunde; daher traf er die erforderlichen Gegenanstalten. Der Major von Preuß besetzte mit seinen 300 Grenadieren die Kunzendorfer Höhen, welche sich im Süden der Stadt in nordöstlicher Richtung hinziehen, und ließ drei Signalschüsse thun, die auch in Deutsch-Paulwitz, wo der Major von Schladen mit 150 Mann und 60 Pferden stand, und in Hotzenplotz, wo der Major von Götze mit einem Grenadierbataillon und 50 Pferden im Quartiere lag, deutlich gehört wurden. Die Husaren und Bosniaken stellten sich auf dem Galgenberg vor dem Neisser Thor auf; 600 Mann blieben zur Besetzung der Gerüste, die hinter den Stadtmauern angebracht waren.

Der Feind wandte sich zuerst gegen den winzigen, ohne Zweifel stark verschanzten Truppentheil bei Wiese, den er aufforderte, sich zu ergeben; allein er erhielt einen ablehnenden Bescheid. Auch die Kanonen und Haubitzen, welche nun eine Zeitlang spielten, erschütterten keineswegs den Muth der Angegriffenen; diese wiesen vielmehr den noch zweimal erneuerten Antrag eben so oft zurück, am Ende mit dem Zusatze: wenn es zum vierten Male geschähe, so würde Feuer gegeben werden; und wenn der General selbst käme. Nun marschirte der Feind, der wohl keine Zeit für den Hauptschlag verlieren wollte, gegen Neustadt; doch blieb ein kleiner Truppentheil zur Beobachtung des Postens von Wiese stehen.

Auch dem Obersten Winterfeld wurde zugemuthet, ohne Kampf die Waffen zu strecken; doch er gab dem Trompeter zur Antwort: „Ich wundere mir, daß mir sein General noch auffordern läßt; denn ich warte seiner schon seit drei Stunden und habe für ihn alles bereit“. Nun

fingen die Oestreicher an, furchtbar zu haubitziren und zu kanoniren. Die Neisser Vorstadt gerieth sogleich in Brand; hierauf zündeten die Kugeln vor dem Jägerndorfer Thor und endlich in der Stadt gerade da, wo man sich der Mauer bis auf 30 Schritte nähern konnte. Die Lage ward hierdurch gefahrvoll. Der Hauptmann von Winning sah sich nach dem Galgenberg und nach den Kunzendorfer Höhen um, ob die letzteren vom Feinde noch unbesetzt wären, und Preuß mit seinen 300 Griechen noch nicht im Feuer stände, und er faßte frischen Muth, als er beide Stellen unangetastet fand. 1)

Indem das Artilleriefeuer alsdann aufhörte, suchten die feindlichen Schaaren wirklich in die Stadt einzudringen, und als ihnen das mißlang, mußten die Geschütze von neuem ihr höllisches Spiel beginnen. Endlich erschien aber den immer stärker Gefährdeten die längst ersehnte Hilfe. Zuerst kam Schladen aus Deutsch-Paulwitz und dann Götze von Hotzenplotz. Um recht zahlreich auszusehen, stellten sie sich in zwei Gliedern auf. Winterfeld ließ auch den Major Preuß, den er früher an sich gezogen, wieder hinausgehen und zwei Mann hoch an Götze sich anschließen, was doch eine schöne Linie machte. Dann marschirte das Bataillon Preuß nach dem Zeisigberge, welcher dem Feinde bereits im Rücken lag, und beschoß von dort mit vielem Erfolge die Oestreicher. Die Ueberraschung, die Wallis beabsichtigt hatte, war verunglückt, und er mag nun vermuthet haben, daß bald noch andere Truppen zum Entsatz heranziehen würden. Er gab also das Zeichen zum Rückzug. Um drei Uhr war vom Feinde kein Mann mehr zu sehen. Die Preußen zählten 9 Todte und 27 Verwundete; ein Reiter war in Gefangenschaft gerathen.

Inzwischen hatte das Feuer in den Vorstädten rasch um sich gegriffen, und die Flammen schlugen dermaßen über die Mauern in die Stadt, daß dieselben theilweise schon hatten verlassen werden müssen, weil es auf den Gerüsten nicht mehr auszuhalten war, und den Leuten auch die Patrontaschen in die Luft flogen. Während alle Spritzen in den Vorstädten wirkten, brach an zehn verschiedenen Orten zugleich das Feuer in der Stadt aus, deren zitternde Bewohner angstvoll in Kellern und Gewölben saßen. Der Oberst nahm nun die Soldaten von den Mauern und wollte die brennenden Häuser einreißen und Wasser herzutragen lassen. Allein der Wind mischte sich so heftig darein, daß bald an keine Rettung mehr zu denken war. Von den Thoren wurde gemeldet, die Wachen könnten der Hitze wegen dort nicht länger bleiben, und sämmtliche Gerüste ständen im Feuer. Nun mußten die Soldaten die

1) Sein ausführlicher und lehrreicher Bericht findet sich bei Henckel II, 2, 219 ff.

unglückliche Stadt räumen. Kaum war dies geschehen, so stürzten die Thore nebst den angrenzenden Häusern zusammen. Um die Bürger zu retten, sah man sich genöthigt, Löcher durch die Mauern zu brechen. Schon funkelte der Morgenstern des Friedens, da zeigte sich der Krieg noch einmal in seiner häßlichsten Gestalt.

Der König freute sich über die tapfere Vertheidigung. „Wir sind wenigstens nicht die letzten, die geschlagen worden“, schrieb er am 1. März dem Bruder von Silberberg aus; er nahm sich vor, den Schaden, welchen die Haubitzenkugeln und Granaten angerichtet, nach hergestelltem Frieden wieder gut zu machen. Aber der umständlichere Bericht über die greuliche Verwüstung der Stadt erregte furchtbar seinen Grimm. Nachdem er drei Tage später dem Prinzen gemeldet, daß 240 Häuser, nicht mehr und nicht weniger, eingeäschert worden wären, fuhr er fort: „Ich bin so erbittert auf diese ganze Brut, daß ich gern mein Leben verlieren würde, wenn ich mich nur ordentlich an ihnen rächen könnte“.

Solche Wünsche kamen aber zu spät; denn bereits war der 10. März, welchen Tag man für die Eröffnung des Congresses in Teschen in Aussicht genommen, für den Anfang des Waffenstillstandes bestimmt. Bis zum Frieden sollten die beiden Mächte, welche seit drei Vierteljahren sich bekämpften, im Besitze des Gebietes bleiben, das sie inne hatten. Oestreich hielt also den Posten von Lewin, Reinerz und Rückers, Preußen die Gegend von Braunau und von Hotzenplotz und die Städte Troppau und Jägerndorf besetzt, welche letzteren von dem Erbprinzen von Braunschweig und von Stutterheim glücklich behauptet worden waren. Maria Theresia hatte es sogar in den Willen des Königs gestellt, die Waffenruhe schon früher eintreten zu lassen; mit Vergnügen erfüllte Friedrich diesen Wunsch und ermächtigte seinen Bruder, den Beginn des Stillstandes, wenn es anginge, schon für den 9. zu verkündigen. Er eilte dann nach Breslau; denn er hatte noch mit Riedesel und dem Fürsten Repnin vor ihrer Abreise nach Teschen, die am 8. stattfinden sollte, zu reden. „Ich hoffe, schrieb er an seinen Bruder, daß es bei der Eröffnung der Conferenzen bald klar und entschieden sein wird, ob der Wiener Hof den Frieden aufrichtig will“. Und wenige Tage nachher: „Wie viele Congresse haben sich aufgelöst, ohne daß ihr Geschwätz etwas ausgerichtet hat.[1]) Man sieht, wie mißtrauisch der König noch immer war

1) Schöning 263. N. 358. Das Schreiben kann nicht vom 4. März sein, weil es darin heißt: Aujourd'hui les plénipotentiaires arriveront à Teschen. Das deutet auf den 9., und damit stimmt sehr gut, daß der Brief die Antwort auf N. 365 vom 7. März zu sein scheint. Aber wie kann er dann aus Silberberg datirt sein? Entweder ist Friedrich noch einmal dahin gereist, oder der Herausgeber hat den Ort nach N. 359 vom 4. März hinzugefügt.

oder von Neuem wurde. Welchen Grund er dazu hatte, sagt er nicht, jedoch es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sein Argwohn von dem Verhalten des Churfürsten von der Pfalz herrührte. Der Nachwelt ist der Gegenstand, um den es hierbei sich handelte, sehr gleichgiltig; aber weil die Entscheidung über Krieg und Frieden davon abhing, muß er trotzdem näher erörtert werden.

Schon im Januar war der in russischen Diensten stehende Freiherr von der Asseburg auf den Wunsch Repnins nach München gegangen; jedoch er hatte weder von den Ministern, noch von Carl Theodor selbst einen deutlichen Bescheid erlangen können, ob sie bereitwillig auf die Befriedigung Sachsens eingehen würden. Er glaubte, daß sie nur aus sclavischer Abhängigkeit vom Wiener Hofe dessen Haß gegen den Churfürsten Friedrich August theilten. Wenn Carl Theodor die Forderungen des Letzteren für übertrieben und unbegründet erklärte, wenn er hervorhob, daß ein förmlicher Verzicht geleistet worden sei, so schrieb Asseburg diese Sprache der Einwirkung des östreichischen Gesandten zu. Die Diplomaten begegnen so häufig der Verstellung, daß sie den Kopf ungläubig schütteln, wenn ihnen die Wahrheit offen gesagt wird. Der deutsche Freiherr in russischen Diensten war überdies von den Bewohnern des Landes mit der größten Hochachtung aufgenommen worden und sah dann ganz durch die Brille der patriotischen Baiern, die ihm die Hoffnung ausdrückten, daß Rußland die Zergliederung ihres Staates verhindern würde.[1])

In der That hatte Carl Theodor nur seine wirkliche Meinung ausgesprochen, und in diesem Punkte befand er sich mit seinem Neffen, dem Herzoge von Zweibrücken, in Uebereinstimmung. Der Verzicht, auf welchen er sich berief, war von der Mutter des Churfürsten Friedrich August bei ihrer Verlobung im Jahre 1747 ausgestellt worden; sie hatte darin für sich und ihre Erben und Nachkommen allen Anforderungen und Zusprüchen entsagt zu Gunsten ihres Bruders Maximilian Joseph, seiner Leibeserben und der sämmtlichen übrigen Hausagnaten. Dieses letzte Wort bezogen Carl Theodor und der Herzog von Zweibrücken nicht blos, wie Sachsen, auf die bairische, sondern auch auf die pfälzische Linie. Sie glaubten sich demnach berechtigt, Alles abzulehnen; um aber doch einige Nachgiebigkeit zu beweisen, hatten sie in den Schriften, welche sie dem Reichstag übergaben, ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen,

1) Asseburg an Repnin in den Denkwürdigkeiten 341. Eben so empfing der Gesandte Katharinas Briefe von mehreren der angesehensten Fürsten, welche der Kaiserin ihre Dankbarkeit für ihre Einmischung in die Reichsangelegenheiten bezeigten. On ne demande pas mieux que de voir l'influence de la Russie augmenter et s'affermir de plus en plus dans l'Empire.

250000 Thaler mit Bezug auf die Erbverträge von 1766 und 1771 zu zahlen und eben so den Werth der fahrenden Habe nach Abzug der Schulden des verstorbenen Churfürsten, wobei jedoch angedeutet wurde, daß die letzteren viel bedeutender wären.[1])

Nach dem Sitze des Reichstages zurückgekehrt, wendete sich Asseburg am 1. Februar schriftlich an den Freiherrn von Vieregg, den Minister Carl Theodors, mit der Aufforderung, man möge nach Breslau einen Bevollmächtigten schicken, um über den Streit mit Sachsen zu unterhandeln. Zwei Tage später erklärte sich der Münchener Hof bereit, Repnins Verlangen zu erfüllen. Der Graf von Törring=Seefeld ging nach der Hauptstadt Schlesiens und zeigte dort im Anfange des März an, daß sein Gebieter dem Churfürsten Friedrich August 500000 Gulden zahlen würde.[2]) Das war mehr, als wozu sich Carl Theodor verpflichtet erachtete, dagegen nur der zwölfte Theil von dem, was die Präliminarien festgesetzt hatten. Bringen wir nun noch die Vorstellung Asseburgs von dem übermächtigen Einflusse des Wiener Hofes auf den Münchener in Anschlag, so sind die oben angeführten Worte des Königs von Preußen vollständig erklärt.

Am 8. März verließen Repnin, Riedesel, der chursächsische Gesandte Graf von Zinzendorf, Törring=Seefeld und Hofenfels die schlesische Hauptstadt, und aus Wien kamen Breteuil und im Namen Maria Theresias und Josephs der Graf Johann Philipp Cobenzl[3]) nach Teschen. Mit der Wahl des preußischen Bevollmächtigten, des Freiherrn von Riedesel, war der Minister Hertzberg nicht einverstanden; er würde gern selbst hingegangen sein. „Man glaube viel zu thun, schrieb er am 10. März an den Grafen von Görtz, wenn man die Ansprüche Sachsens auf vier Millionen herabsetze und den Herzog von Zweibrücken zur Unterstützung seiner besonderen Vortheile und Sicherstellung der baierischen Erbfolge den Bevollmächtigten empfehle. Der König habe zwar den Fürsten Repnin bei dessen Abreise von Breslau versichert, er wolle nicht weiter nachgeben; aber er glaube, vorauszusehen, daß es doch geschehen werde, was nicht der Fall sein würde, wenn man ihn auf den Congreß geschickt hätte."[4]) Diese Schroffheit mochte der König von Preußen fürchten, und er hat sicherlich die bessere Wahl getroffen.

1) Vollst. Samml. III 480, ff. IV, 411 ff.

2) Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg 331 und 335, doch ist hier durch ein Versehen der 3. Februar statt des 3. März genannt.

3) Ein Vetter des früheren östreichischen Gesandten in Berlin.

4) Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz I, 97.

Die Gelegenheit, Mäßigung und Ruhe zu zeigen, erschien sehr bald. Der Graf von Törring-Seefeld verstörte die Friedensgesellschaft in Teschen, indem er nur eine Million Gulden für Sachsen anbot und sich dabei auf den Rath berief, welchen der Freiherr von Lehrbach in München gegeben hätte. Breteuil theilte das am 15. dem Fürsten Repnin mit, und beide thaten nun Alles, damit Lehrbach Verhaltungsbefehle bekäme, die ihn im Sinne der friedlichen Erklärungen des Grafen Cobenzl handeln lassen würden[1]). Am folgenden Tage setzte Riedesel den König von Preußen in Kenntniß, welcher gewaltig aufbrauste. „Die Oestreicher handeln mit einer abscheulichen Falschheit, schrieb er an den Bruder. Die Vermittler haben entdeckt, daß der Kaiser den Churfürsten von Baiern nöthigt, nur eine Million Gulden an Sachsen zu zahlen; das ist das Gegentheil von dem, was die Oestreicher versprochen. Offenbar hat der Kaiser gehofft, dem Frieden durch die Hartnäckigkeit des Pfälzers Hindernisse zu bereiten, so hinter dem Vorhange zu spielen und den Krieg fortzusetzen. Aber ich hatte mich, da ich diese ganze List vorhergesehen, darüber schon in Frankreich, Rußland und gegen die Vermittler ausgesprochen, und ich habe jetzt, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, von diesem Hofe hintergangen zu werden, die Forderung gestellt, derselbe solle rund heraus erklären, ob er auf den Plan der Entschädigung Sachsens eingehen will, ich würde sonst die Unterhandlung als abgebrochen betrachten und die Feindseligkeiten sofort erneuern." Also schrieb Friedrich am 20. März; er hoffte die Antwort aus Wien in zwei bis drei Tagen zu empfangen. Statt dessen erfuhr er, daß er den Entschluß der Kaiserin wohl erst am Ende des Monats vernehmen würde.

Gewiß machte sich Oestreich einer abscheulichen Falschheit schuldig, wenn Lehrbach neuerdings und auf Befehl den angeführten Rath gegeben. Konnte das aber nicht schon im Januar oder wenigstens vor der Festsetzung der Präliminarien geschehen sein? Und bis das Gegentheil bewiesen wird, darf der Forscher nicht ohne Noth das Schlimme glauben. Carl Theodor, welcher dem starken Druck einer großen Macht im Anfange des vergangenen Jahres vorschnell gewichen war, wollte jetzt einem gleichstehenden Fürsten gegenüber nicht in denselben Fehler verfallen. Allein eben so unzeitig, wie seine frühere Schwäche, war seine gegenwärtige Festigkeit. Er hätte die verlangte Summe als Reugeld betrachten und bedenken sollen, daß Sachsen mit bedeutenden Opfern dazu mitgewirkt, ihm und seinem Hause den größten Theil von Baiern zu erhalten. Hieran scheint er aber nicht gedacht zu haben. Indem nun die Vermittler sein Anerbieten ungenügend fanden, gab er, wahrscheinlich nur in

1) Ebendas. 98. Oeuvres de Frédéric le Grand VI, 174 Anmerkung.

Wien, den keineswegs unbilligen, jedoch der Lage der Dinge nicht entsprechenden Wunsch zu erkennen, daß man diese Angelegenheit durch Schiedsrichter erledigen lassen möge. „Das würde die Sache, meinte Joseph, ins Unendliche ziehen.“ 1)

Drei Tage später, am 25. März, meldete der Kaiser nach Florenz: „Der Churfürst von der Pfalz sperrt sich sehr und will von den vier Millionen durchaus nicht reden hören, besonders aber nicht von Mindelheim.“ 2) In den Präliminarien war es unentschieden gelassen, ob die nur ihrem Werthe nach festgesetzte Entschädigung allein in Geld oder auch durch eine Gebietsabtretung geleistet werden sollte. Der Churfürst von Sachsen mußte letzteres natürlich lebhaft wünschen, und der König von Preußen hielt sich für verpflichtet, seinem Verbündeten auch hierin treu zur Seite zu stehen. Als ihm sein Bruder, begierig, den Ausgleich zu befördern, um diese Zeit Rathschläge gab, die wir nicht kennen, schrieb er zurück: „Wenn ich in der Nothwendigkeit wäre, den Frieden zu erbetteln, könnte ich zu den von Ihnen empfohlenen Mitteln meine Zuflucht nehmen; aber so weit ist es, dem Himmel sei Dank, mit mir noch nicht gekommen. Empfängt Sachsen keine anständige Genugthuung, so wird sich Niemand künftig mit Preußen verbinden wollen. Ich bleibe deswegen steif und fest dabei, entweder entschädige man Sachsen, oder ich setze den Krieg fort. Das ist mein letztes Wort bei der Unterhandlung. Warten wir also geduldig ab, was der Congreß thun wird, und da ich übrigens auf Alles vorbereitet bin, habe ich nichts zu fürchten.“ 3)

Wir sehen, nicht das Recht, sondern die Politik bestimmte den König von Preußen; aber er konnte nach dem, was er für Baiern gethan, von Carl Theodor füglich ein so kleines Opfer in Anspruch nehmen. Indem nun die Vermittler den Widerstand des Letzteren ebenfalls dem Kaiser beimaßen, forderten sie, daß Oestreich den Churfürsten zwingen sollte, die vier Millionen Thaler zu bezahlen. Dagegen sträubte sich begreiflicher Weise der Wiener Hof. „Wir wollen von Rechtswegen, hatte Joseph am 25. März an seinen Bruder Leopold geschrieben, daß sie das Gehässige auf sich nehmen und den Vorschlag machen.“ Niemand könnte darin bei ruhiger Ueberlegung etwas Unbilliges finden; aber in Folge der Auffassung, die man von Joseph hatte, betrachtete man ohne Zweifel in Teschen das Begehren des Grafen Cobenzl nur als ein

1) Arneth III, 197. Als der Großherzog von Toscana von Wien abgereist war, versah ihn Joseph wieder mit Nachrichten, welche dem Forscher sehr zu Statten kommen.

2) Vgl. Denkw. des Freih. v. d. Asseburg 335.

3) Schöning 268; 28. März.

Ausweichen und eine Hinterlist. Jedoch der Kaiser war weit entfernt, in München den Widerstand zu schüren; er sah vielmehr der neuen Verwickelung mit einer Ruhe zu, die uns beinahe befremdet, obgleich sie erklärlich ist. Das Schmerzlichste lag hinter ihm; er hatte dem verhaßten Gegner die fränkischen Markgrafschaften preisgeben und sich mit einem winzigen Landstriche begnügen müssen. Wenn die Präliminarien ihn banden, warum sollten sie nicht auch Carl Theodor verpflichten? Als dieser wenige Tage später in Wien anzeigte, daß er drei Millionen Gulden an Sachsen zahlen wollte, meldete Joseph es nach Florenz mit dem trockenen Zusatze: „Die vierte wird wohl folgen"; und indem er am 1. April die Nachricht wiederholte, fuhr er fort: „man wird dem Churfürsten noch die vierte entreißen müssen." Joseph wußte nicht einmal genau die Höhe der festgesetzten Entschädigung oder des von Carl Theodor gemachten Angebotes. Die Sache war ihm eben gleichgiltig.

Anders fühlte dagegen Maria Theresia. Der Stand der Friedensangelegenheit füllte von Neuem ihr schwergeprüftes Herz mit Unruhe; denn die schönen Hoffnungen schienen ihr zu verschwinden. „Aber es ist nicht unsere Schuld, schrieb sie am 1. April nach Versailles an ihre Tochter, man kann nicht verlangen, daß wir unsern Churfürsten allein schinden lassen." Auch Maria Theresia urtheilte nach der Politik und nicht nach dem Rechte. Mochte Carl Theodor im Kriege neutral geblieben sein und ihren Wünschen keineswegs immer entsprochen haben, er galt doch für ihren Verbündeten, und so empfand sie es schmerzlich, daß [illegible] büßen, der Churfürst von Sachsen dagegen einen Gewinn davontrag[illegible] sollte, weil ihn Preußen und Rußland beschützten. „Etwas Billig[illegible] und Gleichheit, meinte sie, ist nothwendig." [1]

Man begreift die Stimmung der Kaiserin. Aber die Präliminar[illegible] standen doch nun einmal fest, und wenn man an ihnen rüttelte, [illegible] man Gefahr, das ganze Friedenswerk zu Falle zu [illegible] diesem Punkte war der König von Preußen unbe[illegible] die Hälfte,[2] welche Carl Theodor anbot, zwar als [illegible] günstiges [illegible] beginnender Willfährigkeit in Teschen und Breslau wohl aufgenom[illegible] werden, aber noch lange nicht genügen. Zum Glücke kam Rußland [illegible] Vermittlern zu Hilfe. Den 1. April brachte dem Fürsten Repnin [illegible] Eilbote den Befehl, sie sollten Oestreich nöthigen, die vollständige N[illegible] giebigkeit Carl Theodors herbeizuführen. Friedrich erwartete, daß [illegible] Folge dessen eine Depesche nach Wien gehen würde. Wahrschei[illegible]

1) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 286.

2) Friedrich an den Prinzen Heinrich bei Schöning 269. Finckenstei[illegible] den Denkw. des Freih. v. d. Asseburg 335. Denkw. des Grafen v. Görtz [illegible]

wies aber Cobenzl wieder und diesmal mit Erfolg auf den Sitz des Uebels hin. Schon am nächsten Tage wendete sich Breteuil im Namen der Vermittler an das Münchener Cabinet mit dem Verlangen, durch Gewährung der geforderten Summe diese Angelegenheit zu erledigen. Dringende Vorstellungen unterstützten den ertheilten Rath; vermuthlich wurde die Drohung ausgesprochen, daß man sonst wohl an Sachsen einen verhältnißmäßigen Strich von Niederbaiern überlassen könnte[1]).

Da Carl Theodor von einer Gebietsabtretung durchaus nichts wissen wollte, so war Hoffnung vorhanden, daß sich das angewandte Mittel wirksam erweisen würde. Den Nutzen mag ihm aber sein Starrsinn gebracht haben, daß man die Absicht aufgab, die Hälfte der sächsischen Entschädigung in Land und Leuten zu erlangen. Schon jetzt ließ Repnin den Dresdener Hof ersuchen, die vier Millionen Thaler ganz in Geld anzunehmen. Binnen zwei Tagen empfing der russische Geschäftsträger, Herr von Lisakewitz, einen günstigen Bescheid. Der Prinz Heinrich benutzte diesen Umstand, um das Friedenswerk noch mehr zu erleichtern. Er suchte den Churfürsten auszuhorchen, ob er wohl auch mit einer geringeren Summe zufrieden sein würde. Friedrich August antwortete: wenn es um einen beträchtlichen Vortheil für seine Familie und sein Land sich handelte, so würde er glauben, durch Nachgiebigkeit seiner Pflicht zu fehlen; da es aber nur einige Hunderttausende oder eine Million Thaler beträfe, das verlohnte nicht der Mühe, den Krieg fortzusetzen[2]).

Den Schritt, welchen der Prinz Heinrich ungeheißen gethan, nahm aber der König von Preußen sehr ungnädig auf. Er betrachtete die Befriedigung Sachsens als einen Ehrenpunkt und bat deshalb seinen Bruder, durch unnütze Einflüsterungen, welche den Geschäften eher schadeten als ... wären, den Churfürsten nicht zu beunruhigen. Er theilte ferner ...llte, die vier ... scheine nach ein Bruch des Congresses erfolgen würde. ...reiflichen Weise ...ische Stolz die Oberhand behält, schrieb er, so werden

1) Schöning 268. N. 376. Denkw. des Freih. v. d. Asseburg 336. Am ... April spricht Friedrich von den mésures que prennent les médiateurs. ...seph schreibt am 6. darüber: On vient de la part des médiateurs enfin de ...ler ferme à l'Electeur Palatin pour lui faire payer les quatre millions ...écus. Und am 8.: Je crois que le ton ferme que les médiateurs ont pris, ...rendra plus coulant, au moins ils nous rendent par là service, puisqu'ils ...chargent de l'odiosité. Denkw. des Grafen von Görtz 99.

2) Denkw. des Freih. v. d. Asseburg 336. Schöning 271. Da Lisakewitz ... seinem Berichte des Schreibens vom 2. April erwähnt, das Breteuil nach ...ünchen schickte, und der Prinz Heinrich die von jedem Landgewinn absehende ...ußerung des Churfürsten Friedrich August am 9. meldet, so fällt die Ausführung des Auftrages dazwischen.

wir Krieg haben, und in diesem Falle will ich sogleich den Erbprinzen von Braunschweig nach Dresden abgehen lassen, damit Sie Ihrem Wunsche gemäß für Ihre Gesundheit Sorge tragen können." An demselben Tage, dem 11. April, wandte sich der König unmittelbar an Möllendorf und gab ihm den Auftrag, sämmtliche Regimenter, die Artillerie und das Proviantfuhrwesen je eher, je besser vollkommen in Ordnung zu bringen [1]).

Heinrich war wie vom Schlage getroffen. An zwei Gründen suchte der tief Gekränkte sich wieder aufzurichten, erstens, er sei hinlänglich bekannt, als daß man seine Tüchtigkeit bezweifeln sollte, dann, er besitze Muth genug, das Unglück zu ertragen. Strafte sich aber der bedauernswerthe Prinz nicht gleichsam selber Lügen, wenn er noch einen dritten Trostgrund hinzufügte, nämlich den, daß seine Laufbahn zu Ende sei, und er bald an der Grenze anlange, welche von allem menschlichen Elende befreie? Friedrich entsprach übrigens nur einem alten Wunsche des Bruders; denn am 3. December hatte dieser ihn um einen Nachfolger gebeten, weil seine Nerven zu sehr zerrüttet wären, und am 9. sein Gesuch wiederholt. Damals war es aber dem König unmöglich gewesen, Heinrichs Verlangen zu erfüllen, weil er den Erbprinzen von Braunschweig nicht glaubte von Troppau fortschicken zu können; er hatte daher schmeichelhaft geantwortet: „Männer wie Sie findet man nicht leicht," und den Bruder gebeten, zu warten, bis man wüßte, ob Frieden oder Krieg folgen würde [2]). Die Thatenlosigkeit des abgelaufenen Feldzuges nagte fortwährend an seinem Herzen, und er wollte den neuen um jeden Preis erfolgreicher führen. Wenn aber der Kampf wieder ausbrach, so war es in der That nothwendig, an die Spitze des in Sachsen lagernden Heeres einen kühneren und thätigeren Mann zu stellen. Dennoch würde der König vielleicht in der Form schonender zu Werke gegangen sein, wenn nicht der Stand der Unterhandlung seinen höchsten Aerger erregt hätte.

Die Entschädigung Sachsens bildete keineswegs den einzigen Grund des heftigen Streites; ein anderer eben so wesentlicher entsprang aus der Sorge des Königs, auch für die Zukunft jede Zergliederung Baierns unmöglich zu machen. Damit sich nach dem Ableben Carl Theodors

1) Schöning in der dem Briefwechsel vorausgehenden Gesch. des bairischen Erbfolgekrieges 283.

2) Am 19. December; die Gicht hatte vorher ihn gehindert zu schreiben. Ich bin übrigens der Meinung, daß N. 271 bei Schöning die Antwort hierauf enthält und also dem 21. December angehört, und daß N. 279 (vom 23.) wieder die Antwort Friedrichs auf N. 271. giebt.

die Irrungen nicht wiederholten, hatte Friedrich in seinem Ultimatum verlangt, daß der Herzog von Zweibrücken neben seinem Oheim als vertragschließender Theil zugelassen werden sollte. Was die Präliminarien darüber festsetzten, kennen wir leider nicht. Ferner wünschte der Herzog, dessen ganzes Verhalten den preußischen Absichten so gut zu Statten gekommen war, schon jetzt einige Vortheile davonzutragen. Der König hatte ihn in dieser Hinsicht der Kaiserin Maria Theresia in seinem Ultimatum und dann auch dem Fürsten Repnin und seinem eigenen Bevollmächtigten, dem Freiherrn von Riedesel, warm empfohlen. In Teschen betrieb Hofenfels die Angelegenheit. Oestreich sollte dem Herzog die Grafschaft Falkenstein und Steuerfreiheit für seine böhmischen Güter bewilligen und Carl Theodor die Apanage bis auf 300000 Thaler erhöhen. Jedoch der Wiener Hof weigerte sich entschieden, darauf einzugehen. Auch der Churfürst von der Pfalz wollte keine neuen Lasten mehr übernehmen. Außerdem war er nur geneigt, seinen Neffen den Verträgen, die er selber schließen würde, beitreten zu lassen, und Oestreich, welches in die Welt so oft hinausgeschrien hatte, daß der Herzog in der bairischen Erbfolgesache noch nicht mitsprechen dürfte, weil er nur voraussichtlicher Erbe wäre, stand hierin dem Churfürsten treulich zur Seite.

Wenn ein Weg unüberwindliche Hindernisse bietet, so kehrt der kluge Mann bei Zeiten um und schlägt einen andern ein. Im März des vergangenen Jahres hatte der Hof von Versailles wegen des englischen Krieges die Garantie der Verträge nicht übernehmen wollen, welche der verstorbene Churfürst Maximilian Joseph und Carl Theodor mit einander in den Jahren 1766, 71 und 74 geschlossen, um dem ganzen Hause Wittelsbach den ungeschmälerten Besitz der bairisch-pfälzischen Gebiete zu sichern. Jetzt konnte Frankreich es thun, ohne daß es Gefahr lief, in einen zweiten Krieg hineingerissen zu werden. Breteuil und Repnin fügten sich also der Forderung der Höfe von Wien und München, aber sie verlangten dafür, daß die genannten Hausverträge sowohl von den vermittelnden, als auch von den kriegführenden Mächten gewährleistet werden sollten. In der That erreichte man auf diesem Wege das nämliche Ziel. Friedrich beruhigte sich aber auch hierbei noch nicht, sondern er wollte den neuen östreichisch-bairischen Vertrag in gleicher Weise geschützt haben. Umgekehrt weigerte sich der Wiener Hof entschieden, den König von Preußen in beiden Fällen als Garanten zuzulassen.

Seit einem Monate tagte der Congreß, und noch konnte man nicht absehen, welchen Ausgang er haben würde. Schon faßte Friedrich die Fortsetzung des Krieges ernsthaft ins Auge. Sein Mißtrauen gegen

den Kaiser schärfte die Sprache der preußischen Staatsschriften so, [1]) daß man ihm in Wien die Absicht beilegte, Joseph zu beleidigen und vielleicht sogar die Unterhandlung abzubrechen. Es schien, als könnte man sich nicht verständigen. Verstimmung, Betrübniß und Rathlosigkeit herrschten am Kaiserhofe; Maria Theresia gerieth abermals in ein übles Verhältniß zu ihrem Sohne. Da trafen aus München wichtige Nachrichten ein. Carl Theodor hatte sich endlich entschlossen, die verlangten vier Millionen Thaler an Sachsen zahlen zu wollen; er genehmigte ferner wahrscheinlich auch die von den Vermittlern vorgeschlagene Garantie der Hausverträge. Folglich mußte sich der Wiener Hof nun ebenfalls entscheiden. Am 10. April machte Maria Theresia den Kaiser mit ihrer uneingeschränkten Begierde zum Frieden bekannt und holte vermuthlich seinen Rath ein oder wollte zu der Nachgiebigkeit, zu welcher sie bereit war, seine Zustimmung erlangen.

„Nach allen Umständen, antwortete Joseph, kann nichts den Frieden mehr befördern und Eurer Majestät Ansehen noch in etwas erhalten und beschönigen, als eine ernsthafte und männliche Sprache, die, um sie wirksam und glaubhaft zu machen, soll ich es aufrichtig sagen, von mir herkommen muß." Nach seiner Ansicht sollte Kaunitz ungefähr Folgendes an den Grafen Cobenzl schreiben: die Kaiserin-Königin habe nun von dem Churfürsten die sechs Millionen Gulden endlich erlangt, der Beitritt des Herzogs von Zweibrücken, wenn Carl Theodor damit einverstanden, sei ihr gleichgiltig, eben so die Garantie der Hausverträge; keineswegs könne sie aber in Bezug auf die Garantie des Königs von Preußen nachgeben, und auch von Anliegen des Herzogs oder des Churfürsten wolle sie das Mindeste weder anhören noch thun [2]). Dieses sei das Aeußerste. Sollte der Krieg fortdauern, so würde die ganze unparteiische Welt selber beurtheilen können, von wo er herkäme. Bestehe man dennoch unabweichlich darauf, so möge sich Cobenzl ohne Weiteres auf die Reise machen und den Congreß sogleich abbrechen.

Das sollte der östreichische Bevollmächtigte dem französischen Botschafter und dem Fürsten Repnin mittheilen. Außerdem wollte Joseph an Cobenzl ein kurzes Schreiben erlassen, welches derselbe auch vorweisen könnte, des Inhalts: er sei nun des festen Entschlusses der Kai-

1) In der Depesche Breteuils an Marquis de Pons vom 16. April, die ich hier zum Theil benutze, werden genannt: Observations de la cour de Berlin, Réponses autrichiennes und Remarques de Sa Maj. Prussienne auf diese Antworten. Flassan VII, 247. Alle drei sind noch unbekannt.

2) Was für Petita Carl Theodors der Kaiser meint, vermag ich nicht zu sagen.

serin, nicht weiter zu gehen, versichert, und schicke deshalb eigens diesen Courier ab, um von dem Ja oder Nein, welches Krieg oder Frieden bedeuten würde, so geschwind als möglich unterrichtet zu werden, alsdann auf der Stelle zum Heer abzureisen und die Operationen zu beginnen.

„Dieses wäre, schloß Joseph, meine unterthänigste Meinung; mehr kann ich nicht sagen, als ich thäte es einmal so, und bin derweil zufrieden, zu wissen, daß ich meine Eurer Majestät und dem Staate gewidmeten Pflichten dadurch erfülle." Wie wenn er noch tief in Böhmen stände, bat der Kaiser am Ende seine Mutter, auch dem Fürsten Kaunitz, mit welchem er wohl wieder nicht verkehren mochte, seine kurzen Gedanken mitzutheilen. Zwei Tage später schrieb er an Leopold: „Es werden noch allerhand lächerliche Einwendungen gemacht; man muß abwarten, ob sie sich verständigen werden; ich glaub' es jedoch, besonders wenn es möglich wäre, die Kaiserin unbeweglich eine feste Sprache reden zu lassen. Aber hier hängt es; ihre Muthlosigkeit ist außerordentlich groß."

Eben damals waren die Erbietungen Carl Theodors in Teschen bekannt geworden, und am 13. erfuhr sie der König von Preußen. Vielleicht hat es ihn nun einigermaßen gereut, daß er den Prinzen Heinrich ohne Noth vor zwei Tagen mit einer gewissen Schroffheit behandelt; wenigstens war er darauf bedacht, dem Bruder eine Freude zu bereiten, indem er ihm die eben eingelaufenen Nachrichten unverzüglich mittheilte. „Der Friede, schrieb er, ist so gut wie fertig, kein Scheinfriede, nicht erreicht durch Aufopferung unserer Verbündeten, sondern ein Friede, wie ihn die Ehre und Würde Preußens verlangt. Der Churfürst von Sachsen wird vier Millionen in Geld bekommen, der Herzog von Zweibrücken seine Befriedigung erhalten und Baiern inskünftige den Wünschen der Oestreicher, es zu zergliedern, entrückt bleiben." [1]) Die Sprache des glücklichen Königs lautete so zuversichtlich und rückhaltslos, als ob keine Verwickelung mit dem Wiener Hofe mehr schwebte.

1) Der König schreibt weiter: „Diese Nachricht ist zugleich mit einer andern aus Constantinopel hier eingetroffen, die uns die Unterzeichnung der Präliminarien zwischen den Russen und der Pforte meldet." Wir sehen, er erwartet hier von diesem Ereigniß, das am 21. März stattgefunden hatte, keine Förderung des Friedenswerkes. Auch ich kann dem Abschluß des Vertrages von Ainali-Kawak die schnellere Beendigung der Unterhandlungen nicht beilegen, trotz der entgegenstehenden Ansicht, die Friedrich in den Oeuvres VI, 175 u. beinahe gleichzeitig der Graf Solms in einem Briefe vom 8. Juni 1779 (Denkw. des Freih. v. d. Asseburg 334 fin.) ausgesprochen haben.

Während in Breslau die lichte Freude das Herz des greisen Herrschers wohlthuend erwärmte, sah es in der Hofburg an der Donau noch immer trübselig und düster aus. Der Verdruß des Kaisers hatte den höchsten Grad erreicht. „Die Herren in Teschen, schrieb er am 14. nach Florenz, möchten uns gern so viel Böses als möglich in den Formen und Nebensachen zufügen, weil sie es in den wesentlichen Dingen nicht vermögen. Ihre Majestät fürchtet fortwährend und quält sich und alle diejenigen grausam, die unglücklicher Weise damit etwas zu thun haben. Ich bin der ganze Hiob; Widerspruch, Kleinmuth, Alles wird aufgeboten. Der Fürst Kaunitz ist nicht mehr zu sehen; jedes Schreiben, das er empfängt, muß man ihm entreißen, und eben so ist es mit den Antworten. Kurz, hundertmal möchte man des Teufels werden. Und obendrein täuschen sie uns vielleicht nur und treffen inzwischen ihre Maßregeln, damit wir unversehens überfallen werden; denn für die Eröffnung des Feldzuges fehlt unendlich viel. Unsre Maulesel abbestellt, Lebensmittel ungenügend, die niederländischen Regimenter in Luxemburg, das ungarische Aufgebot noch nicht angefangen, mit einem Wort, es würde ein großer Uebelstand sein. Das ist eine hübsche Lage für meine Geduld". Joseph schickte dem Bruder nachträglich noch eine Abschrift von dem Rathschlage, den er am 10. der Kaiserin gegeben. „Heut ist der vierte Tag, fuhr er hastig fort, weder Antwort, noch geschieht das Mindeste". Vermuthlich benahm er sich auch in dieser letzten Noth so ungefüge, wie ehedem, gegen seine Mutter[1]).

Eben damals aber hatte Kaunitz die nach Teschen bestimmten Briefe seiner Herrscherin überreicht. „Die Expeditionen können zwar abgehen, antwortete Maria Theresia, doch ich finde dieselben gar nicht angethan mich zu beruhigen. Die Zeit verläuft, Bitterkeit und Mißverstand vermehren sich täglich. Es ist mir also vom Fürsten ein Mittel vorzuschlagen, wie die Sache auf einmal kann geendigt werden". Weit davon entfernt, nach Josephs Rathe mit dem Abbruch der Unterhandlungen zu drohen, wollte sie, wie es scheint, auch das, was der Staatskanzler versagte, noch bewilligen, um schleunig die lange Reihe der Unglückstage zu schließen. Kaunitz trug nämlich dem Grafen Cobenzl auf, die Garantie der Wittelsbachischen Hausverträge in der vorgeschlagenen Form anzubieten und zu versprechen, daß die Kaiserin sich aufrichtig und warm

1) Breteuil bei Flassan VII, 248: il s'est élevé à cette occasion différens sentimens entre l'impératrice et l'empereur, qui les ont tenus dans la plus vive division pendant quatre jours, et sur lesquels ... Kaunitz, rangé à l'opinion tranquille de l'impératrice, a été de même quatre jours, sans pouvoir rien effectuer sur l'empereur de conforme aux voeux et aux principes invariables de l'impératrice pour la paix.

in München für den Herzog von Zweibrücken verwenden würde, damit er die gewünschten Vortheile bekäme. Dagegen verlangte der Staatskanzler nicht nur in Bezug auf einzelne Ausdrücke und Redewendungen von Preußen Nachgiebigkeit, sondern er erklärte ferner noch, daß die Kaiserin sich durchaus weigere, durch den König ihren neuen Vertrag mit Carl Theodor gewährleisten zu lassen, weil das ihre Würde verletze; für die Sicherheit Baierns genüge die Garantie der vermittelnden Mächte.

Bisher hatte Breteuil auf Befehl seines Hofes auch diese preußische Forderung unterstützt; nun aber ließ er den König ersuchen, hierin so wie in jenen bedeutungslosen Ausdrücken und Redewendungen dem Wiener Hofe nachzugeben; Friedrich werde dadurch der Kaiserin das Mittel gewähren, alle besonderen Hindernisse zu besiegen, welche Josephs ungemein starkes Ehrgefühl in Bezug auf den Inhalt und die Form des Friedens ihr bereite[1]). Der König entsprach ohne Weiteres dem Wunsche des französischen Bevollmächtigten. „Eigentlich kann ich erst heute, schrieb er am 18. seinem Bruder, den Krieg als geendigt ansehen; denn es fehlt jetzt an Stoff zum Hader, und nichts bleibt mehr übrig, was die Dinge von Neuem in Verwirrung bringen könnte".

Nach dem Sprichworte soll man den Teufel nicht an die Wand malen. An demselben Tage traf in Teschen ein unangenehm überraschendes Schreiben aus München ein; plötzlich wollte Carl Theodor den Herzog von Zweibrücken als vertragschließenden Theil zulassen und dafür seine Genehmigung, daß die Hausverträge von den vermittelnden und kriegführenden Mächten garantirt würden, zurückziehen. Dieser schnelle Wechsel[2]), der recht geeignet war, dem kaum beschwichtigten Mißtrauen Preußens neue Nahrung zu verleihen, brachte den schlechtesten Eindruck hervor. Repnin und Riedesel meinten, sie müßten nun zu den stärksten Mitteln greifen. Breteuil hatte geahnt, daß der unerwartete Schritt des Churfürsten eine große Bewegung verursachen würde; jedoch er sah seine Befürchtungen noch übertroffen. Er that sein Möglichstes, um schnelle Beschlüsse zu verhindern, und benachrichtigte dann den Grafen von Törring=Seefeld und die beiden churfürstlichen Räthe von der entstandenen Aufregung. Diese baten ihn, zu bewirken, daß Repnin und Riedesel bis zum nächsten Morgen keinen Courier nach Breslau schickten. Zu dem Ende setzte Breteuil auf den 19. früh um neun Uhr eine Berathung an. Dieselbe dauerte zwei Stunden, und es wurde sehr hitzig gestritten.

1) Breteuil an den Marquis de Pons 16. April bei Flassan VII, 245 ff.

2) Flassan VII, 240: changement subit und répété, und vorher: vous revenez à donner votre consentement.. Darüber wissen wir sonst nichts.

Endlich erklärten die drei Sachwalter des Churfürsten, daß Letzterer auch noch seine Meinung von der Nutzlosigkeit jener Garantie opfern und es bei dem, was vorher bestimmt worden war, bewenden lassen wollte. Diese Worte stellten die Ruhe wieder her und erregten allgemeine Freude. Damit aber keine neuen Aenderungen mehr eintreten könnten, setzten die Versammelten den betreffenden Artikel des preußisch-östreichischen Vertrages in seinem Wortlaute fest, eben so den Separatartikel, durch welchen Carl Theodor und der Herzog von Zweibrücken einander auf die förmlichste und verbindlichste Art versprachen, daß sie die Hausverträge beobachten und vollziehen und denselben auf keinerlei Weise zuwiderhandeln wollten, und endlich die Beitrittserklärungen des Herzogs von Zweibrücken zu den Verträgen, die sein Oheim mit Oestreich und Sachsen schloß [1]. Maria Theresia hat sich dann ohne Zweifel noch in München ihrem Versprechen gemäß dafür verwendet, daß Carl Theodor die Apanage seines Neffen erhöhen möge; doch die Minister schützten den beschränkten Stand der pfalzbairischen Finanzen vor, um dem Herzoge die gewünschte Vermehrung seiner Einkünfte zu verweigern [2].

So waren nach einer mühevollen Unterhandlung von vier Monaten endlich alle Schwierigkeiten überwunden. Maria Theresia fühlte sich nun sehr erleichtert; sie ließ Ludwig XVI für seine Vermittelung durch ihre Tochter danken. Ein Zusammengehen mit Frankreich erschien ihr jetzt nothwendiger als je, nachdem sich der Petersburger Hof dem Könige Friedrich so hilfreich erwiesen. Auch von England fürchtete sie, daß es wohl einmal auf des Letzteren Seite stehen könnte; denn Hannover hätte sich nur zu sehr entlarvt. „Sachsen, schrieb sie weiter an Marie Antoinette, wird mehr als je preußisch werden, und die beiden fränkischen Markgrafschaften verleihen eine so große Ueberlegenheit, Nachbarschaft und Einfluß im Reich und unsern Ländern, daß unsere Lage immer schwieriger wird. Leider trägt noch die Religion viel dazu bei, da die Katholiken und sogar die geistlichen Fürsten nicht zusammenhalten oder keine genügenden Streitkräfte besitzen, was bei den Protestanten der Fall ist". Dringend legte deshalb Maria Theresia ihrer Tochter ans Herz, für das gute Einvernehmen zwischen den Höfen von Versailles und Wien beständig Sorge zu tragen [3].

1) Breteuil an Carl Theodor 20. April bei Flassan VII, 238 ff.

2) Denkw. d. Freih. v. d. Asseburg 336. Am 2. Mai schrieb Friedrich: Quelques misérables chicanes suscitées par l'Electeur palatin ont trainé cette négociation. Ob damit das hier Erzählte gemeint oder noch Anderes vorgekommen ist, kann ich nicht sagen.

3) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette 288.

Als Kaunitz am 6. Mai der Kaiserin-Königin die Verträge von Teschen zur Ratification gesendet, schrieb sie ihm: dieselben wären zwar nicht das rühmlichste, gewiß aber das mühsamste und sowohl für die Monarchie, als auch für sie selbst nützlichste seiner Werke. Sie versicherte den Staatskanzler ihrer Erkenntlichkeit und Freundschaft, so lange sie leben würde. Dem Baron Breteuil wollte sie gleichfalls die guten Dienste, die er ihr bei dieser Gelegenheit geleistet, nie vergessen.

Am 9. oder 10. sollte die Unterzeichnung stattfinden; aber weil sich unter den „Doctoren der Politik“ noch ein kleiner Anstand in Bezug auf die Formel der Unterschriften erhob, geschah es erst am 13. Mai, dem Geburtstage Maria Theresias. Wenn diese mit gemischten Gefühlen den Tag begrüßte, der ihrem Herzen die langentbehrte Ruhe wiedergab, so konnte dagegen der König von Preußen mit Wohlgefallen das glücklich zu Stande gebrachte Werk betrachten. Die Absicht zwar, die er anfänglich gehegt, den Wiener Hof kein Dorf nehmen zu lassen, war nicht erreicht worden; aber er hatte wenigstens den Verlust Baierns auf das geringste Maß beschränkt. In dem neuen Vertrage, welchen Maria Theresia mit Carl Theodor eingegangen war, entband sie diesen von dem Abkommen vom 3. Januar 1778 auf die förmlichste und verbindlichste Weise für sich, ihre Erben und Nachfolger. Das Mindelheimer Ländchen hatte wegen seiner Kleinheit in dem Streite, der über die Rechtstitel des Habsburgischen Hauses geführt worden, nur eine Nebenrolle gespielt; die Urkunde, worauf Oestreich seine Forderung stützte, scheute das Tageslicht, und bis auf den heutigen Tag ist sie verborgen geblieben. In geringfügigen Dingen nachgiebig, gewährte der König von Preußen dem Wiener Hofe das Vergnügen, diese Herrschaft an Carl Theodor abtreten zu dürfen. Ferner überließ Maria Theresia Letzterem und seinem ganzen Hause die oberpfälzischen Lehen. Sie versprach endlich Kaiser und Reich zu bitten, daß sie auch die durch das Patent vom 16. Januar 1778 eingezogenen Reichslehen in Schwaben und Baiern dem Churfürsten Carl Theodor übertragen möchten, und dahin zu wirken, daß ihm die Verwaltung derselben gleich nach der Ratification des Vertrages gegeben würde. Wenn dagegen die Kaiserin-Königin den schon oft genannten Landstrich, welchen sie im Jahre 1745 eintauschen wollen, von Carl Theodor empfing, so geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder sie, noch ihre Erben und Nachfolger jemals irgend welchen Anspruch auf einen anderen Theil Baierns erheben dürften.

Der Friedensvertrag, welchen Maria Theresia mit Sachsen schloß, war frei von allen Bedingungen; denn der Wiener Hof hatte darauf bestanden, die Reichsafterlehnschaft der Krone Böhmen über die den Grafen von Schönburg gehörigen Herrschaften Glaucha, Lichtenstein und

Waldenburg an Carl Theodor abzutreten, um ihm die Befriedigung des Churfürsten von Sachsen zu erleichtern. In einem besonderen Vertrage gab er denn auch Letzterem die empfangenen Rechte und versprach außerdem, die bedungenen vier Millionen Thaler in bestimmten Fristen zu bezahlen. Friedrich August entsagte dafür allen Ansprüchen auf die Allodien, welche mit dem Stammbesitze zu einer untrennbaren Masse vereinigt wurden.

So verlor Baiern in der That nur das Innviertel. Die Bevollmächtigten hatten ferner die größte Sorgfalt aufgewendet, um den ruhigen Uebergang aller Wittelsbachischen Länder auf den Herzog von Zweibrücken im voraus zu sichern. Nicht allein war seiner Mitwirkung in den beiden Verträgen gedacht, welche Carl Theodor schloß, sondern er trat auch denselben in besonderen Erklärungen noch ausdrücklich bei. Oheim und Neffe gelobten außerdem einander feierlich, die Familienabkommen von 1766, 71 und 74 unverbrüchlich zu halten; dieses Versprechen und die Hausverträge selbst wurden endlich nicht nur von den beiden vermittelnden Mächten, sondern auch von Preußen und Oestreich gewährleistet. Die nämliche doppelte Garantie schützte die sächsisch-pfälzischen Abmachungen. Dagegen war Carl Theodors Uebereinkunft mit der Kaiserin-Königin nur unter die Hut der vermittelnden Mächte gestellt; aber weil diese Festsetzungen zugleich in dem Hauptvertrage berührt waren, so würde bei einer Verletzung Preußen immer einen Grund, Einspruch zu thun, gehabt haben.

So hatte der König dem Herzoge von Zweibrücken redlich Wort gehalten und dem andern Verbündeten das Erreichbare verschafft. Auch der Herzog von Mecklenburg war unvergessen geblieben; Friedrich und Maria Theresia machten sich anheischig, ihm das unbeschränkte privilegium de non appellando beim Kaiser auszuwirken.

Für sich erlangte der König von Preußen ebenfalls, was er, vielleicht auf Anregung des Prinzen Heinrich, hatte gewinnen wollen; denn Oestreich entsagte jedem Widerspruch gegen die Vereinigung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth mit Brandenburg und verhieß, dem Rechte der preußischen Herrscher, darüber nach Gefallen zu verfügen, niemals entgegen zu sein. Auch hierdurch ward ein Zündstoff, der zu nicht gelegener Zeit in Brand gerathen konnte, zum voraus unschädlich gemacht.

Vergleichen wir die Friedensbedingungen mit den Vorschlägen, welche der König von Preußen am 28. Juli 1778 angeboten, und fragen wir nach dem Gewinne, den die längere Kriegführung dem Wiener Hofe eingetragen, so ergiebt sich, daß derselbe die werthlosen Rechte behielt, die er in der Oberpfalz besaß, und die Million Thaler nicht bezahlte, welche

Friedrich II damals von ihm verlangt hatte. So viel wäre gewiß im August des vergangenen Jahres ebenfalls erreichbar gewesen, und wenn sich Preußen und Oestreich schon zu jener Zeit geeinigt hätten, so würde die fremde Vermittelung unnöthig geworden sein. Solchem Makel wäre man freilich auch entgangen, wenn der Prinz Heinrich nicht auf seinem Siegeszuge plötzlich inne gehalten hätte; denn Preußen würde dann den Frieden dictirt haben. Aber diese Freude blieb dem Könige versagt.

Am 16. Mai vollzog Joseph als Mitregent und Erbe der Länder Maria Theresias die Beitrittserklärung, welche Friedrich am 20. entgegennahm. Ein spöttisches Lächeln mag den Mund des Königs umspielt haben, als er las, daß sein Bewunderer und Nacheiferer die Verträge von Teschen mit Vergnügen annahm. Sieben Tage später sah er seine Hauptstadt wieder, in die er zwar nicht ruhmvoll, aber siegreich zurückgekehrt war; denn er hatte wirklich den Kaiser gelehrt, Wasser in seinen Wein zu gießen. Als Letzterer im October die neue Erwerbung besuchte, schrieb er an seine Mutter: „Es ist ein winziger Gegenstand, wenn man daran denkt, was vielleicht hätte gelingen können; aber an und für sich ist dieser Landstrich schön und gut und für Ober-Oestreich sehr gelegen.“ [1]) Jedoch nicht allein die Tugend der Genügsamkeit entfaltete plötzlich der Kaiser, sondern er trug auch unverzüglich Sorge, Böhmen gegen einen künftigen preußischen Angriff durch Festungen besser zu sichern, als es bisher der Fall gewesen war. Dem bairischen Erbfolgekriege verdanken Theresienstadt, Königgrätz und Josephstadt ihren Ursprung.

Dem Vertrage von Teschen gemäß mußten noch Kaiser und Reich ihre Zustimmung zu dem Frieden ertheilen und die durch das Patent vom 16. Januar 1778 eingezogenen Lehen an den Churfürsten Carl Theodor und das gesammte pfälzische Haus übertragen. Daher hatte Joseph, als er von den Höfen von Wien, Berlin, München, Dresden und Zweibrücken darum ersucht worden war, unter dem 8. August 1779 ein Reichsgutachten eingefordert. Auf der anderen Seite liefen Beschwerden gegen einzelne Bestimmungen des Friedensvertrages ein. Die Mecklenburgische Ritterschaft und Bürgermeister und Rath der Seestadt Rostock betrachteten die Verleihung des unbeschränkten privilegii de non appellando als einen Eingriff in ihre Rechte; [2]) die Herren von Schönburg sträubten sich gegen das, was in Bezug auf sie festgesetzt worden war; Salzburg, Augsburg und ein Graf Rechtern erhoben auf verschiedene

1) Arneth III, 228. 234.

2) Bisher hatten die Herzöge von Mecklenburg dieses privilegium nur bis auf die Summe von 1000 Goldgulden oder 2000 Reichsgulden gehabt. Abh. und Mat. VI, 73.

Stücke der Hinterlassenschaft Maximilian Josephs Ansprüche; der schwäbische Kreis verlangte sogar, daß Donauwörth wieder zu einer Reichsstadt erhoben würde. Diese Beschwerden und Forderungen fanden Anklang, und es bildete sich die Meinung, daß man dem Frieden keineswegs ohne Weiteres beitreten könnte, sondern die Rechte des Reiches und die Rechte Dritter ausnehmen müßte. Darüber ging dann der Streit lebhaft hin und her. Die Gegner der unbedingten Annahme behielten sowohl im Churfürsten= als auch im Fürstenrathe die Oberhand. Nach ihrem Sinne wurde das Reichsgutachten abgefaßt und am 8. März 1780 vom Kaiser genehmigt.[1])

Mit diesem Ausgange der Regensburger Verhandlungen war man besonders in Petersburg unzufrieden. Aber der Freiherr von der Asseburg schrieb tröstend an den Grafen Panin: „Es ist ein wahres Glück für Deutschland, daß die Garantie unseres erhabenen Hofes, welche durch den Beitritt des Reiches und seines Oberhauptes zu dem Frieden von Teschen jetzt anerkannt ist, ein Gegengewicht von der größten Bedeutung gegen Alles errichtet, was seine Verfassung in Gefahr bringen kann. Vermittelst dieser Garantie wird Rußland nach Gefallen an den weltlichen und geistlichen Angelegenheiten des Reiches Theil nehmen." Der deutsche Freiherr sah hierin ein unschätzbares Glück für unser Vaterland, und dem preußischen Minister Finckenstein gab das Verhalten der Regensburger Versammlung Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die Höfe von Berlin und Petersburg enger als je verbunden bleiben müßten.[2])

Als das Cabinet von Versailles im Frühjahr 1778 der Garantie des westphälischen Friedens gegenüber sich sehr lau verhielt, hatte der Graf Görtz geglaubt, daß eine günstige Gelegenheit erschienen wäre, den Einfluß des französischen Hofes auf das Reich zu brechen. „Das würde, schrieb der Freund Herders, ein dem größten der Könige geziemender Ruhm sein!" Freudig wird jedes deutsche Herz dieser einsamen Auffassung begegnen. Jedoch es war anders gekommen. Ohne Bedenken hatten die beiden kriegführenden Mächte die französisch=russische Vermittelung angenommen; zu dem althergebrachten Einfluß im Reiche gesellte sich noch ein neuer. Aber Niemand erblickte damals hierin etwas Anstößiges. Wie sollte denn auch in einer Zeit, wo man von einer bairischen, einer pfälzischen Nation sprach, ein deutsches Gemeingefühl rege sein und wachsam Berücksichtigung fordern? Mit ganz anderen Augen betrachtet dagegen unser Jahrhundert die russische Garantie, es sieht darin einen Flecken, der auf dem Teschener Frieden und auf dem großen Herrscher

1) Abh. u. Mat. VI, 354—361.

2) Denkw. d. Freih. v. d. Asseburg 295. 297.

lastet, der ihn herbeigeführt. Die Gerechtigkeit verlangt aber, daß wir wenigstens die Hälfte der Schuld ihm abnehmen und auf Joseph wälzen. Und sind nicht auch die Stände des Reiches anzuklagen, die trotz wiederholter Aufforderungen dem Könige weder ihre Stimme noch ihren Arm liehen, die nur Rechte kannten und keine Pflichten?

Mit eingebildeten Größen kann der Staatsmann nicht rechnen. Friedrich, der sich überhaupt mehr als europäischen Fürsten ansah, nahm von daher Hilfe, wo er sie fand. Und müssen wir ihm für das, was er geleistet, nicht dankbar sein? Wenn Joseph Baiern und die Oberpfalz gewonnen hätte, so würde der Wiener Hof wahrscheinlich seine Herrschaft bis an den Rhein allmählich ausgebreitet haben. Indem Friedrich den kaiserlichen Plänen kühn entgegentrat und sie vereitelte, hat er unbewußt für das neue deutsche Reich gearbeitet. Das Wirken der großen Männer erstreckt sich immer in weite Zukunft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

